

Alt-Heidelberg, du Feine--

Rudolph Stratz

3491
89
2

Library of



Princeton University.

Presented by

FREDERIC V. SCHAEFFLER '17

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
 Stuttgart und Berlin

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch
 in Leinwand gebunden zu beziehen

Preis für den Einband 1 Mark

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 3. Auflage. Geheftet	M. 3.50
— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte. 2. Aufl.	„ M. 2.—
— Senitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen.	„ M. 2.50
— Menschenkinder. Novellencyclus.	„ M. 3.50
— Ma. Ein Porträt. 2. Auflage.	„ M. 2.50
Anzengruber, Ludw., Wolken und Sonn'schein. 2. Aufl.	„ M. 3.—
Arminius, Wilhelm, Der Weg zur Erkenntnis. Roman.	„ M. 3.—
— Yorks Offiziere. Historischer Roman.	„ M. 3.50
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman.	„ M. 4.—
Böhlau, Helene, Salin Kaliske. Novellen. 2. Aufl.	„ M. 3.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	„ M. 3.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl.	„ M. 4.—
— Um Helena. Roman. 2. Auflage.	„ M. 3.50
— Die säende Hand. Roman. 3. Auflage.	„ M. 3.50
Bülow, Frieda v., Kara. Roman.	„ M. 4.—
Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage.	„ M. 3.—
Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novellen.	„ M. 2.50
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 4. Aufl.	„ M. 3.—
— Bozena. Erzählung. 5. Auflage.	„ M. 3.—
— Margarete. 5. Auflage.	„ M. 2.—
— Moriz v., Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten.	„ M. 2.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 6. Auflage.	„ M. 5.—
Ertl, Emil, Mistral. Novellen.	„ M. 3.—
Sontane, Theodor, Quitt. Roman. 2. Aufl.	„ M. 3.—
— Unwiederbringlich. Roman. 4. Aufl.	„ M. 3.—
Sulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Auflage.	„ M. 2.—
Gleichen-Rußwurm, A. Freih. v., Vergeltung. Roman.	„ M. 3.50
Gaushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman.	„ M. 3.50
Geer, J. C., An heiligen Wassern. Roman. 12. Aufl.	„ M. 3.50
— Der König der Bernina. Roman. 13. Auflage.	„ M. 3.50
— Felix Norvest. Roman. 7. Auflage.	„ M. 3.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman.	„ M. 2.—
Seyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	„ M. 3.50
— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage.	„ M. 1.—
Sillern, Wilhelmine v., 's Reis am Weg. 3. Aufl.	„ M. 1.50
— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage.	„ M. 3.—
— Der Gewaltigste. Roman. 3. Auflage.	„ M. 3.50
Söcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman.	„ M. 3.—
Sopfen, S., Der letzte Lieb. Eine Studentengeschichte. 3. Aufl.	„ M. 2.50
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Auflage.	„ M. 4.—
Kaiser, J., Wenn die Sonne untergeht. Novellen. 2. Aufl.	„ M. 2.50
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen.	„ M. 4.—
Langmann, Philipp, Verflozene Ruhe. Novellen.	„ M. 2.50
Lindau, Paul, Der Zug nach d. Westen. Roman. 9. Aufl.	„ M. 4.—
— Arme Mädchen. Roman. 8. Auflage.	„ M. 4.—
— Spitzen. Roman. 7. Auflage.	„ M. 4.—
Loti, Pierre, Japanische Herbssteindrücke.	„ M. 3.—

Alt-Heidelberg, du Feine...



Roman einer Studentin

von

Rudolph Stratz

Sechste Auflage



Stuttgart und Berlin 1902

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

PRESENTED TO

PRINCETON UNIVERSITY

BY

FREDERIC V. SCHAEFFLER, 1917

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

I.

„Und überhaupt . . .

„Aber wozu Dir das alles schreiben? Es ist ja umsonst! Du verstehst mich ja doch nicht — so wenig wie ich Dich, so wenig wie Mann und Weib einander heutzutage verstehen können! Die goldene Zeit ist noch fern, von der geschrieben steht: ‚Und Mann und Frau schauten einander in die Augen und fürchteten sich nicht!‘ Borderhand lieben wir uns oder hassen uns oder sind uns gleichgültig, aber vor allem: wir fürchten einander, bewußt oder unbewußt! Ich ganz bewußt! Ich habe eine ganz ausgesprochene Angst vor Dir, mein lieber John Henry, so unwiderstehlich komisch Du mir auch zuweilen vorkommst, und Ihr alle dahinten in dem Fabrikneft, wo bis gestern meine Heimat lag, und von wo ich heute früh ohne Abschied von dannen zog, um Studentin in Heidelberg zu werden.

„Vielleicht fürchte ich Dich nur, weil Du mich nun einmal durchaus heiraten willst und dies Ziel mit all der kaltblütigen, zähen Philistrosität verfolgst, die Dein ganzes Wesen ausmacht. Darin liegt eine Kraft, die wir leichtlebigen Kinder der Welt nur

(RECAP)

585405

3491
89
3/2

ahnen und fürchten und gegen die mir früher zuweilen in Stunden der Mutlosigkeit, wenn Du und mein armer Papa gleichzeitig in mich drängten, kaum mehr ein Widerstand möglich schien. Du siehst: Ich lasse Dir volle Gerechtigkeit widerfahren! Du bist mit Deinen fünfunddreißig Jahren schon ein Großer im Lande der Philister, die Hochöfen glühen Dir zu Ehren am Niederrhein, Deine Kabeldepeschen fliegen wie kriegerische Befehle um die Erde, unsere Schlot- und Kohlengewaltigen nicken ernst und sachlich und ziehen gedankenvoll die Augenbrauen hoch, wenn Dein Name genannt wird, und die Aktionäre klirren hoffnungsvoll bei Deinem Nahen mit der Couponschere — kurzum, Du wirfst ohne Zweifel am Ultimo des Lebens, wenn Du aus dem großen Börsensaal, als den Du die Erdkugel ansiehst, für immer weggehst, bei Euren vereinigten Firmen den Namen John Henry van Lenneps, des Selfmademans, in vollem Glanz und Flor und einer unerhörten letzten Jahresdividende zurücklassen.

„Das Pech ist ja nur: Mir imponiert das alles gar nicht, die ich ja selbst das Abiturientenexamen hinter mir habe, so voll ich auch die Leistung anerkenne, daß ein Mann achtzehn Stunden täglich schafft, statt sein Dasein zu genießen. Wir sind eben zu verschieden! Du bist der Alltag . . . nein! — verzeihe, das bist Du nicht. Es ist wirklich nichts Alltägliches an Dir — aber der Wochentag bist Du — die Arbeit — der Ernst — die Ordnung — kurz, immer wieder das Philisterium im hohen Stil, und

ich . . . ich spüre den Sonntag in mir bis in die Fingerspitzen prickeln, einen rechten Sonntag mit blauem Himmel und allem Behagen und allem Übermut — und lache Dich aus mit Deiner ewigen Sorge, daß böse Menschen Dir einen Ballen Baumwolle in New Orleans oder ein Faß Petroleum in Baku vor der Nase wegkaufen könnten!

„Nicht als ob Sonntag nun Faulpelzerei hieße! Für mich gewiß nicht! Für mich ist er Arbeit im höheren Sinn, im wahren Sinn des Lebens, wie ich es mit meinen zweiundzwanzig Jahren vielleicht etwas jugendlicher und klarer ansehe als Du, der Du zu Mitte der Dreißig schon so ziemlich die Arbeit von ein paar Menschenleben hinter Dir hast. Wenn Du eine Ahnung hättest, was die Renaissance ist, könnte ich es Dir leicht erklären. Aber da die Renaissance-menschen von den Schwankungen des Kaffeepreises, den trüben Aussichten des Rübenzuckers, dem Kampf um den Petroleummarkt und was sonst Deinen Kopf erfüllt, noch nichts gewußt haben, so weißt auch Du nichts weiter von ihnen, als ein paar leere Namen, und noch weniger von ihren Frauen.

„Und doch waren das die Frauen, die zum erstenmal seit langer Zeit wieder wirklich gelebt haben, im edleren Sinne, an der Seite der Männer, ihnen gleichberechtigt und Menschen wie sie! Sie haben Latein und Griechisch gelernt, sie wirkten an den Hochschulen, sie besprachen mit den Philosophen die letzten Rätsel des Daseins, sie krönten die Dichter — sie machten den großen Schritt vom Gestern zum Morgen, den

Weg von des Mannes Magd zu seiner Freundin, von der Odaliske zum Kameraden. Sie standen neben ihm und waren ihm ebenbürtig — nicht seinesgleichen, wie heutzutage die thörichten Blauschürzen verlangen und nicht begreifen, daß dies dem Manne Gleichwerdenwollen ja nur eine andere Form des sich ihm Unterordnens bedeutet — nein, sie sagten sich: wir sind nicht besser als der Mann und nicht schlechter — nicht klüger und nicht dümmer — wir sind ganz einfach anders als er und gehören eben darum neben ihn, als die Ergänzung seines Wesens, wie er die Ergänzung des unsern ist.

„Bitte, bleibe ruhig auf Deinem Stuhl sitzen, mein lieber John Henry! Ich kenne Deine Bewegungen voll nervöser Ungeduld, Dein Aufspringen und Herumlaufen. Aber lies nur, bitte, weiter! Ich habe Dir so lange Hoffnung gemacht, Deine Frau zu werden, daß ich Dir wirklich diese Generalbeichte schuldig bin. Satz für Satz habe ich mir in dem langen Gerassel und Geklapper der Eisenbahnfahrt heute alles überlegt. Nun schreib' ich's hin — in meinem neubezogenen Studentenstübchen in Heidelberg, vor dem die Bäume noch kaum merklich grünen und Engländer mit dem Baedeker in der Hand vorbeizwandern und Studenten in bunten Mützen eilig nach einer neuen Kneipe fahren — und Du nimm, was ich schreibe, richtig auf: als eine vernünftige Aussprache zwischen Mann und Mädchen, warum sie besser thun, einander nicht zu heiraten. . . .

„Nicht als ob ich mich so stellen wollte, als möchte

ich überhaupt nie heiraten! Ich wäre froh, wenn ich im Leben den Mann treffe, von dem ich sagen könnte: ‚Das ist der Held, der mir gefällt!‘, der meiner wert ist wie ich seiner, der das ist, was ich mir unter meinem Manne denke: Mein Herr und Kamerad! Mein Herr, dem ich freiwillig gehorche! Siehe, schon das Sprichwort sagt: ‚Ein kluges Weib ist leicht zu regieren!‘ Es muß nur der Mann danach sein!

„Du siehst: Mit dem Mannweib ist es bei mir nichts! Ich will Weib bleiben, durch und durch, da ich es nun einmal nach der Fügung des Schicksals bin. Wie Ihr Männer vor dem unmännlichen Mann, vor einem ängstlichen, zimperlichen, eitlen Menschen einen tiefen, instinktiven Widerwillen empfindet, so verabscheue ich das unweibliche Weib wie eine Karikatur meines eigenen besseren Selbst. Nicht nur unsre Fehler, auch unsre Vorzüge liegen in den Schranken des Geschlechts, bei Euch wie bei uns! Adam und Eva werden ewig Adam und Eva bleiben. Und zudem ist Gott sei Dank diese ‚Emanzipierte‘, wie sie sich die gedankenlose Menge vorstellt, dieser rauchende und radelnde hysterische Zwitter in Pumphosen doch eigentlich nur eine Erfindung unsrer verstaubten Witzenblätter und Theaterschwänke. Aber gerade an dieser salzlosen Kost hat ja der Philister sein Behagen. Du nicht! Du bist keiner von den Gewöhnlichen! Du bist, ich möchte sagen, ein Edelphilister. Etwas Besseres, Verfeinertes. Aber zur großen Gilde gehörst Du doch.

„Zu denen, die dem Weibe nur gestatten wollen,

aus zweiter Hand zu leben, unter steter Aufsicht und Bevormundung des Mannes. ‚Das Weib der Thon, der Mann der Töpfer!‘ Ach ja — das wäre ganz schön gesagt, wenn Ihr nur bessere Töpfer wäret! Aber Ihr versteht heutzutage kein Kunstwerk aus uns zurechtzukneten, besten Falls gangbare Mittelware und viel Halbes, Schiefes, Mißratenes und Verkrüppeltes darunter, dank dem seltsamen Ding, das man bei uns Mädchenerziehung nennt und das im wesentlichen darauf hinausläuft, daß uns alles Wichtige und Ernste im Leben sorgfältig vorenthalten und alles mögliche Richtige und Unnütze mit größtem Fleiße beigebracht wird. Natürlich — denn nach Eurer Anschauung macht ja höhere Bildung unweiblich, woraus mit Naturnotwendigkeit folgt, daß also Unbildung weiblich macht und unser leuchtendes Ideal in einer Gottentottin bestehen muß.

„In Wirklichkeit aber ist keines von beiden der Fall. Es gibt dumme Frauen genug — die laßt nur ruhig, wie sie sind — es gibt aber auch kluge, sogar recht kluge, zum Beispiel ich, die angehende stud. phil. Erna Bauernfeind — denen gebt die Möglichkeit, einmal die Probe auf das Exempel zu machen, ob das Weib wirklich geistig so tief unter dem Manne steht. Vorderhand hege ich, wenn ich die meisten Männer bei Cigarre, Maßkrug und Zeitung ansehe, ein tiefes Mißtrauen gegen diese Theorie . . .

„Also dies war die Theorie, die Einleitung meines Schreibens. Jetzt kommt die Praxis. Nämlich der Einzelfall, der Dich und mich betrifft.

„Warum ich gerade nach Heidelberg gegangen bin, will ich Dir gleich im voraus erzählen, weil die Veranlassung dazu eben zu mir ins Zimmer gekommen ist und auf dem Sofa sitzt und gähnt und, da sie vom Stenographieren ermüdet ist, eben anfängt einzuschlafen und mit geschlossenen Wimpern noch etwas kühler und blonder aussieht wie gewöhnlich. Ich nenne sie nämlich die kühle Blonde. Sie imponiert mir maßlos, mehr als alle Männer. Sie selbst ist eigentlich wie ein Mann, der in eine weibliche Hülle geschlüpft ist. Und dazu stimmt auch, daß sie von den Männern so gar keine Notiz nimmt. Sie haßt sie nicht, sie fürchtet sie nicht, sie verachtet sie nicht — nein, die Männer sind ihr einfach Luft — eine unangenehme Naturerscheinung, der man nun einmal auf Schritt und Tritt auf der Welt begegnet und am besten gar keine Beachtung schenkt. Höchstens, daß sie einmal rätselhaft und mitleidig lächelt, wenn sie die jungen Studenten mit ihren bunten Mützen und den frischen roten Narben auf ihren Kinder-ge Gesichtern des Weges flanieren sieht.

„Also das ist die kühle Blonde oder richtiger die cand. phil. Meta Wiggers, die, nebenbei gesagt, schon fest schläft und, nach ihrem strengen Gesichtsausdruck zu urteilen, von ihrem künftigen Staatsexamen träumt. Dein Fall wäre sie nicht. Für Dich wäre sie zu blond und zu überschlanke und zu herb und vor allem viel zu leidenschaftslos — sie hat wirklich ungefähr das südlische Feuer eines Wassermolchs in ihren Adern — obwohl sie Momente hat, wo sie

recht nett aussieht, trotz des greulichen Zwickers, den sie bei ihrer Kurzsichtigkeit zuweilen nicht entbehren kann. Sie hat keinen Groschen Vermögen. Was sie zum Leben braucht, verdient sie sich selbst. Wenn sie erschöpft von ihren Kollegien nach Hause kommt, gibt sie Sprachstunden — täglich zwei, drei hintereinander, und dann setzt sie sich wieder über ihre Bücher. Ist das ein Dasein! Aber sie ist immer ganz gelassen und vergnügt und ich komme mir sehr verbrecherisch neben ihr vor mit meinem vielen, vielen Geld.

„Um ihretwillen bin ich gerade nach Heidelberg gegangen. Denn sie ist die einzige studierende Frau, die ich kenne, und bei irgend jemanden mußte ich doch bei den ersten Schritten in das unbekannte Land der Männer Hilfe und Rat finden. Sie hat mir ein möbliertes Zimmer neben dem ihrigen besorgt — eine richtige, gemütliche Studentenstube — auf der andern Seite des Flurs wohnt eine kleine Zahnärztin, mit der sie auch bekannt ist —, so werden wir als drei freie Frauen einträchtiglich beisammen wohnen, gemeinschaftlich unser Essen holen lassen und gute Kameradschaft halten. All den unnützen Kram, wie Kammerjungfer, Ballkleider und so weiter, woran ich vom Elternhaus her gewöhnt bin, habe ich natürlich bei Euch zurückgelassen. Hier würde das nur stören. Hier will ich frei sein und Euch zeigen, daß ein vernünftiger Mensch — sei er Mann oder Weib — seine Freiheit schon in seinem eigenen Interesse nicht mißbraucht.

„Du findest das natürlich trotzdem, höchst un-

passend'. Da Du, wie die meisten Männer, niemals ernstlich über die Frauenfrage nachgedacht hast, sondern uns einfach so genommen hast, wie wir nun einmal — durch Euch! — heutzutage sind, so will es Dir nicht in den Kopf, daß es weit moralischer und vernünftiger ist, den Abend bei einem guten Buche hinter der Studierlampe zuzubringen, als im Ballsaal erhitzt und schweratmend, im tief ausgeschnittenen Kleid und wehender Schleppe aus dem Arme eines fremden Herrn in den des nächsten zu fliegen, wie ich das als vielgefeierte Ballkönigin die letzten Winter durchgemacht habe.

„Ich hab' hier aufstehen müssen und die kühle Blonde aus ihren schönsten Examensträumen aufwecken. Eine Art Bandit aus den Abruzzern, mit Augen wie die Räder und blauschwarzem Schnurrbart, klopfte an ihre Thüre, offenbar um sich im Deutschen weiter auszubilden, und sie ist noch ganz schlaftrunken zu ihm hinübergeseilt. Ubrigens . . . sie gibt immer nur mehreren Herren zusammen Stunden, ferner kann, da wir parterre wohnen, jeder Vorübergehende ins Zimmer sehen, und überdies sitzt Strümpfe strickend, als getreuer Eckart der guten Sitte, unsre Hauswirtin, die biedere Frau Schwemmelmann, während der ganzen Zeit in dem Winkel.

„Aber zur Sache! Stelle Dir einmal vor, lieber John Henry, Du seiest ein Mädchen! Gib Dir einmal alle Mühe, soweit das einem sonnenverbrannten Gewaltmenschen und Selfmademan aus Shangai möglich ist. Leicht wird es Dir nicht. Denn Du bist

eigentlich das Männlichste im Bösen und Guten, was man sich denken kann — darum eigentlich hast Du mir von vornherein gefallen — ein bißchen brutal, mit einem ewigen spöttischen Lächeln, bei der Arbeit fieberhaft thätig und nachher indolent bis zur Verzweiflung, mit einem gewissen wohlwollenden Gähnen, wenn die Rede auf Kunst, Litteratur oder ähnliche Dinge kommt, die nicht auf dem abendlichen Kurszettel stehen — kurz angebunden mit den Männern, gegen die Frauen von oben herab oder, wenn sie das Glück haben, Dir zu gefallen, mit einer nachsichtigen und teilnehmenden Neugierde, als ob es zu Deinen Füßen spielende Kinder wären — und dabei Dein ganzer innerer Mensch förmlich geheizt von Energie wie von einer Dampfmaschine, die fortwährend stampft und zittert: Mehr Geld, mehr Geld, noch viel mehr Geld! — o ja — ich kenne Dich, mein lieber Freund — aber Du kennst, wie gesagt, mich nicht, und über mich soll dieser Brief Dich aufklären. Das bin ich Dir schuldig.

„Also fasse Mut und denke Dir, Du hießest Erna Bauernfeind und seiest ein Mädchen, hübsch, reich, aus gutem Hause, etwas über die Zwanzig, das gestern spät vom Ball nach Hause gekommen ist und nun müde und gähnend, mit einem sonderbaren leeren Gefühl im Kopf und Herz, an irgend einem Fenster lehnt, um in den grauen Winter hinauszuschauen. Manche dieser Fenster meines Elternhauses, die nach rückwärts gelegenen, gingen nach dem Hofe unsrer Fabrik. Denn Papa konnte sich ja nicht entschließen,

wie andre es thun, abseits von dieser geliebten Fabrik zu wohnen. Und in dieser Fabrik sah ich lange Reihen von Gesichtern, die sich über irgend etwas beugten, viele Händepaare, die an irgend etwas arbeiteten, und es war ganz still. Nur die Triebräder in der Ferne summten leise.

„Es waren fast nur Frauen und Mädchen. Die meisten blaß und ein bißchen stumpf, viele vor der Zeit verwehlt, manche krank ausschauend. Und nach jedem Ball saßen da drüben die stillen arbeitsamen Reihen und hoben die Köpfe nicht vom Tisch, bis abends die Fabrikglocke klang. Und mich quälte dieser Anblick, ich wußte selbst nicht warum — und unwillkürlich fragte ich mich eines Tages: Für wen arbeiteten eigentlich all die Frauen und Mädchen?

„Und mit einem innerlichen Schrecken kam mir selbst die Antwort: Für wen anders, als für dich selbst! Sie arbeiten an deiner Ballschleppe, an deiner Badereise, an deiner Mitgift . . .

„Von da ab fing ich an zu denken, so unpassend das für ein junges Mädchen ist. Zunächst dachte ich über das Schicksal der armen Frauen hinter jenen Fenstern nach. Es ist kein Zweifel: Sie arbeiten zu viel! Und dann dachte ich über das Schicksal der reichen Mädchen gleich mir nach. Und es ist wiederum kein Zweifel: Wir arbeiten zu wenig! Jene drückt die Not — uns die Langeweile! Siehst Du — da hast Du die beiden Pole der Frauenfrage, unter der Du wie die meisten Männer Dir ja wahrscheinlich nichts vorstellst, als so ein Sammelsurium von

Bumphosen, Blaustrumpfsversammlungen, Mädchen mit bunten Studentenmützen und was weiß ich.

„Seit dieser Zeit grübelte ich über die Fabrik nach! Die Fabrik und ich gehörten zusammen — das war klar! Hier die Fabrik — da ich! Über beides führte jetzt natürlich Papa die Aufsicht und wenn er einmal nicht mehr war, ein anderer Mann — mein Mann! Der Mann, der mich einmal mit der Fabrik übernahm. Papa sagte mir jeden Tag, ich müsse heiraten, und ich begriff es ja auch. Alle thaten es und nicht alle waren dabei in meiner günstigen Lage. Denn ich hatte ja die Wahl. Ich war ja eine gute Partie. Eine sehr gute sogar.

„Und sie nahen, die Herrlichen alle! O dieser Heiratsmarkt, zu dem eigentlich unsre ganze Geselligkeit herabgewürdigt ist! Ich werde jetzt noch zornig, wenn ich daran denke! Welch edler Wettstreit um den Goldfisch! Welch brennendes Interesse, wer das Glück haben und die Braut oder sagen wir ehrlich die Fabrik heimführen würde!

„Voll Rache fing ich an, Körbe auszuteilen. Rechts und links. Wahllos! Du weißt, daß es mir an Gelegenheit nicht fehlte. Die Opfer drängten sich heran. Wenn ich jetzt in die Erinnerung zurückschaue, sehe ich einen langen Zug des Todes, ich meine eine lange Reihe der Bierden unsres Landes, in elegantem Gehrock und Cylinder und einem noch eleganteren Körbchen am Arm, etwas geknickt, etwas enttäuscht und mit Recht männlich entrüstet ausschauend und doch schon wieder mit so einem gewissen Umher-

blinzeln: „Na, wenn die's nicht ist, dann 'ne andre!“ Dazwischen auch einige, über die ich mich nicht lustig machen will — die mich ernst genommen haben, wie ich sie, und von denen ich mich mit einem freundschaftlichen Händedruck getrennt habe — aber die Mehrzahl . . . o großer Gott! Von den Leutnants und Assessoren will ich schon gar nicht reden — aber welche Enttäuschungen haben wir beide, die Fabrik und ich, selbst in der ernsthaftesten niederrheinischen Stahlindustrie, in unsern blühendsten südwestdeutschen chemischen Betrieben, ja sogar bei großen Hamburger Exportfirmen und soliden Berliner Bankinstituten hervorgerufen.

„Nun kamst also Du! . . . Und wie ich Dich zuerst sah, hatte ich das merkwürdige, undefinierbare Gefühl — fast den Schrecken: ‚Der ist es!‘

„Und Papa bestärkte mich natürlich darin. Er rühmte Dich mit aller Wärme und allem Ernst des Fachmanns. Und wer von Dir sprach, der sagte mit hochgezogenen Brauen dasselbe: Eine ganz hervorragende neue Kraft — ein junger Selbmademan mit eisernem Kopf und eiserner Stirne — ein durchaus ernsthaft zu nehmender Gewaltmensch, der seine Ellbogen zu gebrauchen weiß.

„Eigentlich hatten sie alle wohl ein bißchen Angst vor Dir! Das gefiel mir und ich bekam auch Angst. Anfangs nur halb zum Spaß, weil es mir selbst Vergnügen machte, daß mir endlich ein Mann imponierte. So fing es an.

„Und dann fingst Du an! Ganz plötzlich! Werben
Straß, Alt-Gettelberg, du Fette.

kann man es eigentlich gar nicht nennen, wenigstens so, wie bisher um mich geworben worden war. Es war mehr eine Art Sturmlaufen, mit einer Schnelligkeit, einer Zähigkeit, einer blindwütigen Energie — ich war anfangs erschrocken und dann innerlich befriedigt. Zum erstenmal schmeichelte es mir, daß ich auf einen Mann solchen Eindruck machte.

„Und nach kurzem erschrak ich vor mir selbst! Ich ertappte mich auf einem sonderbaren, ganz unwahrscheinlichen Gefühl — auf einer Freude bei dem Gedanken, vor Dir demütig sein zu dürfen — Dir, wider meinen eigenen Willen, gehorchen zu müssen. Innerlich natürlich! Gezeigt hab' ich's Dir wohl nie, sondern Dich aus Trotz so schlecht behandelt, wie noch keinen zuvor, ohne daß das bei Dir irgend welchen Eindruck machte, und mir dabei doch immer wieder gedacht: Wenn das nicht die Liebe ist, dann ist es doch wenigstens etwas sehr Ähnliches! Vielleicht die Liebe, die ein Mensch wie Du eben einflößt.

„Papa stimmte mir natürlich mit Freuden bei. Du warst damals viel bei ihm in Geschäftsangelegenheiten. Ich hörte Euch streiten und rechnen und ich weiß noch, daß ich selbst meinen ersten Streit mit Dir hatte, wie ich Papas industrielles Genie, seine hochfliegenden Pläne rühmte und Du mit einem eigentümlich gemessenen, jedenfalls sehr überflüssigen Lächeln erwidertest: „Ja — er ist ein Dichter unter den Kaufleuten!“ Als ob das eine Beleidigung wäre!

„Nach diesem Streit haben wir uns dann, noch voller Borne und Hitze, verlobt! Ich will Dir gleich

sagen: Die Idee, daß auch Du es auf meine Mitgift abgesehen hättest, ist mir nie gekommen. Ich weiß selbst nicht, warum. Aber Du bist doch wohl in Deinem ganzen Wesen zu stark und zu groß für solche alltägliche Nützlichkeitsgedanken. Deine Gedanken fliegen weiter! Du plünderst lieber die ganze Welt aus als Deine Frau! Das war vor einem Jahr.

„Bald darauf ist dann Papa gestorben. Du warst auf Deiner letzten Reise mitten in den Wirren von China — und ich ganz allein in dem großen leeren Haus, zurückgezogen in meiner Trauer, keine Menschen um mich, alles still — nur in der Ferne das leise Summen der Fabrik, die rastlos für ihre neue Herrin arbeitete, wie zuvor für meine Eltern und Großeltern. In dieser Zeit bin ich ernst und reif geworden. Zum erstenmal war der Schmerz in meinem Leben. Und meine Hoffnung war bei Dir.

„Damals hab' ich mich in Gedanken und in Sehnsucht an Dich angeklammert, ehe Du kamst. Denn ich dachte, Du kenntest mich! Du wüßtest, wer ich bin oder vielmehr wer ich werden würde, wenn ich — einmal von dem entwürdigenden Warten und Wählen einer guten Partie auf dem Heiratsmarkt erlöst, das Recht hätte, ein eigener, einzelner Mensch zu sein, mich zu einem denkenden Wesen zu entwickeln, als Deine Frau Deine Freundin zu werden. So dachte ich mir die Ehe zwischen zwei Menschen wie wir.

„Durch Pappas Tod und Deine Reise zog sich ja unsre Verlobung lange hin. Wir hatten nach Deiner

Rückkehr Zeit, uns kennen zu lernen. Und von Tag zu Tag merkte ich mit bitterem Grauen mehr: Du sahst in mir auch nicht viel andres, als die andern Männer, die vor Dir um mich warben. Was ich nach außen bin, hast Du begehrt — eine hübsche, elegante und repräsentationsfähige Dame, wie man sie eben zur Erholung von den Geschäftsforgen und als Hüterin des Hauses und der herkömmlichen Geselligkeit in seinen vier Wänden zu besitzen pflegt. Glaub mir: In mir ist mehr! Es schläft da noch so vieles an Ahnungen und Gedanken und wacht auf und ringt sich zum Licht — ich kenn' es selbst nicht — ich kenne meine eigenen Wünsche und Ziele nicht. Du solltest, mit Deiner Kraft und Weltkenntnis und Deinem Verstand, mich erziehen und mein Freund im Leben sein.

„Du hast das nicht gewollt. Du hast mich nicht ernst genommen. Du hast mich gutmütig belächelt, wie ein plapperndes Kind, wenn ich mich Dir in Kameradschaft nähern wollte. Nachsicht, Thorheit, Neckerei und Verwöhnung — das hast Du genug für mich gehabt, wie jeder verliebte Mann. Aber den Kiesel, der mein Inneres von der Außenwelt trennt, den hast auch Du nicht zurückgeschoben. Ich schien Dir dessen nicht wert. Ich war Dir eben gut genug für Deine Feierstunden, zum Geplauder und Getändel! Das Mädchen in mir hast Du geliebt — der Mensch in mir war Dir gleichgültig. Das ist das Fremde zwischen uns. Und als Mädchen hatte auch ich Dich wirklich lieb — als Mensch sagte ich

mir, daß unsre Ehe ein großes Mißverständniß hätte werden müssen. Du hättest mich verkannt mein Leben lang.

„Bisher hab' ich als Mädchen geschrieben — von meinen Bewerbern, meiner Mitgift, meiner Verlobung mit Dir. Nun lasse mich noch als Menschen zu Dir reden und Dir meinen geistigen Entwicklungsgang bis zum Abiturientenexamen und zur Pforte der Hochschule darlegen, den Du ja eigentlich nie recht beachtet, sondern mit einem leichten Lächeln abgethan und eben dadurch mich so tief verbittert und gedemütigt hast.

„Als ich die höhere Töchterschule hinter mir hatte, fragte mich Papa ziemlich ratlos: ‚Erna — was machen wir nun mit dir? Wenn wir deine Mutter noch bei uns hätten, würde sie es schon wissen! Ich weiß es nicht! Zum Ausgehen und Tanzen ist es zu früh. Am besten — wir stecken dich noch auf ein, zwei Jahre in ein Pensionat in der französischen Schweiz!‘

„Und darauf ich: ‚Französisch und englisch plappern kann ich, dank meinen Bonnen, seit meiner Kindheit wie Wasser. Leidlich italienisch auch seit unserm Frühling in Rom. Also was soll ich am Genfer See? Lasse mich lieber bei dir!‘

„Nun — das war natürlich Papas heimlicher Wunsch auch. Aber was sollte ich hier treiben? Allein, ohne Mutter und Geschwister, Papa den ganzen Tag im Geschäft! Das machte ihm Sorge und er sagte: ‚Erna, von Natur bist du ja leichtlebig und vergnügt wie eine Fliege — aber hier, in der Ein-

samkeit, mußt du ja auf trübe Gedanken kommen! Ich kann dir ja so wenig sein. Und die fremden Menschen auch. Du wirst dich zu Tode langweilen. Gegen die Langeweile gibt es nur ein Mittel — die Arbeit! Aber wie finden wir eine passende Beschäftigung für dich?

„Da gedachte ich meiner früheren Schulfreundin Meta Wiggers, die, vier Jahre älter als ich, damals eben in Karlsruhe auf dem Reformgymnasium ihr Abiturentenexamen bestanden hatte, und sagte mir: So geschick wie die kühle Blonde bin ich wahrlich auch. Ich habe doch schließlich auf der höheren Töchterschule als ein wahrer Ausbund von Klugheit, als eine Art Wundertier gegolten — und laut sprach ich: ‚Weißt du was, Papa! Ich werde hier bei den Lehrern des Gymnasiums Privatstunden in Latein und Griechisch und allem nehmen, was man zum Abiturentenexamen braucht!‘

„Das gab einen bösen Auftritt! Papa war in der höchsten Aufregung! Wer mir den Unsinn in den Kopf gesetzt hätte, wollte er immer wieder wissen, und ich sagte immer wieder: ‚Ich mir selber! Ganz allein! Ich fühle ganz deutlich, daß in mir das Zeug dazu steckt!‘

„Schließlich kam ein Kompromiß zu stande. Ich durfte die Stunden beginnen. Aber andererseits erklärte mir Papa feierlich und unerschütterlich, er werde mir nie erlauben, mich öffentlich zu der Reiseprüfung zu melden oder dann gar — *horribile dictu!* — die Universität zu beziehen. Ich durfte nur zu meinem

Privatvergnügen in meinen vier Wänden ‚mensa — der Tisch‘ und ‚amo — ich liebe‘ deklinieren und konjugieren und arbeitete mich mit meinen Lehrern immer mehr hinein, immer weiter vorwärts, ganz methodisch und gründlich, genau nach dem Studienplan des Gymnasiums. Und kam so Jahr für Jahr dem Ziele näher.

„Es gab ja genug Abhaltungen! Vor allem die Geselligkeit! Papa mußte einigermaßen repräsentieren, und ich will auch gar nicht schwindeln und behaupten, daß ich ein melancholisches Gemüt sei, dem nur in der Einsamkeit wohl werde. O nein — ich bin sehr gerne froh unter frohen Menschen, das weißt Du ja! Dazu bin ich vom Rhein. Und lustig von Natur dazu.

„Aber am nächsten Morgen war ich wieder bei meinen Büchern! Darin war ich unerbittlich gegen mich. Ich ließ nicht locker!

„Und so bildeten sich allmählich zwei Seiten meines Wesens heraus, die eigentlich ganz voneinander verschieden waren. Hier, am Abend, in Gesellschaft, die elegante junge Dame, die reiche Erbin, Goldfisch und Ballkönigin — so sah mich die Welt — so hast Du mich kennen gelernt —, dort, am Morgen, ein fleißiger junger Gymnasiast, der den Kopf in beide Hände stützte und sich mit den Geheimnissen der ciceronianischen Perioden und der Regelschnitte abquälte. Dies letztere war ich! Ich selbst! Ich zeigte es ungern! In großer Gesellschaft natürlich nie! Ich hätte die schreckensvollen Augen meiner Cotillon-

tänzer sehen mögen. Und wo ich es zeigen durfte, bei meinen Nächsten, hatte ich immer die traurige Empfindung: „Ach, sie verstehen es ja doch nicht!“

„Die beiden einzigen Nächsten, die ich schließlich hatte: Papa und Du! Papa sah meinen Fleiß mit einem Unbehagen, das ich jetzt noch nicht begreife, und einer steten Ermahnung, mich zu verloben. Du sahst meinen Fleiß, als ich glücklich mit Dir verlobt war, mit einer belustigten Gleichgültigkeit, als ein Ding, das nun natürlich sein Ende haben müsse.

„Und in der ersten Zeit, solange ich ganz in Deinem Bann war, steckte Deine Gleichgültigkeit gegen Latein und Griechisch auch mich an — schließlich ist ein Mädchen auch nur ein Mensch — und für Wochen und Wochen bedeckte eine dünne Staubschicht den Cicero und die Grammatik!

„Aber dann mußttest Du nach China reisen, um endgültig Deine Angelegenheiten dort zu ordnen, und Papa starb gleich darauf. Ich war auf einmal ganz allein. Und schon um meinen Kummer zu betäuben, in der trostlosen Einsamkeit in dem großen, stillen, leeren Haus nahm ich meine Bücher wieder vor und nahm meine Energie in beide Fäuste und holte rasch das Verlorene nach und lernte in dem Trauerjahr noch den Rest, der mir fehlte. Ich war ja ohnedies schon beinahe fertig gewesen mit meiner Vorbereitung zum Abiturientenexamen. Und nun konnte mir niemand mehr das Examen verbieten! Ich meldete mich, wurde einem Gymnasium zugewiesen und bestand im vorigen Herbst die Prüfung, wenige Wochen,

ehe Du zurückkamst, und war seitdem ein Gegenstand des achtungsvollen Grauens in unserm Städtchen.

„An die Universität dachte ich damals nicht mehr. Ich wollte Deine Frau werden! Ich sagte mir: Wie er es mit mir macht, ist's recht! Er soll mich erziehen!“

„Aber siehe — Du machtest gar nichts mit mir! Wie ich war, ein werdender, unentwickelter Mensch, schien ich Dir gut und fertig! So sollte ich bleiben! Mehr sahst Du gar nicht an mir! Du warst zufrieden.“

„So war dieser Winter, der jetzt hinter mir liegt, eine lange, schwere Prüfung für mich! Ein banges Zweifeln und immer wieder Versuchen, von Dir verstanden zu werden, und schließlich volle Mutlosigkeit und Erschöpfung. Und daraus der Troß — der Entschluß: Ich hatte zu wählen zwischen der Ehe und dem Studium auf der Hochschule, die mir nun ja offen stand. Und wie ich endlich rückhaltlos erkannte, daß die Ehe mit Dir, so wie Du sie und Dein Verhältnis zu mir anschaut, meine ganze, erst im Werden und Wachsen begriffene Persönlichkeit knicken und unterdrücken mußte, blieb mir nur noch die Flucht auf die Universität.“

„Heute war der Tag der Flucht. Nun ist's geschehen. Und das Letzte, was mir noch übrig bleibt, ist, Dir, zu Deiner Beruhigung, etwas über meine künftigen Absichten zu sagen, damit Du nicht glaubst, ich studierte hier ins Blaue hinein.“

„Vor mir liegt ein verschlossenes Couvert mit der

Aufschrift: ‚Herrn Freiherrn Arras von Thurandt, ordentlichen Professor, Dr. med., Dr. philos., Dr. scient., zur Zeit in Heidelberg.‘ Und wenn ich es anschau, überläuft mich eine leise Gänsehaut, daß ich, die kleine angehende Studentin, heute diesem weltberühmten Manne der Wissenschaft unter die Augen treten soll. Er gehört ja allerdings nicht zur Heidelberger Universität, sondern, weil er schwer krank war — an einer Lungenentzündung, glaub’ ich — hat er den Winter in Aegypten zugebracht und sich für die Frühlingsmonate eine Villa im Neckarthal gemietet, ehe er zu seiner Hochschule nach Norddeutschland zurückkehrt. Aber eben darum hat er eher Zeit, mich anzuhören, besonders, wo ich eine gute Empfehlung eines seiner alten Studienfreunde mitbringe. Damit gehe ich heute noch, sowie ich Dir zu Ende geschrieben habe, zu dem Professor hin. Das kann ich ganz ruhig. Denn erstens könnte er ja natürlich an Jahren reichlich mein Vater sein, und zweitens ist er verheiratet und hat seine Frau und seine Familie bei sich in der Villa. Und seine Frau ist selbst Doktor der Philosophie!

„Meine zweite Haupthoffnung ist das Gallusche Privatlaboratorium der Chemie. Den Namen Gallus kennst sogar Du! Ihr Fabrikanten lebt ja zum guten Teil von seinen Studien und Entdeckungen. Er muß ein sonderbarer Herr sein, griesgrämig und verbummelt bis in die Knochen und als Privatgelehrter in Todfeindschaft mit der Universität, der er wegen seines unmöglichen Lebenswandels, seiner

Streitsucht und seiner Gift und Galle nicht angehören kann. Nun — ich werd' schon mit ihm fertig und dann — siehst Du, daß ist der nächste Zweck meines Aufenthalts hier — besuche ich als Schülerin sein Laboratorium und lerne begreifen, was eigentlich in meiner Fabrik vorgeht, die mir gehört und von deren Herstellungsgeheimnissen ich doch augenblicklich so viel weiß wie vom Monde. Ist es nicht bezeichnend, daß Du, seit Du nach Papas Tode die Verwaltung meines Vermögens übernommen hast, mir noch heute auch nicht eine oberflächliche Übersicht meiner Finanzen hast geben wollen, sondern das unter allerhand Vorwänden immer wieder bis nach der Hochzeit hinauszuschieben versuchst, wie man eben ein ungeduldiges Baby vertröstet. Jetzt dringe ich in die Geheimnisse meines Besitztums ein. Jetzt lerne ich so viel praktische Chemie und Zubehör, bis ich auf eigenen Füßen stehe und, wenn ich auch nicht selbst die Fabrik leite, doch zu übersehen vermag, was mein Direktor und meine Angestellten da thun. Dann bin ich Euch Männern gegenüber unabhängig. Dann thronen ich in meinem kleinen ererbten Reich wie eine Königin und regiere nach eigenem Ermessen und unter eigener Verantwortung, statt daß bisher die Mitgiftjäger nach mir wie nach einem dummen Goldfisch im Trüben angelten.

„Nun, lieber John Henry, ist mein Herz ausgeschüttet! Ich weiß nichts mehr. Nicht im Guten und nicht im Bösen. Nun sei stark und lieb und reich mir in Gedanken die Hand und sprich: Leb

wohl! Es hat eben nicht sollen sein! Freunde können wir trotzdem bleiben. Denn ich habe Dich wirklich gern und werde Dich gern haben! Das einzige, was ich jetzt fürchte, ist, daß Du mir nach Heidelberg nachreist, wenn Du diesen Brief bekommst und weißt, wo ich bin. Aber dann — Hand aufs Herz — nicht wahr, keine Szenen! Keine sogenannte ‚Ausssprache‘! Ich kenne Dich ja schon lange und nach diesem Briefe kennst Du auch mich — was also sollten wir uns sagen, als etwa noch Geschäftliches wegen meines Schneckenhauses, ich meine wegen meiner Fabrik, mit der ich nun einmal untrennbar verwachsen bin und die ich zu Schutz und Trutz mit mir durchs Leben schleppen muß.

„Leb wohl! Ich hab’ den Brief heiter angefangen, in einem Galgenhumor, in einer übermütigen Studentenstimmung, die beim Betreten Alt-Heidelbergs vor ein paar Stunden über mich gekommen war. Jetzt endet er ernst, wie sich’s gehört, wenn zwei Menschen auseinandergehen. Leb wohl, John Henry! Du wirst Deinen Weg durchs Leben finden und ich den meinen — wenn meiner auch noch wie im Morgenrauen vor mir liegt, in einer Unbestimmtheit, was mir der Tag alles an Lust und Leid bringen mag. Auch an Leid. Ich bin darauf gefaßt. Dem entgeht ja keiner. Wenn ich es mir auch nicht vorstellen kann. Denn eben ist um mich helle Sommerzeit. Blauer Himmel. Die Bäume vor meinem Fenster duften und knospen, als sei man in Italien, und drüben, fern über den Dächern grüßen die deutschen

Berge, die hohen ernsten Wälder, die die alte Musenstadt umschließen. Und weiter unten an den Hängen ist alles weiß in weiß, wie frischgefallener Schnee mit zartem Rosaschein dazwischen, die blühenden Mandel- und Kirschenbäume und Pfirsichspaliere zwischen den Rebengärten, wirklich ‚ein schimmernd Brautgewand‘ wie’s in dem Scheffelschen Liede heißt. Es liegt hier ein eigener Hauch über den Dingen, ein Liebreiz von Frühling und Farben, und trotz alledem stimmt es seltsam schwermütig. Nicht im gewöhnlichen Sinn. Nein — man fühlt nur, daß nichts ein Bleiben auf der Erde hat — daß alle Schönheit vergehen muß, daß überhaupt alles vergehen muß, was da ist — wir beide auch, mein lieber John Henry. Und wenn wir erst einmal so weit sind, dann ist’s ja auch gleich und ist längst verschmerzt, daß wir beide uns einmal haben gegenseitig betrüben müssen.

„Weißt Du, was mich auf einmal so melancholisch stimmt? Von meinem Eckfenster her sehe ich gerade noch von der Seite aus am Berge etwas ganz Unwahrscheinliches, Kolossales von geborstenen Türmen und ausgebrannten Palästen und ephuumwucherten Mauern, vom ersten zarten Grün umgeben, im Leuchten seiner roten Steinmassen, auf denen die Frühlingssonne mit doppeltem Glanz zu brennen scheint. Dort steht das Heidelberger Schloß in seiner zerstörten Schönheit und predigt das alte traurige: ‚Es war einmal!‘

„Aber ich bin doch ganz vergnügt und freue mich

meines Lebens, weil der Himmel blau ist und ich jung und gesund bin und Studentin in Heidelberg. Jetzt lasse ich diesen Brief auf der Post einschreiben, damit er sicher in Deine Hände kommt. Zerreiße ihn nicht. Heb ihn auf. Wenn Du ihn nach zehn Jahren wieder im Schubfach findest, wirst Du selber lächeln und ihn abends nach dem Thee Deiner Frau vorlesen. Und sie wird hoffentlich auch lächeln, und Ihr werdet Euch anschauen und bei der Hand fassen und froh sein, daß es so kam. Leb wohl!

Erna."



II.

Es war ein beklemmender Augenblick für Erna, als der Postbeamte am Schalter den Brief in Empfang nahm und die Adresse „John Henry van Penney“ auf die Quittung schrieb. Sie empfand das leise Frösteln, das einen entscheidenden Wendepunkt im Leben begleitet, und unwillkürlich drehte sie noch einmal den hübschen Kopf nach Westen, der Rheinebene zu, wo in weiter Ferne die verlassene Heimat lag.

Und nun wurde sie nachdenklich. Sie berechnete, wann John Henry wohl eintreffen würde. Daß er kam, um sie heimzuholen, stand fest. Er war nicht der Mann danach, seine Braut kampfslos ziehen zu lassen.

Also er setzte sich in die Bahn, sowie er den Brief erhielt. Das war morgen mittag. Übermorgen früh konnte er da sein. Also immerhin noch anderthalb Tage Frist! Das war ihr lieb. In dieser Spanne Zeit mußte sie ihre Kräfte noch stählen, um ihm ganz ruhig und überlegen entgegenzutreten.

Denn bis jetzt — es ließ sich nicht verhehlen: — ihr Herz pochte immer noch ganz zwecklos lebhaft,

wenn sie an Henry van Lennep und sein Kommen dachte. Und was das Thörichtste war: sie freute sich heimlich auf sein Kommen. Sie freute sich sogar, daß ihr Herz dabei klopfte . . .

Sehr in Zweifeln und Widerstreit mit sich selbst trat Erna auf die Straße hinaus zu Meta Wiggers, die, eine Pause im Unterricht benutzend, sie zur Post begleitet hatte.

„Jetzt mußt du wieder zu deinen Ausländern in die Stunde zurück, kühle Blonde?“

„Ja, in meine Menagerie!“ sagte die Philologin. „Ich komme mir wie eine Tierbändigerin zwischen all diesen exotischen Existenzen vor. Und was machst du jetzt? Einen Spaziergang?“

„O nein! So leichtsinnig bin ich nicht. Jetzt heißt es handeln!“ Erna holte aus ihrer Tasche einen Brief heraus und wog ihn andächtig in der Hand. „Jetzt thue ich meinen ersten Schritt ins neue Leben und gebe mein Empfehlungsschreiben an den Professor von Arras ab!“

„Glaubst du, daß das etwas helfen wird?“ fragte die Kandidatin etwas skeptisch.

„Seine Frau ist doch selbst Dr. phil.! Also muß er doch in der Frauenbewegung auf unserer Seite stehen! Und ich werde mein möglichstes thun, um Gnade vor den Augen des großen Mannes zu finden. Vielleicht merkt er dann, daß ich's verdiene. Siehst du, kühle Blonde, wir, die neuen Frauen, können ja erst beurteilen, wie groß die Männer, auch in gutem Sinne, sein können. Unfre armen Schwestern von

gestern sehen die Männer ja immer nur essen und trinken und nachher rauchen, und wenn die Männer jung sind, hüpfen sie auf dem Ball im Takt mit ihnen herum, und wenn sie alt sind, spielen sie fern in einer Ecke Skat und trinken und rauchen wieder, und was sie reden ist Maske, Täuschung — Spielzeug für die großen defolletierten Kinder; und die wieder sehen in solch stumpfsinnigem Lebewesen natürlich nur den zukünftigen Pantoffelhelden. Da sind wir doch besser daran; wir wissen, daß es auch Männer gibt, vor denen man Ehrfurcht haben muß. Adieu — sonst komm ich zu spät zu dem Professor!"

„Weißt du denn auch den Weg? Über die Brücke und drüben den Berg hinauf?"

„Ja, ich hab' mir's schon auf dem Bahnhof vom Dienstmann zeigen lassen.“

In der That leuchtete die weiße Villa unter weißem Blüten Schnee weithin zwischen den kahlen Nebenhängen ins Land. Es war kaum eine Viertelstunde Wegs. Erna ging langsam darauf zu und atmete schwer und schaute bekümmert zur Seite, als sie an einer Gruppe von jungen Studenten vorbeikam. Das waren nun ihresgleichen!

Oder nein — ihr Stolz erwachte wieder: Sie war mehr! Es war wirklich kein Kunststück für einen jungen Menschen, auf die Hochschule zu gelangen. Er wird mit neun Jahren ins Gymnasium gesteckt, mit sanftem Zwang durch die Klassen getrieben, gewaltfam, mit Strafen, Drohungen, Ermahnungen, Bitten dazu gehalten, das Examen zu bestehen, und

hat er dann noch aus des Vaters Tasche die zwanzig Mark Gebühr auf der Universitätskanzlei entrichtet, so nimmt die Alma mater ihren Sohn, den vir juvenis illustrissimus, mit offenen Armen auf. Ihre Töchter nicht! Deren Pfad war rauher, voll Brennesseln und Dornen. Wie man alles daran setzt, den Jüngling zum Studiertisch zu bringen, so thut alle Welt das möglichste, um das Mädchen von diesem gefährlichen Orte fernzuhalten. Spott, Vorwürfe, mitleidiges Achselzucken und alberne Heiterkeit — sie hatte das alles durchgekostet und war mutig zu eben jenem heißersehnten Ziel gelangt, vor dem dem normalen jungen Manne graut. Sie hatte ihr Abiturientenexamen machen dürfen, wie er es hatte machen müssen! Also stand sie hoch über ihm.

Ringsum dufteten und schauerten im Frühlingswind die zarten weißen Blütenwolken. Die ganzen Gärten rechts und links waren von ihrer schneeigen Pracht erfüllt, wie unten Veilchen und bunter Krokus das lichte Grün des Rasens deckten. Die eben erwachende Natur in ihrer herbsten jungfräulichen Schönheit sprach aus diesem totenstillen Traum von leise atmenden, rosig gefärbten Blüten sprossen und Blütenbüscheln.

Und Erna dachte im Gehen: Solche Blüten — das sollen wir, scheint's, für die Männer sein — lieblich und duftig, mehr fürs Auge als für den Verstand, leicht entblättert, zum Verwelken bestimmt und vielfach unnütz verwelkend — ein Frühlingsgebilde, das sein Herr und Gärtner hegt und pfl egt

und aus lauter Liebe kappt und kurz hält, wie einen reizvollen Schädling, der nicht zu üppig wuchern darf. Aber ebensowohl hütet er sich, seine liebste Zierpflanze auszurotten. Denn sein Auge freut sich am Feierabend an den weißen Blumen und Sternen . . .

Aber wahrts euch vor der Blumen Rache! Erna warf kampfeslustig den Kopf in den Nacken und ging mit festen Schritten den Berg hinan, der leuchtenden Villa zu.

* * *

Dort saßen im Garten ihrer drei beisammen und schauten, ihre Cigarren rauchend, gedankenvoll und gedankenleer in den Sonnenuntergang.

Tief unten lag, sich vor den Blicken nach rechts und links in dämmernde Weiten verlierend, gegenüber von den durchsichtig blauen Schattenrissen der Bogesen und der Haardt begrenzt, die gesegnete Rheinebene, der Garten Deutschlands, mit ihrem schachbrettartigen Farbenspiel wechselnd getönter Saatenflächen, mit ihren zahllosen, zwischen Wäldern von Obstbäumen, dem Gewirr der Hopfenstangen und den langen Pappelalleen aufragenden Dorfkirchtürmen und Fabrikschlotten, den unregelmäßigen dunklen Flecken der Kiefernforste, dem durcheinanderlaufenden Streifengewirr der Landstraßen, dem rasch weiter wandernden Dampfgekräusel der Eisenbahnzüge, und in der Ferne, wie die Scherben eines riesigen Spiegelglases da und dort in der Sonne aufblitzend und verschwindend, die

scheinbar wie große Landseen einander folgenden Stromkrümmungen des Vaters Rhein und des in glitzernden Schlangenwindungen ihm durch die Ebene zurollenden Neckars.

Drüben im Westen ging die Sonne zur Rast. Ihre blutrote Scheibe schwamm in rostigem Wolkenflor über den tief violett sich tönenden Hängen der Haardt, den gepriesenen Halben rheinischen Edelweins. Weiter nach dem deutschen Strome zu, von der Grenze zwischen Rebstock und Tabakstaude ab, überzog sich die Pfalz schon mit einem leisen Dunsthauch der Nacht, einem Ausatmen des scheidenden Tages aus weißdampfenden Gewässern, aus dem friedlich zum Himmel aufsteigenden Herdfeuer der Dörfer und dem düster über dem Schornsteingewimmel der großen Arbeitsstädte brütenden Brodem. Nur das Denkmal altherrwürdiger Kaiserherrlichkeit, der Speierer Dom, ragte noch deutlich erkennbar wie ein hochgetürmter Hügel aus der dämmernden Ebene, in der jetzt allmählich, Glühwürmchen gleich, mit dem kommenden Dunkel Hunderte und Tausende von Lichtpunkten aufzuglimmen begannen.

Im Thale läuteten die Glocken von Heidelberg. Es war ein Abendfrieden in der Luft, ein leises Rauschen in dem eben erst knospenden Gezweig, den massigen Schatten der Cypressen, dem fahlen Geäst der Edelkastanien, es klang darin wie ferne Stimmen aus langversunkener Zeit, wie ein letztes Mahnen, ein Abschiednehmen von jungen Tagen, die doch erst gestern verlacht und verweht zu sein schienen, wenn

man die Augen schloß und sich zurückträumte in die Vergangenheit.

Vor fünfundzwanzig Jahren.

Die drei sprachen nicht viel miteinander. Sie dachten ein jeder sein Teil. Vor fünfundzwanzig Jahren . . .

Waren sie das selbst, die damals beim Abschied von der Burschenherrlichkeit einander vor dem Eintritt in das Leben, am letzten Abend ihres Beisammenseins, noch so viel zu sagen und zu gestehen hatten, halb empfundene und kaum bewußte, bang geahnte Dinge, die auf den jungen Herzen lasteten? Denn die wahre Jugend ist ernst. Sie nimmt das Leben tief und schwer, weil sie noch nicht gelernt hat, an seinem Wert zu zweifeln.

Wie hätten sie, die vor kurzem erst Zwanzigjährigen, damals auch das Leben kennen sollen? Das lag vor ihnen wie jetzt da unten zu ihren Füßen die fröhliche Pfalz, von geheimnisvollem Schleier umwoben, in dämmernde Fernen dem Auge sich verlierend, ein Neuland mit blühenden Strömen und blühendem Wein, mit friedlichem Rauchgekräusel am eigenen Herd und weiten Feldern und Flächen, die des Ackermannes harren, daß er im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen möge.

Damals schien ihnen, das alles sei so einfach. So leicht. Man stieg hinab in die Ebene, die einladend, nur ihrer wartend, vor ihnen lag, und ward ein Säemann und ein Ackermann und schuf sich sein Reich und erntete die Früchte seines Wollens und

Werks und strich sich trotzig am Abend mit arbeitsstarker Hand den Schweiß von der Stirne.

O freilich — sie hatten gewirkt und geschafft, ein jeder nach seinem Teil. Wenn nur nicht jetzt die ewige stumme Frage gewesen wäre: War das nun alles? War das das Leben? Die Frage ahnten sie damals noch nicht. Sie glaubten damals gern, daß man im Kampfe unterliegen, aber nie, daß man von dem Sieg enttäuscht sein könne.

Nach fünfundzwanzig Jahren. Sie sahen sich selbst vor jenem Vierteljahrhundert wie Fremde — sie sahen voll nachdenklicher, freundlicher Schwermut förmlich sich selbst greifbar deutlich als buntmützige, zerhauene Studenten wie jene da drüben, die eben als eine Gruppe lustiger Burschen, unter viel Lärm und Gelächter, Hundegepseife und abenteuerlichen Lusthieben mit dem Stock, auf dem Weg nach Heidelberg vorbeiging.

Und wieder in fünfundzwanzig Jahren saßen vielleicht andre wieder hier und dachten ihrer Jugend und blickten mit altkluger Behmut neuen milchbärtigen Corpssüchsen nach, die hier in vollen Zügen die Maienfreiheit des Lebens genossen und sich wenig Sorge um den kommenden Tag machten. Und in ihren graugewordenen Köpfen dämmerte die Erkenntnis, die dem einen der drei Freunde an dem Gartentisch schon lange nichts Fremdes war: daß das rastlos fliehende Leben doch in Ewigkeit still steht und in Ewigkeit nur die Form seiner Vergänglichkeit wechselt.

Lange hatten sie geschwiegen.

„Ja, wie gesagt . . .“ hub der Major endlich wieder an. „Ich will nicht klagen. Ich war sehr, sehr glücklich mit ihr. Mit meinem Max. Eigentlich hat sie Maximiliane geheißten. Aber das war viel zu lang auszusprechen und auch viel zu feierlich für solch einen guten, kleinen Kameraden. Wie ich mich damals entschließen mußte, umzusatteln und Offizier zu werden, hab' ich nicht lange mit dem Heiraten gefackelt. Es war mir zu kahl und kalt im Kasino. Ich war doch immer mehr Gemütsmensch . . . nicht recht für den Exerzierplatz und die Wachtstube. Daß ich schließlich meinen neuen Beruf treulich und gut ausgefüllt hab' — nur ihr verdank' ich's! Sie ist mit mir gezogen, kreuz und quer durch alle Garnisonen, von Metz bis Memel — und wo wir waren, hatten wir unser selbes trauliches Heim. Nun — und drei Jungens hat sie mir ja auch geschenkt. Der eine ist schon Leutnant, der andre Fähnrich — der kleinste, ein schlauer Stöpsel, der steckt noch im Kadettencorps. Freilich — viel hat man ja als Vater auf die Art von seinen Söhnen nicht.“

Er lächelte halb bei den letzten Worten. „So geht's im Leben. Immer anders, als man denkt! Damals, als meine Frau von mir gegangen war, vor zwei Jahren — da hat mich das Leben nicht mehr gefreut. Da war mir alles gleich. Ich hab' mir gedacht: „Jetzt pack' du ein und nimm deinen Abschied und krieche irgendwo unter, bis auch deine Zeit kommt!“ Und wie ich nun glücklich a. D. war,

hat mich die Erinnerung an unsre frohe Burschenzeit nach Heidelberg gezogen. Rein um die Zeit auszufüllen, hab' ich mich wieder immatrikulieren lassen. Und es ist merkwürdig: . . . Ich fange wieder an, jung zu werden! Ich wohne drei Treppen hoch in einem Studentenstübchen zwischen andern Studenten, ich schreibe meine Hefte voll wie ein fleißiger Fuchs im ersten Semester, ich sehe im Kolleg frische junge Gesichter um mich — Kurzum: Mein Leben hat noch einen Nachsommer! Und in zwei Semestern könnt ihr mir zum Doktorhut gratulieren!"

Er lachte über das ganze gutmütige Gesicht, leerte sein Glas und strich den grauen Schnurrbart.

Sein Nachbar, der von der Tropensonne braungebrannte Konsul mit den dunkeln Haaren und Augen und dem hageren, fränklichen Aussehen, wie es der lange Aufenthalt unter dem Äquator erzeugt, nickte nachdenklich mit dem Kopf.

„Du hast ganz recht!“ sagte er. „Wenn man so lange Zeit im Leben glücklich gewesen ist wie du, dann sind alle noch kommenden guten Tage rein geschenkt. Da schau mich an! Ich hab's nie so gut gehabt. Ich hab' nie eine Frau gehabt. Weiß der Himmel: Wenn man so in der weiten Welt umgetrieben wird, mal in diesem Erdteil, mal in jenem, ohne Heim und Ruh' — man kommt gar nicht zum Heiraten! Ich hab' den Anschluß verfehlt. Nun steht man da mit einundfünfzig und einer kaputen Leber und sieht die Tage auf sich zukommen, die einem nicht gefallen, und sieht nach rückwärts so allerlei buntes

Spielzeug, mit dem man sich die Zeit vertrieben — Geißhaß und Almehß und Gitanaß und Musmes und wie all die bräunliche und gelbliche Weiblichkeit heißt — und vielleicht auch ein paar weiße Abenteuer darunter — ich meine ernstere, die man unter sieben Siegeln hält —, aber das Facit: Null, meine Lieben! Alles Dunst und Rauch und zu allem zu spät. Man ist allein, man bleibt allein, man wird allein sterben!“

Die zwei verstummten.

Der dritte, der Gelehrte, sprach auch nichts. Er hatte Angst vor dem Mißverstandenwerden. In seiner Jugend hatte er mit den beiden gebechert und gebummelt. Jetzt waren sie ihm weltenfern. Zwei gute Duzendmenschen. Er hatte gewußt, daß er sie verlieren würde, wenn er sie wieder sah, und im voraus dazu gelächelt, wie immer, wenn wieder ein morsches Stück Lug und Trug des Lebens, wie zerbröckelter Kalk von der Mauer, von ihm fiel. Wer in der Flachheit des Daseins blieb, wie jene, der gewann freilich viel in der Breite. Von allen Seiten strömte ihm die Buntheit der Dinge zu. Aber wer über sich emporsteigt — immer höher hinauf — in die Einsamkeit, in das Schweigen, in das Grauen und Ahnen, der verliert nach unten, was er nach oben gewinnt. Immer mehr Sprossen der Lebensleiter fallen unter seinen Füßen in das Nichts — Freundschaft, Liebe, Gesundheit, Jugend — und über immer neue Sprossen klimmt er weiter. Wohin? Ja — wenn ein Philosoph, ein Rätselfinder zugleich ein Rätsellöser wäre.

Aber sein Beruf ist, das nicht zu wissen, was die andern alle unter ihm zu wissen glauben . . .

Der Konsul räusperte sich. „Nun — und du, berühmte Leuchte der Wissenschaft? Bist du immer so still, seitdem dein Name bis zu den Fidschi-Inulanern klingt? Wir haben von uns gesprochen — nun sprich du einmal von dir! Wie siehst du die Welt jetzt an? Ich denke, du hast mehr Ursache, froh und stolz zu sein, als wir zwei alte Knaben!“

„Vanitas vanitatum!“ sagte der Professor. „Es ist alles eitel! Es gibt nur ein Talent auf der Welt: Jung sein! An etwas glauben — an Gott oder das Weib oder das Glück oder am besten an sich selbst . . . ich wollte, ich wäre noch einmal jung . . . Mein ganzes Leben war Mühe und Arbeit. Drum war es so wenig köstlich. Nicht das Lernen — das Vergessen ist die Lebenskunst. Ich habe das Vergessen nie verstanden. Alles hab' ich mir aufgeladen, was ich am Wege fand, und gewissenhaft weiter getragen — Ruhm, Wissenschaft, Familienglück — alles! Nun hab' ich glücklich mit fünfzig Jahren so viel Schätze beisammen, daß ich ein armer Mann bin.“

„Mir scheint, du machst dich über uns lustig!“ sprach der Major etwas verduzt und sah nach dem Konsul. Der aber stimmte dem Professor bei.

„Darin hast du recht: Fünfundzwanzig Jahre früher sollte man leben! Ich machte alle meine Dummheiten wieder — gewissenhaft — der Reihe nach — nur die klugen Sachen nicht! Die reuen einen nachher immer . . .“

„Zu spät!“ sagte der Professor kurz. „Herbst, ihr Freunde, Herbst, Herbst! Hilft nichts, Herbst! Um uns ist's wieder Frühling und blühen die Bäume im Neckarthal — alles wie einst — aber wir sind darüber hinaus — Männer in den besten Jahren, die nicht mehr die guten Jahre sind. Uns lachen die kleinen Kinder, meine Enkelchen, aus mit all unsrer Weisheit und unten in Heidelberg tragen unsre Söhne unsre bunte Mütze von einst, und am Ende war doch alles umsonst! Ja, wenn die Jugend wiederkäme . . .“

Nun saßen sie wieder still da. Die Cigarrenwölkchen kräuselten sich in der herben, klaren Abendluft, es duftete und rauschte in den Zweigen — die Nacht kam. Von unten klangen wieder die Glocken und dann, ganz nahe bei ihnen, hinter den Büschen, leise, zögernde Schritte auf dem knirschenden Riez . . . Auf leichten Sohlen, sacht, kaum merkbar kam es heran . . .

Jetzt hörten die Schritte auf. Der Konsul drehte sich um. Ein Lächeln flog über sein verwittertes, scharfgeschnittenes Gesicht. „O!“ sagte er nur langsam und sehr befriedigt.

Es machte sich sehr hübsch, wie Erna Bauernfeind unter den weißen Blütenbäumen zaudernd mitten im Garten stand und umherschaute. Sie hatte zuerst vorn am Hausthor geschellt — aber niemand war erschienen, als eine mächtige graue Dogge, die majestätisch gähmend um die Ecke bog und ihr den Rückweg nach der Straße abschnitt.

Der Hausherr ging auf sie zu. Sie erkannte den

Professor nach dem Bilde wohl und es fiel ihr selbst in diesem Augenblick der Verwirrung auf, daß er, wie die meisten deutschen Gelehrten, äußerlich sich so wenig von andern gewöhnlichen Menschen unterschied, die auch Vollbart und Zwickel tragen und in ihrer Kleidung und ihrem ganzen Wesen auf alles Nebensächliche keinen Wert legen. Wenn man nicht wußte, wer er war, hätte man es ihm gewiß nicht angesehen . . .

Sie faßte Mut. „Ich bitte sehr um Entschuldigung, Herr Professor!“ sagte sie schnell und ohne vom Boden aufzusehen. „Aber oben öffneten niemand und da kam der Hund . . . ich wollte eigentlich gerne meinen Besuch machen . . .“

Er lächelte ein wenig. „Es wird meiner Frau sehr leid thun. Aber sie ist mit meinen beiden Töchtern ausgegangen.“

Sie hob den hübschen Kopf. „Ich möchte auch nicht zu Ihrer Frau Gemahlin! Ich möchte zu Ihnen. Ein andermal. Jetzt störe ich. Ich möchte nur den Brief dalassen, wenn Sie erlauben . . .“

„Einen Brief an mich?“

„Ja. Von dem alten Landrat Mayfarth. Einem Freund meiner Familie. Da steht alles darin. Nämlich, daß ich Studentin bin und daß ich Ihnen . . .“

„Ach so!“ Er lächelte wieder. „Von meinem alten Leibburschen Mayfarth. Das ist auch seit einer Ewigkeit das erste Mal, daß der von sich hören läßt. Aber kommen Sie doch! Sie stören gar nicht. Ich sitze hier nur mit zwei Jugendfreunden zusammen.“

Die beiden Herren verbeugten sich, während er ihre Namen nannte. Dann nahm er den Brief, den sie herausgeholt hatte. „Sind es Geheimnisse? oder können wir hier . . .“

Erna verneinte lebhaft. „Es sind gar keine Geheimnisse. Nur, wenn ich störe — ich kann ja wiederkommen . . .“

„Bitte, nehmen Sie Platz!“ sagte er zur Antwort mit einer kurzen Handbewegung und setzte sich ebenso wie die andern, fürchte gewohnheitsmäßig die Stirne und laß.

Dabei warf er einen raschen Blick über den Rand des Schreibens hinüber. Es war ein hübsches, vor einer Minute noch ganz unerwartetes Bild: die junge Studentin, ernst und bescheiden, mit niedergeschlagenen Augen und rosig getönten Wangen dafitzend, während sich über ihr die Blütenzweige zu einem Baldachin von weißen, duftenden Wolken wölbten und zwischendurch blinkend die letzte Frühlingssonne das lose Haargespinnst zu beiden Seiten ihres hübschen Kopfes wie die Andeutung eines Heiligenscheins flimmern ließ.

Ernas Herz klopfte. Sie wagte nicht aufzuschauen und drehte unruhig ihr feuerrotes Sonnenschirmchen hin und her.

Der Herr neben ihr sagte ihr irgend etwas. Er sei jetzt selbst wieder Student, seit er als Major den Abschied genommen, und säße im Kolleg neben Fräulein Meta Wiggers, die gerne einen gefesteten Komilitonen seines Alters zum Nachbar haben wollte, und hielt mit ihr gute Kameradschaft. Und die

habe ihm gestern erzählt, daß sie eine Freundin vom Rhein erwarte, die auch studieren wolle, und ob sie das sei?

Erna nickte nur. Sie verstand gar nicht recht, was er ihr erzählte. Sie war zu erregt, zumal jetzt, wo der Professor aufsaß und das Blatt zusammenfaltete.

„Ich habe den Landrat Mayfarth gebeten, alles in den Brief hineinzuschreiben!“ sagte sie schnell, als wolle sie ihn im voraus entwaffnen. „Keine Phrasen — sondern was er über mich denkt — ohne Umschweife. Er kennt mich genau! Also vielleicht hat er sehr Ungünstiges über mich berichtet — ich weiß, daß ich Fehler habe — viele — und daß mit mir überhaupt noch nicht viel los ist . . . aber . . .“

Der Professor bejahte. „Sie haben ganz recht, Fräulein Bauernfeind! Mein alter Freund Mayfarth schreibt schlimme Dinge über Sie. Er meldet da zum Beispiel ganz burschikos, Sie hätten es faust dick hinter den Ohren . . .“

Die kleine Studentin schwieg und sah bescheiden zu Boden.

„. . . und hätten bedeutend mehr Verstand, als zu seiner Zeit bei den Frauenzimmern — verzeihen Sie: das sind die Worte des guten Mayfarth — üblich und nötig gewesen sei.“

„Ach nein!“ sagte Erna ehrlich. „Ich weiß genau, wie dumm ich bin, wenn ich hier vor Ihnen sitze. Und, bitte — betrachten und behandeln Sie mich ganz als das, was ich noch bin — als einen jungen, noch

ganz unreifen und unfertigen Menschen — gleichviel welchen Geschlechts —, der sich bei Ihnen Rat und Belehrung holen möchte.“

Er antwortete nicht gleich, sondern nahm wieder den Brief vor. Erna saß still, die Hände über den Sonnenschirm gefaltet, da. Sie hielt es für richtiger, das Gespräch nicht wieder zu eröffnen, sondern zu warten, bis der Professor sie fragte.

Da hörte sie seine Stimme und die klang ganz sachlich, beinahe trocken, wie wenn er sich mit einem Studiosus Müller oder Schulze unterhielte. „Also Sie wünschen meinen Rat, Fräulein Bauernfeind! In welcher Hinsicht?“

„Über mein Studium, Herr Professor!“

„In welcher Fakultät gedenken Sie zu belegen?“

„Ich will den Doktor in der philosophischen Fakultät machen, Herr Professor!“

„So — und welchen Disziplinen wollen Sie sich im speziellen zuwenden?“

Erna hob rasch den Kopf. „Das ist's ja eben, Herr Professor. Darüber bin ich mir noch nicht klar. Es gibt so viele Sachen, die mich interessieren — fast alles! Am liebsten möchte ich alles lernen . . . oder — verzeihen Sie, Herr Professor — also vernünftig gesagt: Ich möchte dem Grundgedanken näher kommen, der in dem Worte ‚Universität‘ liegt — ich meine einem universalen Überblick über das Wissen der Gegenwart . . .“

„Ja — wer das heutzutage könnte . . .“ Der Professor lächelte halb und schüttelte den Kopf. „Heute

müssen wir alle uns bescheiden. Das Gebiet ist zu unermesslich geworden. Glauben Sie das, wenn es Ihnen ein Doktor dreier Fakultäten sagt. Einen festen Studienplan müssen Sie sich schon machen und dann sehen, ob Ihre Gesundheit und Ihre körperlichen Kräfte den aushalten!“

Erna wurde lebhaft. „O gewiß, Herr Professor! Ich bin stark und gesund. Körperlich komme ich gewiß durch! Ob es geistig langt — das weiß ich freilich noch nicht . . .“ Sie seufzte leicht auf und senkte bescheiden den Blick auf die Spitzen ihrer braunen Strandschuhe. „Sehen Sie, Herr Professor. Ich sage ganz ehrlich: Ich glaube nicht, daß wir Frauen je an die höchsten Leistungen der Männer heranreichen werden. Männer wie Sie werden immer unser unerreichbares Vorbild sein. Aber nehmen wir nun den Durchschnitt der Männer — denen fühle ich mich wirklich nicht so furchtbar geistig untergeordnet. Die Schwierigkeit ist nur, gleich von Anfang an den rechten Weg einzuschlagen. Es ist eben vorderhand noch alles kraus in meinem Kopf. Bloß eines ist mir klar: Meine Doktordissertation in drei Jahren!“

„Jetzt schon?“ sagte der Professor erstaunt.

„Ja — die habe ich schon ganz fertig!“

„Da bin ich aber wirklich gespannt!“

Erna wurde verlegen und zupfte einen Zweig von dem blühenden Mandelbaum an ihrer Seite, daß die feinen Blütenblättchen zu Boden stoben. „Nämlich . . . aber bitte, lachen Sie nicht . . . die all-

gemeine Dienstpflicht . . . oder richtiger . . . das Einjährigenjahr der Frau . . .“

Der ernste Gelehrte ihr gegenüber lachte herzlich. Sein Gesicht schien plötzlich um Jahre verjüngt, wie er sie belustigt anschaute. Erna wurde feuerrot. Ihre Augen glänzten. Sie fing erregt an, sich zu verteidigen.

„Ich wußte es ja! Ghe ich noch zu Ende sprechen kann, werde ich immer schon damit verspottet. Und nun sogar von Ihnen!“

Der Professor zwang sich zum Ernst. „Es war auch nicht schön von mir und den Herren hier! Sie haben ganz recht! Also, bitte . . . erzählen Sie weiter . . . die Frau soll in den Krieg ziehen . . .“

„Nein!“ sagte Erna. „Die Frau soll nur P f l i c h t e n im Staate bekommen, damit sie nachher auch R e c h t e fordern kann. In den Krieg kann sie natürlich nicht. Aber gibt es nicht tausend Arten, in denen ein junges Mädchen ein Jahr hindurch sich nützlich machen kann? Als Krankenwärterin, als Kindergärtnerin, in Suppenanstalten und Volksküchen, in der Armenpflege, in der Sorge für verwahrloste Kinder . . . oder auch an der Schreibmaschine, in der Landwirtschaft, auf Domänen . . . So gut ein junger Graf sein Jahr bei der Kavallerie abdiert und selbst sein Pferd puken muß, kann auch eine Komtesse einmal höchstgehändig eine Kuh melken! Das schadet ihr gar nichts! Bitte . . . bleiben Sie ernst, Herr Professor! Es kränkt mich wirklich, wenn Sie lachen!“

„Ich lache gar nicht. Aber wozu soll das alles?“

Erna sah nachdenklich vor sich hin. „Sehen Sie . . . ich bin selbst eine junge Dame der guten Gesellschaft und weiß, wie unnütz wir reichen Mädchen unsere Tage verbringen. Es ist ja schon viel darüber geredet worden. Tanzen . . . Sticken . . . Klavierspielen . . . Nadeln — das heißt, wenn wir ehrlich sind — Warten auf den Mann, und bis dahin Müßiggang, und aus dem Müßiggang Langeweile, und aus der Langeweile zweckloses Gekicher und Geschwätze und Gepuße und Oberflächlichkeit. Dagegen hilft nur eines: Arbeiten — ein Tagewerk vor sich haben und des Abends müde sein — freiwillig Pflichten übernehmen und erfüllen und die Zähne zusammenbeißen und sich sagen: Es muß gehen! — Glauben Sie mir: davon wird man ein andrer Mensch! Das hab' ich in dem Augenblick gemerkt, wie ich mein Abiturientenexamen bestanden hatte . . . und darum bin ich radikal gesonnen! Ich fühle eine kriegerische Ader in mir. Ich will mit den Vorurteilen der Welt kämpfen!“

„Das ist mal ein Hitzkopf!“ sagte der Professor förmlich erstaunt und halb anerkennend, mehr zu den Freunden als zu ihr.

Und dann setzte er ziemlich kühlen Tons hinzu: „Das sind Utopien, Fräulein Bauernseind!“

Sie zuckte die Achseln. „Freilich . . . das höre ich immer! Schon von meinen Freundinnen am Rhein! Die lachten kläglich bei dem Vorschlag, ein Jahr lang arbeiten zu müssen, und meinten: ‚Ja — du bist ein ganzer Kerl — du kannst das — aber

wir ...' Und trotzdem: Es ist nun einmal meine Überzeugung. Ich will mich wirklich hier nicht aufspielen! Bei den Männern ist es ja jetzt Mode, sich als Übermenschen zu fühlen. Ich bin weit entfernt, mich etwa auch so als Übermädchen zu gerieren. Ich sage nur was ich denke, und das werde ich bei meinem Doktorexamen in drei Jahren lateinisch gegen alle Opponenten der Welt verteidigen!"

„Wenn ich Opponent wäre," sagte der Professor, „würde ich erwidern: ‚Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort!‘"

Sie lachte hell auf. „Ja — jung bin ich! Das kann ich nicht leugnen! Aber schließlich war das ja jeder einmal!"

Und sie war wirklich ein Bild der Jugend, in ihrem weißen Kleide, in dem weißen Blütengarten unter blauem Abendhimmel und letztem Sonnengold, halb selbstbewußt, halb befangen, mädchenhaft heiter und doch von dem Ernst eines ehrlich strebenden, wenn auch erst werdenden und ahnenden Menschen getragen.

Der Professor blickte sie an. „Man war einmal jung!" wiederholte er. „Seien Sie froh, daß Sie's noch sind — mit all dem Enthusiasmus und dem fröhlichen Drauflosgehen auf das Leben. Da schauen Sie uns drei alte Corpsbrüder hier an, die sich nach einem Vierteljahrhundert wieder in Heidelberg getroffen haben, um ein stilles Wiedersehen zu feiern. Der beste Teil des Lebens liegt schon hinter uns!"

Erna machte große Augen. „O — Sie sind doch erst fünfzig, Herr Professor."

„Woher wissen Sie denn das?“

„Das steht doch in jedem Konversationslexikon.“

Er blickte zu der schlanken Mädchengestalt auf, die zögernd, als wolle sie Abschied nehmen, vor ihm stand. „Wollen Sie denn schon gehen, Fräulein Bauernfeind?“

Sie wurde unwillkürlich aus der jungen Dame wieder zum schüchternen Studenten. „O, Herr Professor! — ich hab' Ihnen doch schon mehr Zeit weggenommen, als recht ist!“

„Ich habe Zeit!“

„Aber es wird allmählich dunkel,“ sagte Erna. „Also . . . ich darf mich jetzt empfehlen. Und was meinen Studienplan betrifft . . . vielleicht erlauben Sie mir, daß ich einmal bei Gelegenheit wiederkomme und näher mit Ihnen darüber spreche . . .“

„Ich werde besser Ihren Besuch erwidern, Fräulein Bauernfeind.“ Er geleitete sie an der schlafenden Dogge vorbei bis an das Gartenthor. „Schade, daß meine Frau nicht da ist . . . ich hätte Sie gern mit ihr bekannt gemacht. Nun — ein andermal! Wir bleiben ja noch ein paar Wochen in Heidelberg. Also auf Wiedersehen!“

Er reichte ihr die Hand. Sie erwiderte fest und ohne Zimperlichkeit seinen Druck. „Ich danke Ihnen herzlich, Herr Professor,“ sagte sie offen. „Und empfehlen Sie mich, bitte, Ihrer verehrten Frau Gemahlin!“

Als sie den Weg vom Hause des Professors wieder herabstieg, begegnete sie nach kaum zwanzig Schritten

einer schlanken, einfach gekleideten, etwas über vierzigjährigen Dame mit scharfgeschnittenem, klugem und kühlem Gesicht, die im Vorübergehen den immer noch in Ernas Linken neben dem Sonnenschirm hängenden Mandelblütenzweig mit einem erstaunten Blick streifte, als wollte sie fragen: „Was trägst du denn mein Eigentum aus meinem Hause mit fort?“ Nach einer Weile wendete Erna im Weiterwandern versthohlen den Kopf. Die Fremde war in den Vorgarten getreten und begrüßte dort den Hausherrn mit einem kurzen Kopfnicken. Das mußte also wohl Frau von Arras sein.

Und ebenso schaute jene jetzt der Studentin nach.

„Wer war denn das?“ fragte sie, im Begriffe, in das Haus zu treten, ihren Mann.

„Wir haben im Garten gessen,“ sagte der. „Der alte Konsul, der alte Major und ich und haben einander mit mäßigem Wohlgefallen angesehen und an unsre Jugend gedacht. Da hat uns die Jugend noch einmal einen Besuch gemacht, sich da zu uns hingesezt und vielen Unsinn und ein wenig Vernunft in einem Atem geredet und ist dann wieder weggegangen. Es ist schade, daß du sie nicht getroffen hast. Aber sie will wiederkommen und läßt dich inzwischen grüßen.“

* * *

Die beiden Freunde blieben auch nicht mehr lange. Nach kurzem verabschiedeten sie sich und stiegen im letzten Abenddämmern zur Stadt hinab.

Der Professor schaute ihnen nach. Er war froh, daß sie gingen, und froh der stummen Nacht um ihn. Einer kalten, würzigen Frühlingsnacht. Die Wirklichkeit der Dinge verschwand in dem träumerischen Silberlicht des Mondes, der als volle Scheibe oben über den dunklen Waldtrüben des Ostens stand und unten in dem unruhigen Geglitz der Flüsse sich spiegelte. Doppelt duftig, geheimnisvoll wie in einem Märchenland wölbten sich aus dem Schatten die weißen Blütenmassen der Mandelbäume und bedeckten die Hänge des Heiligenbergs mit ihrem leise im Winde schauernden und sich wiegenden Schnee und umschmeichelten mit ihrem zarten, süßen Atem die Sinne . . .

Der Frühling war im Neckarthal. Frühling wie einst! So nahe und wohlvertraut. Frühling und Jugend. Seine eigene Jugend lernt man ja erst im Alter kennen. Erst mit ergrauenden Haaren weiß man, daß man einmal zwanzig war. Und es war dem Professor, wie er da in der Dämmerung stand, als sehe er sich selbst mit zwanzig Jahren wieder vor sich, mit der bunten Mütze der „Cheruskia“ auf dem Haupt, aber doch in Erscheinung und Haltung anders als er damals: ein langer, schlanker, eleganter junger Mensch, mit aufgedrehtem Schnurrbärtchen in dem hübschen, frischen Gesicht, die Kappe schief hinten auf dem blonden Kopf, voll der lässigen Sicherheit eines verwöhnten Sohnes aus gutem Hause.

„Guten Tag, Papa!“ sagte der junge Corpsfuchs, sich ihm nähernd und mit einer seltsamen, weit aus-

holenden Bewegung, wie es in diesem Semester Brauch, seine Mühe lüftend. „Famos, daß ich dich treffe . . . ich bin nämlich in aller Eile herauf . . . förmlich atemlos . . . ich habe eine große Bitte. . . . Du hast mir doch immer versprochen, du würdest einmal zu uns auf die Kneipe kommen. Möchtest du nicht heute abend? Bitte . . . thue mir doch den Gefallen!“ Es lag etwas kindlich Liebenswürdigen in der Art, wie der hübsche, aristokratisch aussehende junge Mensch ihn bat und seine Hand faßte. „Du wirst schon sehen — wir sind eine höchst anständige Gesellschaft . . . wirklich tadellos in diesem Semester . . . vollkommen obenauf . . .“

„Das möchte ich auch hoffen, von meinem alten Corps!“

„Zum Beispiel — Westrow, unser zweiter Chargierter,“ fuhr der Fuchs eifrig fort; „er hat jetzt siebzehnmal unberührt abgestochen. Und Namen haben wir . . . tip-top — erste Klasse! Im Herbst kommt auch der Prinz Kasimir von Treuchtlingen. Einer von unsern Leuten ist schon entfernt mit ihm bekannt! Du wirst ihn ja heute abend kennen lernen — ein famoser Kerl. Überhaupt sind die Leute famos!“

„Es ist nur ein Segen,“ sagte sein Vater, „daß ihr selbst eine so vorzügliche Meinung von euch habt!“

Otto Hellmuth verstand das nicht recht. „Und dann solltest du doch auch einmal meinen Leibburschen sehen!“ drängte er. „Dorngiebel! Der Dreibänder-

mann aus Göttingen und Bonn. Derselbe, der Flohr Hercyniae bei der Pistolenmensur in Göttingen erst die Mütze und dann das rechte Ohrläppchen wegschoß. Ein großartiger Mensch. Der Vater ist Kaufmann in Hamburg, aber — verstehst du — im anständigen Sinn. Millionär. Einer von den großen Reedern. Überall hat er Schiffe schwimmen. Dorngiebel will sich auch später einmal einen Rennstall anschaffen . . .“

Der Professor sah ihn an und schüttelte nachsichtig und doch nachdenklich den Kopf. Es amüsierte ihn, daß sein großes Kind, dieser hübsche, flotte achtzehnjährige Junge, all das mikroskopische Treiben seines Corps so ehrlich, so enthusiastisch ernst nahm. Aber es wunderte ihn doch zugleich. Diese Naivetät wirkte auf ihn entfremdend. Das war nicht sein Geist und noch weniger der seiner Frau — dieser beiden klugen und fühlen, mit dem Kopf einander befreundeten Menschen. Er, der jetzige alte Herr der „Cheruskia“, hatte gewiß zu seiner Zeit die Burschenfreiheit auch genossen — aber er entsann sich wohl, daß er in seinen stillen Stunden schon damals innerlich darüber gestanden hatte.

Otto Hellmuth war anders. Der schwamm vernügt mit dem Strom, ohne Sorge um gestern und morgen.

„Also du kommst, Papa!“ drängte er ungestüm.

„Meinetwegen. Aber erst später. So gegen zehn Uhr auf eine Stunde.“

Sie gingen langsam in dem monderhellsten Garten

auf und ab und kamen an dem Platz vorbei, wo noch die drei Gartensessel nebeneinander standen, wie die Freunde darauf gefessen, und davor, frei wie ein Armesünderbänkchen, ein vierter Stuhl.

Ein plötzlicher Gedanke erfaßte den Professor. „Sage einmal, Otto — was hast du heute zum Beispiel den ganzen Tag über getrieben?“

„Heute?“ Der Student sann nach. „Also erst hab' ich mich frisieren lassen. Dann haben wir einen Bummel gemacht, Bünau und ich, und ich hab' in unserm Elfenbeinladen eine fürstliche Dedikation für Dorngiebel bestellt — dann war ich eine Stunde auf dem Fechtboden — und dann war Frühschoppen und dann haben wir im Hotel zu Mittag gegessen und dann in der Konditorei einen Kaffeestkat gespielt. Von da sind wir zu Wagen nach Neckarsteinach und zurück und nun bin ich in aller Eile hier herauf! Und heute abend ist natürlich offizielle Kneipe.“

„Und im Kolleg warst du nicht?“

Im Gesicht des hübschen jungen Mannes malte sich unverhohlenen Erstaunen. „Nein — im Kolleg war ich nicht!“ sprach er langsam, als begriffe er seinen Vater gar nicht.

Der aber sah wieder auf den leeren Stuhl und sah auf ihm im Geiste die junge Studentin sitzen und hörte wieder ihr Geständnis: „Am liebsten möcht' ich alles lernen! Es gibt so viele Sachen, die mich interessieren!“

„Sage, Otto!“ hub er an. „Hast du dir eigentlich schon einen Studienplan zurechtgelegt?“

„Gewiß, Papa! Zunächst möchte ich jedenfalls drei, vier Semester hier bleiben, bis ich das Corpsband bekomme . . .“

„Das nennst du einen Studienplan?“

„Nun ja!“ Otto Hellmuth war überrascht. „Das Band muß ich doch haben! Du hast's doch auch!“

„Und dann?“ fragte der Professor.

„Dann!“ sagte der Corpsfuchs, „möchte ich nach Bonn und während zwei Semestern dort bei den Husaren mein Jahr abdiene und Offiziersaspirant werden. Man kann doch anständigerweise nur bei der Kavallerie dienen!“

„Ins Kolleg wirst du da natürlich nicht viel kommen?“

„Nein. Natürlich nicht, Papa!“

„Also — verzeihe die Frage: Wann gedenkst du dann eigentlich mit dem Studium anzufangen?“

Otto Hellmuth zuckte die Schultern, als wollte er sagen: Aber das weißt du doch selbst. — „In Berlin, Papa! Von Bonn gehe ich auf zwei Semester nach Berlin ins Repetitorium. Da paukt einem solch ein Mensch mit Leichtigkeit in einem Jahr das bißchen Juristerei ein, das man für das Examen braucht. So schwer ist der Krimskrams für einen halbwegs vernünftigen Menschen wie mich wahrhaftig nicht. Ja — wenn's Chinesisch wäre oder Algebra — aber jur. et cam.! Ich studiere doch jur. et cam.! Wir studieren doch alle jur. et cam.! Es ist doch das einzig Anständige. Und da sind Kollegien doch der reine Zeitverlust! Es machen es alle so wie ich,

Papa! Ich würde ausgelacht, Papa, wenn ich es anders machte!"

"Ich weiß. Aber antworte einmal vernünftig, Hellmuth. Ist das die Aufgabe der Hochschule? Dies bißchen toter, widerwillig für das Examen eingepaukter und gleich nachher wieder vergessener juristischer Formelkram? Soll man nicht auf der Hochschule seinen ganzen geistigen Menschen abrunden und entwickeln, ehe man in den Kampf des Lebens hinaustritt?"

"Aber man hat doch gar keine Zeit dazu, Papa! Man will doch vorwärts kommen — Karriere machen! Wenn ich den Referendar hab', muß ich zusehen, daß ich auch gleich Reserveoffizier werde — und dann muß ich auf den Assessor arbeiten, und als Assessor wird es schon Zeit, sich nach einem Landratskreis allmählich umzuschauen, und dazu kommen noch die Offiziersübungen jeden Sommer und nun gar die geselligen Verpflichtungen — die sind auch gewissermaßen Dienst, weißt du, wegen der Konnexionen, die man da anknüpft . . . Die sind doch sehr wichtig . . . und . . ."

"Und solch einen Streber habe ich nun zum Sohn!" sagte der Gelehrte melancholisch und doch halb lächelnd. „Nun gut! Lebe, wie du's verstehst!"

„So leben alle, Papa! Wahrhaftig!"

"Wer weiß? Sieh mal, Otto — vorhin war auch ein angehender junger Student bei mir — dort auf dem Stuhl hat er gefessen —, der hatte andre Anschauungen von der Hochschule. Obwohl auch reich

und aus gutem Hause wie du, hielt er doch die Hochschule nicht nur für ein Vergnügungsinstitut und für ein Sprungbrett zur Beamtenlaufbahn, sondern in ehrlicher Begeisterung für etwas ganz Hehres und Heiliges, für die wirkliche Alma mater, die ihre geistigen Kinder zu reifen Menschen erzieht. Da war noch Enthusiasmus, Jugendfeuer und Fleiß, mein lieber Junge, Fleiß!"

"Das war jedenfalls ein ‚Bummler‘!" sagte Otto Hellmuth geringschätzig.

"Und unter ‚Bummler‘ versteht ihr bienenfleißigen Corpsfuchse, wenn mir recht ist, einen Kommilitonen, der täglich ins Kolleg geht?"

"Ja! Aber 's ist nichts Rechtes los mit den Leuten. Papa — im Vertrauen — du sollst doch auch ein recht flotter Corpsstudent gewesen sein. Da hätte dir in meinem Alter solch ein Musterknabe auch nicht imponiert!"

"Ich glaube — dieser Musterknabe würde dir ganz gut gefallen!" sagte der Professor.

Der Fuchs überlegte. „Wenn er, wie du sagst, aus anständiger Familie ist, dann müßte er eben zu uns. Aktiv werden! Da kommt er auf andre Gedanken! Das ist eine Idee. Der Bengel muß bei uns einspringen!"

"Das wird kaum gehen, Otto!"

"Warum denn nicht? Laß mich nur machen! Wer ist es denn?"

"Eine junge Dame!"

Sein Sohn machte ein sehr enttäuschtes Gesicht.

„Gott . . . die Weiber!“ sagte er dann mit einer unergründlichen Verachtung. „Die wollen nun studieren! Zu blödsinnig!“

Der Professor gab ihm einen freundschaftlichen Klaps auf die Wange. „Du bist noch sehr grün, Otto Hellmuth, mein Sohn. Ein Kind mit einer bunten Mütze! Jedes Mädchen um die Zwanzig herum ist reifer wie du — und die besonders! Das gleicht sich erst viel später im Leben aus. Und nun schau, daß du nicht zu spät auf deine Kneipe kommst . . .“

Der Student zog seine Uhr. „O . . . ich hab' noch lange Zeit! Aber ich möchte noch vorher zum Schneider! Also du kommst noch, Papa? Ja? Dann adieu!“ Er lüftete wieder mit einem weiten Schwunge und steifem Arm die Mütze und eilte in langen Schritten, halb gehend, halb springend, in das Thal hinab. In kurzem war er verschwunden.

Sein Vater ging in das Haus. Er und seine Frau speisten heute allein. Die beiden Töchter waren auswärts eingeladen. Es war schon alles für den Hausherrn bereit. Adriane von Arras hielt darauf, ihre wirtschaftlichen Obliegenheiten, gerade weil sie ihr, der Dr. philos., so lästig und kleinlich vorkamen, auf das gewissenhafteste zu erfüllen. Das entsprach ihrem kühlen Pflichtbewußtsein, überhaupt der ganzen, mehr männlichen Richtung ihres Wesens. Nur lenkte sie den Haushalt nicht mit der sonst üblichen nervösen Geschäftigkeit, sondern überlegen, völlig unsichtbar und geräuschlos, als die Dame, deren leisester Augenwink von der Dienerschaft verstanden wird.

Es war auch nie bei Tisch von den kleinen An-
gelegenheiten des Tages, von Essen, Wirtschaftsjorgen
oder derlei, die Rede. Das Gespräch bewegte sich
immer nur in höheren geistigen Gebieten. Die beiden
glichen weniger einem Ehepaar, wie sie da einander
gegenübersaßen, als zwei Freunden — zwei Ver-
bündeten der Wissenschaft. Hier der berühmte Ge-
lehrte — da sein Assistent, sein Amanuensis, ein
kluger, sich ganz ihm anpassender Gehilfe, der seine
Forschungen teilte, für ihn die Fachschriften durch-
blätterte, Excerpte machte, seinen Briefwechsel er-
ledigte und ihm alle geringeren Mühen der Arbeit
abnahm.

So war es eigentlich immer zwischen ihnen gewesen,
und nun, wo sie sich schon allmählich der silbernen
Hochzeit näherten und das Alter auch Adrianens
immer etwas herben und scharfen, wenn auch nicht
unschönen Zügen seine Spuren aufzudrücken begann,
schien ihnen beiden dies Verhältnis zu einander ganz
selbstverständlich.

Auch jetzt fing sie an, über einen Aufsatz im
neuesten Stück der „Göttingischen gelehrten Anzeigen“
zu sprechen, die eben aufgeschnitten auf dem Neben-
tisch lagen. Aber er unterbrach sie.

„Weißt du, was mich wundert?“ sagte er. „Daß
du dich gar nicht weiter nach diesem Fräulein Bauern-
feind erkundigst.“

Sie hob den Kopf. „Warum sollte ich denn?
Man kann sich doch nicht gleich für jeden Menschen
fieberhaft interessieren . . .“

„. . . Nein. Nur da es gerade dein Gebiet betrifft, die Frauenemanzipation.“

„Ich kann mir nicht helfen!“ sagte Doktor Adriane, mit einem flüchtigen Augenwink an den Diener, die Teller zu wechseln. „Ich habe nun einmal nicht den geringsten weiblichen Corpsgeist in mir! Ich bin mir selbst genug und lobe mir meine Persönlichkeit! Mögen andre ihre haben!“

„Aber dieses Fräulein Bauernfeind ist eine Persönlichkeit! Eine noch sehr junge und unentwickelte, aber doch schon ganz ausgesprochene Persönlichkeit!“

„Nun, um so besser! Dann braucht sie mich ja erst recht nicht.“

„Es scheint doch, daß sie noch andre Menschen braucht! Sonst hätte sie nicht das Empfehlungsschreiben an mich abgegeben!“

„O — das werden wir natürlich respektieren!“ sagte Doktor Adriane kühl und blätterte wieder in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen“.

Sie verstummten. Aber der Gedanke an Erna arbeitete in seinem Kopf weiter.

„Es ist mir trotz allem, was du sagst, ein Rätsel!“ hub er an. „Deine Teilnahmslosigkeit gegenüber den andern Frauen. Warum ist dir dein Kamerad im Gefechte oder dein Rekrut — also sagen wir zum Beispiel dies Fräulein Bauernfeind — so vollkommen fern und gleichgültig wie irgend ein beliebiger Mann . . .?“

Frau von Arras machte eine Bewegung der Ungeduld, als wollte sie dies Gespräch abkürzen. „Weil

ich eine Frau bin — soll ich deswegen die Frauen lieben? Ich liebe sie gar nicht. Was ich Schwaches und Unvollkommenes an mir habe, was mich je im Leben gehindert und herabgezogen hat, hab' ich von den Frauen! Meine besseren Eigenschaften sind männlich. Bei denen will ich bleiben."

Es war Wahres in dem, was sie von sich sagte. Schon der herbe Schnitt ihrer Gesichtszüge bewies, daß sie geistig auf der Grenzlinie zwischen Mann und Frau stand.

Trotzdem schüttelte er den Kopf. „Gerade wenn das so ist, sollte es dich doch interessieren, wie ein ähnlicher Prozeß bei deinen Schicksalsgenossinnen sich abspielt. Wohl jede neue Frau leidet irgendwie an einem weiblichen Erbstück der Vergangenheit, das sie nicht loswerden kann . . . Von sich aus nicht! Aber man kann helfen und raten! Männer nicht! Denn bei Lichte besehen, sind wir ja eben dies Erbstück selbst! Aber du! Ich dünkte es mir eine schöne Aufgabe, in solch eine junge Seele hineinzuleuchten. Man lernt auch dabei — es ist doch etwas Neues. Du hast deinen geistigen Menschen erst in reiferen Jahren ausgebaut — als Gattin und Mutter! Unter meiner Führung — dein eigentliches Leben — das Frauenleben — war schon vorher abgeschlossen. Dagegen hier solch ein junges Mädchen! Das wirft sich von vornherein in dies höhere und tiefere Leben, aus eigenem Entschluß, ohne fremden Antrieb, wie ein Schwimmer in den Strom — tapfer, heiter — vielleicht ein bißchen unüberlegt, aber man sieht doch

in dieser hübschen Mädchengestalt den Menschen, der sich aus eigener Kraft erlösen will! . . . Sieh mal, Adriane — wenn ich da an unsre Töchter denke . . . Otty ist jetzt genau ebenso alt, wie dies Fräulein Bauernfeind . . .“

Sie machte ein finsternes Gesicht. Der Gedanke an die beiden Töchter war bei ihr dasselbe, wie bei ihm der Gedanke an seinen Sohn. Es war derselbe Schlag! Lachende Züge, gute Herzen, anständige und freundliche Naturen — aber fern von dem Ernst und der Einsamkeit der Eltern.

„Wäre das Fräulein doch einen Tag früher gekommen!“ sagte sie. „Morgen, mit der Landpartie, sind wir aller unsrer noch übrigen gesellschaftlichen Verpflichtungen ledig. Nun hinkt das wieder nach! Und dabei sind wir schon halb im Wegzug. Es ist wirklich unangenehm!“

Er blickte rasch auf. „Wenn der Einladungsbrief heute abend noch in den Kasten geworfen wird . . . Ich hab’ Otto Hellmuth ohnedies versprochen, heute einen Augenblick auf die Kneipe zu kommen! Gib mir den Brief mit! Ich besorg’ ihn im Vorübergehen!“

Doktor Adriane erwiderte nichts, sondern setzte sich im Nebenzimmer an den Tisch und schrieb. Einige sehr höfliche und sehr kühle Zeilen, wie es ihre Art war. Und so war es beschlossen, daß Erna an dem morgigen Ausflug teilnehmen sollte.

„Ob sie wohl kommt?“ sagte er, indem er die Karte an sich nahm. Seine Frau sah ihn erstaunt

an. Eine Aufforderung an eine junge, angehende Studentin, den ganzen Tag mit ihnen beiden zuzubringen, schien ihr die höchste Auszeichnung, eine Art Einladung bei Hofe. Derlei lehnte man nicht ab. „Sie wird schon kommen!“ sagte sie trocken, „da kannst du ruhig sein!“



III.

Erna hatte sich inzwischen in ihrer Wohnung häuslich eingerichtet, ihre Koffer ausgepackt und sich redlich bemüht, dem Arbeitszimmer und dem Schlafgemach, die ihr zur Verfügung standen, einen ernsten, wissenschaftlichen Charakter zu verleihen. Nun stellte sie noch die Photographien ihrer verstorbenen Eltern auf den Tisch zu beiden Seiten des Tintenfasscs auf und war fertig. Und allein.

Nebenan hatte die kühle Blonde immer noch, obwohl es schon gegen acht Uhr abends war, ihren exotischen Schuzbefohlenen Unterricht gegeben. Durch die geschlossene Thüre war an Ernas Ohren ein Gemurmcl verschiedener, in Bass und Tenor gefärbter Männerstimmen gedrungen, die, jede in ihrer Weise, grausam die deutsche Sprache mißhandelten, und dazwischen hell und geschäftsmäßig die lehrenden und tadelnden Worte der Philologin. Jetzt traten die erwachsenen Schüler einzeln auf die Straße hinaus und die kühle Blonde, zu der Erna ins Zimmer geschlüpft war, wies ihr, mit dem Stolze des Besitzers, die einzelnen Köpfe ihrer Herde.

Zunächst ein kleines gelbliches Männchen mit ein-

zeln schwarzen Haaren auf der Oberlippe, das, verbindlich mit den Schlitzauglein zwinkernd, hinaufgrüßte. „Das ist der Vicomte Yabuki-Yuzuru aus Japan. Man kann sich keinen höflicheren Menschen denken. Unfre Männer sind Barbaren dagegen. Deutsch kann er schon ganz gut und ein kluger kleiner Kerl ist er — nur — im übrigen — mein Gott . . . er ist eben ein Mann!“

„Er scheint in dich verliebt!“ meinte Erna tief-sinnig, während sich der Japaner mit nochmaligem Lächeln und Augenzwinkern entfernte. Aber auf die blonde Philologin machte das gar keinen Eindruck. „Ja,“ sagte sie. „Er hat die Erlaubnis, mir alle Semester einmal einen Heiratsantrag zu machen. Ich soll als seine Frau nach Tokio. Ich lehne das ab und dann hat die Sache ihr Ende bis zum nächsten Semester, und der Unterricht wird nicht weiter gestört! Siehst du — da kommt nun mein Kreuz — der Chilene! Wenn du die Faulheit malen willst, nimm den Señor Anibal Sanfuentes zum Vorbild. Und sie ist bei ihm so selbstverständlich, so liebenswürdig. Er lächelt naiv, wenn man ihm Vorwürfe macht, daß er die Stunde schwänzt. In der Konditorei drüben sitzen, Eis essen und die ‚Vie illustrée‘ auswendig lernen, das ist sein Tagewerk. Was er des Abends treibt, will ich gar nicht untersuchen. Er wird nie Deutsch lernen!“

Die kühle Blonde war gegen ihre Gewohnheit bitter und erregt geworden. Faulheit empörte sie nun einmal in ihrem tiefsten Innern. Erna lachte.

„Und die beiden Herren mit schwarzen Vollbärten und weißen Schirmmützen?“

„Das,“ sagte die Philologin, „sind Przykalla und Skrzyszew!“

„Zur Genesung! Sind das Russen?“

„Südflaven, eine Art Polen oder Ruthenen — ich weiß selbst nicht genau. Auch faul — aber klug. Ich bin sehr froh: Ich hab' sie in aller Freundschaft gebeten, dies Semester im voraus zu bezahlen — der Sicherheit halber! — und sie waren auch so gutmütig und haben es gethan. Sonst würde ich schwer zu meinem Gelde kommen. Der Chilene zum Beispiel ist darin furchtbar. Für Eis und Lackstiefel hat er immer Geld — aber sonst . . . siehst du — das ist ein kleiner Franzose . . . der Sohn eines Weinhändlers aus Bordeaux, der in Heidelberg Deutsch lernen soll. Siebzehn Jahre! Das reine Kind noch. Man muß ihn förmlich bemuttern!“ Sie verstärkte ihre Stimme. „Auf übermorgen, Monsieur Levasseur! Und seien Sie fleißig!“

„O . . . ich werden!“ sagte der junge Mensch draußen, lebhaft errötend, und griff an den Strohhut.

„Und morgen, am Sonntag, gehen Sie nachmittags spazieren. Spielen Sie nicht wieder die ganze Zeit im Kaffeehaus Billard!“

„Ich werden gehen, sehen die Schloß!“ versicherte der kleine Franzose.

„Und schreiben Sie nach Hause!“

„Jawohl! Ich werden schreiben von Ihnen!“ Der junge Mensch empfahl sich mit artigem Gruß.

Meta blickte ihm mit einem wohlwollenden Lächeln nach. „Das ist mein weißer Rabe!“ sagte sie. „Wirklich ein gutes fleißiges Kind, mit dem man Fortschritte macht. Während dieser Verbrecher da . . .“ Sie wendete plötzlich den Kopf ab und ließ den kohlenäugigen, breitschulterigen Sizilianer, der vorhin als erster zu der Stunde gekommen, unbeachtet unten stehen.

„Der reine Bandit aus den Abruzzen!“ sagte Erna.

„Er rühmt sich ja, daß er von Räubern abstammt und daß er Mitglied der Camorra ist. Im übrigen ist er Arzt in Palermo und vervollständigt hier seine Studien. Das muß ein Vergnügen sein, von dem behandelt zu werden!“

„Er scheint bei dir in Ungnade?“

Die Kandidatin zog die Stirne hoch. „Seit acht Tagen darf er mit mir nur sprechen, wenn er in der Stunde gefragt wird! Im übrigen ist er für mich Luft! Das geht ihm sehr nahe!“

Doktor Benedetto Capomazzo, von dem die Rede war, ging unten unruhig auf und ab, rollte mit seinen feurigen Augen nach dem Fenster zu, daß das Weiße unter den schwarzbuschigen Brauen blitzte, und drehte seinen Viktor-Emanuel-Schnurrbart in zwei mächtige Zöpfe. Aber Meta überfah ihn nach wie vor, und endlich warf er mißmutig den Kopf in den Stiernacken, steckte die Hände in die Tasche und bummelte, finster und gefühlvoll vor sich hin trällernd, davon.

Erna verbiß ihr Lachen. „Was hat er denn eigentlich verbrochen?“

Der Gesichtsausdruck der Kandidatin Wiggers wurde steinern. „Er hat mich gefragt, ob wir als Bruder und Schwester einen Ausflug nach Paris machen wollten? — Als Bruder und Schwester! Wir beide! Aber er fragt derlei nicht so bald wieder. Er schämt sich jetzt schon seit acht Tagen.“

Daran zweifelte Erna im stillen. „Ein schönes Paar!“ sagte sie. „Der schwarze Wüterich und du kühle Blonde. Aber . . . Gott steh mir bei . . . Meta . . . Der letzte von deiner Menagerie, der da herauskommt — das ist ja ein leibhaftiger Mohr!“

Die blonde Philologin schaute hinaus. „Das ist doch nur äußerlich!“ sagte sie in sehr entschiedenem Ton. „Wenn du in Haiti geboren wärst, wärst du auch schwarz, meine liebe Erna, und vermutlich würden dich die Leute dort dann als Mohrin ebenso hübsch finden, wie hier als Weiße. Über derlei soll man nicht die Achseln zucken. Das ist ein sehr ernsthafter, bedeutender Mensch und, wie du siehst, auch schon in den Bierzig!“

„Wie heißt er denn?“

„Es ist ein gewisser Tancred Tiresias du Nord, ein Vetter des Präsidenten von Haiti. Er ist General, hat Zuckerplantagen und ist ein gewesener Minister und sehr reich. Jetzt ist er, um wegen eines Leidens den Arzt zu konsultieren, den Sommer hier und benutzt die Zeit, um bei mir Deutsch zu lernen. Er hat einen klugen Kopf. Sein Großvater war noch

Negerflave, und er ist ein internationaler Gentleman und spricht drei Sprachen!"

„Er sieht schwermütig aus, dein Mohr von Venedig!“ sagte Erna. „Wahrhaftig . . . er hat etwas vom Othello an sich. Das dunkle Gesicht mit dem krausen, weichen Vollbart und die großen sanften Augen . . . und wie elegant er angezogen ist — von Kopf bis zu Fuß tadellos. Das macht sich ganz gut: dieser kurze rehfarbige Paletot und darüber solch ein düsterer, tintenschwarzer Charakterkopf. Warum ist er denn so traurig? Ist er auch in dich verliebt?“

Die Philologin schüttelte das Haupt. „Nein! Er besitzt in Haiti Frau und sieben Kinder. Er hat nur immer, schon seit seinem neunzehnten Jahr, Sorge, daß ihn sein Vetter, der Präsident, erschießen läßt. Das ist die Krankheit, an der, wie er sagt, die meisten seiner männlichen Verwandten vorzeitig sterben. Wenigstens braucht man dazu keinen Arzt. Aber schade wäre es um ihn! Na — nun bin ich glücklich bis Montag meine Menagerie los. Da kommen sie alle wieder. Vielleicht sogar der Chilene und Przykalla und Skrzyczek!“

„Und von dem Geld für die Stunden lebst du?“

„Ganz gut!“ nickte die Kandidatin. „Meine Menagerie ernährt mich. Ich habe sie mir mit Mühe zusammengebracht. Aber es ist eine Kunst, mit Raubtieren umzugehen. Merke dir das, Kind, wenn du jetzt unter die Männer kommst!“

„Pah — die Männer!“ meinte Erna geringschätzig. „Sei unbesorgt: Mich fressen sie nicht mehr! Ich

komme mir seit gestern vor, als sei ich hundert Jahre alt. Die Männer thun mir einfach leid!"

„Schaf!“ sagte die kühle Blonde kurz, und Erna schwieg etwas betroffen.

„Was thust du denn jetzt?“ fragte sie nach einer Weile.

„Ich arbeite, solange es noch möglich ist. Wegen da drüben!“

Sie wies mit der Hand über die Straße nach einem zierlichen normännischen Schloßchen aus rotem Sandstein, mit bunten Buzenscheibenfenstern und einem dreifarbigem Wappen am Gitterthor.

„Da liegt der Tempel der humanistischen Bildung. Wer darin einige Semester zugebracht hat, erwirbt die Fähigkeit, die ganze Welt einschließlich des Weibes zu regieren. Also sei ehrfürchtig in deinem Herzen, du armes kleines Mädchen, wenn du heute nacht bis zu dem frühen Morgen aus dem Hause der ‚Cheruskia‘ Chorgesang und das Pochen von frisch angestochenen Bierfässern hörst. Dann liegt der Herr der Schöpfung am Busen der Alma mater, wie er es versteht. Nur können wir Frauen hier gegenüber wegen des Lärms den ganzen Abend nicht studieren! Besonders am Sonnabend. Ich habe beobachtet, daß der Fleiß der farbentragenden Studiosen im Lauf der Woche unaufhaltsam wächst. Samstags trinken sie immer am meisten Bier und . . .“

Sie hielt erschrocken inne. Ein fremder Herr stand da mitten im Zimmer! Wahrscheinlich hatten sie in ihrem Gespräch sein Klopfen überhört.

Er war etwa Mitte der Zwanzig, die hagere, schmalschulterige Gestalt übertrieben elegant nach Pariser Mode gekleidet, das glattrasierte, an einen Schauspieler erinnernde Gesicht mit der Hakennase und dem großen, sinnlichen Mund von stechenden Augen belebt.

Meta Wiggers setzte eine steinerne Miene auf. „Darf ich Sie bitten, sich zu entfernen, Herr Diedericks!“

„Aber . . . ich wollte nur fragen . . .“ versetzte der Elegant leise und höflich, mit einem kurzen Seitenblick auf Erna, „. . . ob Sie sich nicht doch vielleicht noch anders besonnen haben . . .“

„Darf ich Sie bitten, sich sofort zu entfernen! Ich gebe Ihnen keine Stunden mehr!“

Darauf verbeugte sich der Eindringling lächelnd und verschwand. Metas Gesicht verfärbte sich vor Unmut!

„Dieser Mensch!“ sagte sie. „Er ist der einzige, den ich habe aus der Menagerie herausthun müssen wegen seines frechen, cynischen Benehmens, und nun wagt er es und kommt noch einmal . . .“

„Wer ist es denn?“

„Ein Monsieur Charles Diedericks aus Luxemburg. Er weiß selbst nicht recht, ob er Deutscher oder Franzose ist, und spielt sich deswegen auf den Pariser Flaneur heraus — das heißt, er läuft den ganzen Tag den Frauen nach und belästigt sie — ein unangenehmer Patron!“

„Und da bringt er jetzt so ohne weiteres bei dir ein?“

„Ich glaube, der Besuch galt eigentlich dir! Das hat er längst irgendwie erfahren, daß du angekommen bist . . .“

Die kühle Blonde hatte sich noch nicht beruhigt. „Früher kam er auch zuweilen zu den Cheruskern drüben auf die Kneipe, obwohl er eigentlich gar nicht richtiger Student ist, sondern so ein verbummelter reicher Fabrikantensohn oder so etwas. Aber dann hat er einmal eine unverschämte Äußerung über Deutschland gethan und einer von den jungen Leuten — ich glaube, eben der Sohn des Professors Arras, stellte ihn zur Rede und er wurde ersucht, künftig durch seine Abwesenheit zu glänzen . . .“

„Woher weißt du denn eigentlich alle diese Männergeheimnisse, kühle Blonde?“

„Ach — neben mir sitzt im Kolleg ein alter Major a. D. In dem akademischen Viertel erzählen wir uns derlei! Er ist ein alter Herr der ‚Cheruskia‘ und geht jeden Sonnabend hin, wenn sie studieren. Siehst du — jetzt kann man hineinschauen. Da sitzen sie alle zusammen an der Arbeit . . .“

Drüben in der Corpstkneipe waren einige der Buzenscheibenfenster geöffnet worden, um frische Luft hereinzulassen. Undeutlich schimmerten innen in dem Rauchgepinnt die Waffen und Trinkhörner, die Gruppenbilder und Pfeifen an den Wänden und darunter längs des langen Tisches Reihen von bunten farbigen Corpsmützen und zerhauenen Gesichtern darunter. Ein Rundgesang erscholl zur Begleitung des Klaviers in der einen Ecke. In der andern schien

sich das Bierfaß zu befinden. Von dort klang das Pochen des Schlegels, frischen Anstich verkündend; und dort schleppte der Corpsdiener neue Ladungen von Stoff herbei, mit dem er die Tafelrunde umkreiste, zu deren Füßen da und dort mächtige Doggenköpfe, verschlafene Pudelgesichter und die blasierte Physiognomie eines Bullenbeißers auftauchten.

Die beiden Studentinnen standen gegenüber an dem beinahe dunklen Fenster. Erna schmiegte sich unwillkürlich etwas an ihre Freundin an. Sie hatte Widerwillen vor dem Lärm, dem Rauch, dem vielen Bier da drüben.

„Die Männer sind doch zu dumm!“ sagte sie mit dem Brustton der Überzeugung. Aber die kühle Blonde klopfte sie mit freundschaftlicher Energie auf die Schulter. „Verfalle nur nicht in den Größenswahn einer angehenden kleinen Studentin. Das ist eine Kinderkrankheit! Die Männer sind auf die Weise dumm, die Frauen auf jene! Die Männer vergrößern sich unnütz ihren Magen durch Bier, die Frauen quetschen sich ihren Magen noch viel unnütz durch das Korsett zusammen. Das Korsett allein wiegt so ziemlich alle Thorheiten des stärkeren Geschlechtes auf. Die Männer vertrinken und ver-rauchen ihre Zeit. Dafür sind alle zivilisierten Frauen in der ganzen Welt den ganzen Tag damit beschäftigt, einen viel zu langen Rock mit der Hand aufgerafft zu tragen. Duzende von Millionen von Frauenhänden thun Tag um Tag und Jahr um Jahr nichts

andres, statt sich einer nützlichen Arbeit zu widmen. Und ebenso . . .“

Ein Rundgesang drüben unterbrach sie. Die kühle Blonde wendete sich ab und ging ins Zimmer zurück. „Kommers und Kaffeeschlacht!“ sagte sie. „Da hast du die beiden Gegenstücke! Man muß nicht die Frauen auf Kosten der Männer verbessern und umgekehrt — vernünftige Menschen müssen wir werden! Das ist's!“

„Ja — du!“ Erna hing sich lachend in ihren Arm. „Du Eiszapfen! Männer oder Frauen — das ist ihr ganz gleich. Sie macht zu beiden ihr strenges wissenschaftliches Gesicht! Du — aber wir ändern — Mann und Weib — wir haben Temperament! Beiderseits und äußerst! Du wirst nie aus zwei von uns einen vernünftigen Menschen machen. Es wird ewig Krieg im Frieden geben zwischen Adam und Eva. Das ahnst du blonder Frosch natürlich nicht! Komm — gib mir einen Kuß — du bist zu wonnig dabei in deiner Unbeholfenheit! Ich beneide dich!“

Die Kandidatin nahm fügsam ihren Zwicker ab, um sich von Erna küssen zu lassen, da klopfte es an die Thüre und fast zugleich stürzte eine kleine Person herein — mit kurzgeschnittenem Haar und lustigem Bubengesicht, dem man in der Dämmerung ihre dreißig Jahre erst ganz aus der Nähe ansah — einfach gekleidet und von äußerst resolutem Auftreten.

„Laß mich ans Fenster, Meta!“ rief sie. „Ich muß ihn . . .“ Da erblickte sie die dritte im Zimmer, stuzte einen Augenblick und streckte ihr dann kamerad-

schaftlich und zutraulich die Hand hin. „Sind Sie's?“ forschte sie. „Ich meine . . .“

„Ja! das ist sie!“ bestätigte die blonde Kandidatin. „Die angehende stud. philos. Erna Bauernfeind. Eigentlich ist es eine schöne Kapitalistin — ein Dividendenprok, der für uns arme akademische Mädchen viel zu viel Geld hat — aber wir wollen's mit ihr versuchen. Und das ist Paula Frey! Eines der unbelibtesten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Sie ist Zahnärztin!“

„In Amerika diplomiert!“ ergänzte die Kleine am Fenster mechanisch und spähte hinaus. „Du — er kommt nämlich eben um die Ecke! Ich muß ihn abfangen!“

„Der ewige Kandidat?“

Die andre erwiderte nichts. Sie bog sich noch weiter aus dem Fenster. „Herr Windmüller!“ rief sie in leisem, aber unheimlich bestimmtem Ton. „Herr Windmüller! Jawohl! Ich bin hier! Nein zufällig! Und wohin gehen Sie?“

Tiefes Schweigen draußen.

„Ich weiß es ja?“ Die Kleine wendete sich klagend und empört zu den beiden Studentinnen im Zimmer. „Da sehen Sie ihn sich an, liebes Fräulein Bauernfeind — wie er verlegen im Mondschein dasteht und nicht weiß, ob er vorwärts oder rückwärts soll. Ein Mann von vierzig Jahren mit großem schwarzem Vollbart und kahlem Kopf — und trägt solch eine Fastnachtsmütze — solch ein Studentenkäppchen — das nicht einmal mehr existiert . . .“

„Allerdings!“ Der alte Corpsbursche draußen trat näher. „Ich bin der letzte Mohikaner. Fünfundzehn Jahre sind es, daß die ‚Friso-Guelphia‘ suspendiert und aus den Reihen der Lebenden gestrichen ist. Aber ich versichere Sie, meine Damen: Es war eine stolze Schar! Mein seliges Corps! Und wenn ich zuweilen, alle Semester einmal, die alten Farben voller Wehmut wieder anlege, um an einer befreundenen Kneiptafel als Mitkneipant teilzunehmen . . .“

„Sie sollen nicht mehr kneipen!“ Die kleine Zahnärztin wurde zornig. „Sie haben Ihr Quantum Bier fürs Leben längst hinter sich. Sie sind ein alter Mann. Sie sollen Ihr Examen machen!“

Da draußen wurde es wieder still.

„Nämlich sein Examen!“ Paula Freys Stimme bebte von steigender Entrüstung. „Wissen Sie, wie das zugeht, Fräulein Bauernfeind? Er hat die Zinsen von einem Legat, die ihm für die Dauer seiner Studienjahre testamentarisch bestimmt sind. Dann, wenn er mit den Studien fertig ist, fällt die Erbschaft an irgend eine Stiftung zurück und er muß sich allein durchs Leben helfen. Wissen Sie, was der Unmensch thut? Er hört überhaupt nicht zu studieren auf — seit vierzig Semestern nicht! Alle Kollegien besucht er. In drei Fakultäten könnt' er jeden Augenblick sein Examen machen. Aber nein! Er bleibt der ewige Kandidat!“

„Das ist doch sehr verständig!“ sagte der tiefe Baß da draußen. „Viele Menschen haben nichts zu leben, obwohl sie Doktoren sind. Ich habe zu leben,

weil ich nicht Doktor bin. Darin liegt tiefer Sinn! So war es der Wille meiner seligen Tante . . .“

„So war er nicht!“ schrie Paula empört. „Wenn sie wüßte, wie Sie das Testament mißbrauchen . . .“

„. . . Dann drehte sie sich im Grabe herum!“ Der betagte Corpshauptling nickte. „Immer, wenn Sie mich sehen, fordern Sie die alte Dame auf, sich im Grabe herumzudrehen. Das ist auf die Dauer ermüdend für uns alle drei! Wir kommen alle drei nicht zur Ruhe!“

Die kleine Zahnärztin sah ihn mit tiefer Ent-rüstung an. „Ich kenne Sie, Herr Windmüller! So sprechen Sie des Abends. Morgen früh kommt dann das graue Glend über Ihr altes Haupt. Dann schämen Sie sich vor sich und den Menschen. Dann schleichen Sie zu mir und heucheln in Ihrer Zerknirschung sogar Zahnweh, bloß um mir Ihr Leid klagen zu dürfen, und geloben, sich zu bessern. Aber jetzt fangen Sie auf der Stelle damit an! Gehen Sie nach Hause, Herr Windmüller!“

„Nach Hause?“ fragte der alte Bursche traurig. „Wo ist denn das, Fräulein Frey? Ich hab' kein Heim auf der Welt als meine kahle Studentebude! Da ist es sehr einsam und ungemütlich und dort drüben in der Kneipe sind doch Menschen und Licht und man singt und trinkt. Lachen Sie mich nur aus: Aber ich fürchte mich, wenn ich des Abends allein bin!“

„Gehen Sie nach Hause!“ wiederholte Paula ihren Befehl, wenn auch in etwas unsicherem Ton.

Der härtige Student draußen legte schweigend die Hand an das Cerevis und wandte sich ab. Es schien, daß er gehorchen wollte. Aber an der Ecke des Corpshauses drüben schlug er plötzlich, mit einem schuldbewußten Seitenblick, einen Haken und schlüpfte mit drei langen Schritten hinein. Gleich darauf klang drinnen ein stürmisches vielstimmiges Gelächter und ein Klaviertusch begrüßte den verspäteten Gast.

Paula sagte nichts. Aber ihre Augen waren feucht vor Zorn.

Die kühle Blonde nickte ihr teilnehmend zu. „Weißt du was! Lasse die Vorhänge herunter! So! Und nun setz dich zu uns! Ich schraube die Lampe hoch und mache Thee! Hast du etwas zu arbeiten? Dann hol es dir!“

Die Zahnärztin ging und kam nach kurzem mit einem dicken Buche wieder. „Ich werde in der lateinischen Grammatik lernen,“ erklärte sie, sich neben Erna setzend, und begann mit gerunzelter Stirne vor sich hin zu murmeln: „amo ich liebe! amabimur wir werden geliebt werden — amabimini ihr werdet geliebt worden sein — und wieder nach einer Pause: amandus, einer, der geliebt werden will, soll und muß!“

„Genannt der Kandidat Windmüller!“ ergänzte die blonde Philologin. „Du . . . Paula . . . an was strickst du denn so schuldbewußt und verstoßen unter dem Tisch?“

„Ach nichts!“ Die Kleine wurde rot. „’s ist nur ein Halsband!“

„Ein Hundehalsband?“

Paula sah zur Seite. „Ja — für den Nemo. Ich hab's nun einmal versprochen!“

„Da haben wir's!“ sagte die Kandidatin. „Weißt du, Erna, wer Nemo ist? Herrn Windmüllers Bullenbeißer! O Schwachheit, dein Name ist Paula Frey! Nicht nur um die Männer sorgt sie sich — nein — auch um die Hunde der Männer! Hand aufs Herz, du kleiner Bahnbrecher aus Philadelphia — brauchst du die Männer denn wirklich so notwendig zum Leben?“

„Die Männer?“ sagte Paula entrüstet. „Aus denen mache ich mir gar nichts! Aber einen Mann hätt' ich furchtbar gern. Damit ich für jemanden sorgen kann und nicht nur für mich allein. Aber es reicht noch nicht mit dem Einkommen. Ich kann noch keinen Mann ernähren, vorderhand! Wissen Sie, Fräulein Bauernfeind, weil ich in Amerika hab' studieren müssen und kein deutsches Diplom hab'! Aber ich komme doch vorwärts! Einmal hab' ich viel Kinderpraxis — man kann als Frau doch besser mit den Kleinen umgehen — und dann: ich mach' es billig! Wir müssen immer und überall die Männer unterbieten, weil wir weniger zum Leben brauchen als sie. Damit verdrängen wir sie schließlich!“

„O Logik!“ Die Kandidatin goß den beiden andern Studentinnen den Thee in die Tassen. „Sie erklärt allen Männern den Krieg, bloß um sich nachher einem möglichst unnützen Mann unterwerfen zu dürfen. Paula — lege den Unfug mit dem Hals-

band für den ‚Memo‘ weg und laß dein ‚amabimini‘ sein. Du konjugierst doch die halbe Zeit falsch. Laß dich lieber von Erna überhören! Die sitzt ohnedies schon die ganze Zeit müßiger und mit einem verblüffteren Ausdruck da, als sich für ein neues Weib ziemt. Sie kann Latein. Also fangt an und übersetzt zusammen den ‚Caesar de bello Gallico‘. Da drüben liegt er noch von gestern. Das ist etwas für Abc-Schützen wie dich!“

Die beiden Mädchen gehorchten und vertieften sich alsbald mit sorgenvollen Gesichtern in Julius Cäsars klassische Anfangsworte: „Gallia est omnis divisa in partes tres — Ganz Frankreich zerfällt in drei Teile“ und die kühle Blonde schob ihren Zwickel zurecht und beugte sich über ihre Kollegienhefte, sich die Ohren mit den Fingern zuhaltend, um nicht durch den Rundgesang der Kneipe drüben gestört zu werden.

„Schreit der Herr der Schöpfung immer noch?“ erkundigte sie sich nach einer Weile, und die zwei Lateinerinnen nickten, halblaut die Lippen über dem „Gallischen Krieg“ bewegend und im Wörterbuch nachschlagend. Außer ihrem Gemurmeln und dem Gesumme der Theemaschine war es im Zimmer ganz still. Von ferne klang, von Gelächter, Hundegekläff und Stühlegepolster begleitet, die stürmende Melodie des Fuchssritts: „Was kommt dort von der Höh?“

„Zu dumm!“ Erna hatte eine Ecke des Fenstervorhangs zurückgeschlagen. „Wie die kleinen Kinder! Da sitzen sie jetzt drüben alle rittlings auf ihren Stühlen und galoppieren damit durch das Zimmer

und singen dazu irgend ein Lied von einer ledernen Höhe . . .“

Meta warf ihr einen strafenden Blick zu. „Das verstehst du eben nicht! Weil du nur ein Mädchen bist — ein minderbegabtes Geschöpf. Wenn wir studierenden Frauen mit den Kaffeetassen in der Hand auf Holzstühlen durchs Zimmer reiten und dazu ein sinnloses Zeug aus voller Kehle schreien würden, so würde jedermann sagen: ‚Und solche großen Kinder wollen auf die Hochschule!‘ Aber da drüben — das ist der Mann! Vergiß das ja nicht. Der weiß alles besser! Der hat zu allem seine Gründe — das ahnen wir bloß nicht!“

„Aber wir kommen allmählich dahinter!“ meinte Erna und schaute rache gierig nach den hellerleuchteten Bußenscheiben drüben. „Und wenn sie sich noch so sehr vor uns einriegeln und verschanzen. Da — jetzt machen sie gegenüber auch alle Läden zu! Warum denn nur?“

„Wahrscheinlich, weil die Stimmung zu weit fortschreitet.“ Die Kandidatin öffnete die Fenster. „Nach Mitternacht wird noch manche schwankende Gestalt den Tempel der humanistischen Bildung dort drüben verlassen und in lärmenden Spiralbewegungen ihrem Heim zusteuern. Dann schaue du ihr in Ehrerbietung nach und denke dir: ‚Das ist der Mann!‘“

„Das ist er auch!“ sprach unten vor dem Fenster eine gallige Stimme. Ein zwerghaft kleiner Mensch stand da, Hut und Stock in der Hand, so daß die Glaze des mächtigen, im Vergleich zum Leibe über-

großen Kopfes im Mondschein schimmerte. Das faltige Gesicht war, besonders um die Nase herum, stark gerötet. Die breiten bartlosen Lippen verzog ein Zwinkern grämlicher Gereiztheit tief nach unten und durch die goldene Brille funkelten zwei große grüne Froschaugen in durchdringendem Glanz zu den Mädchen empor.

„So denke ich mir den Perfeo!“ flüsterte Erna entsezt der Zahnärztin zu. „Der sieht auch aus, als ob er das große Faß schon ausgetrunken hätte!“

„Das ist er auch!“ wiederholte der Perfeo unten dumpf. „Taceat mulier in ecclesia! Merken Sie sich das, Fräulein Wiggers — und Sie dahinten, der sichernde Schatten, in dem ich Fräulein Frey vermutete!“

„Heute sind wir zu dritt!“ sagte die Zahnärztin, an das Fenster tretend.

Der Kleine unten hob gravitatisch seinen Stock. „So wisse auch die dritte: Taceat mulier in ecclesia!“

Aber Erna kam plötzlich ein* Born. „Taceat mulier in ecclesia!“ sprach sie laut vor sich hin in die Nacht hinaus, „sed non taceat in litteris, non taceat in saeculo nostro libertatis!“

Der Perfeo machte eine Gebärde des Abscheus und sprang ein paar Schritte zurück. „Sie kann auch Latein! heu me miserum! Sie können jetzt alle Latein! Welch ein Nest voll Blaustrümpfe! Wahrlich — das Ende der Welt ist nah! Die Natur steht auf dem Kopf und zappelt mit den Beinen. Hinkeln!“ ...

Er schien im Schatten der Bäume nach jemand zu suchen. „. . . Hinkle — wo sind Sie?“

„Hinkle ist der Fremdenführer, der ihn immer nachts begleitet,“ erklärte Paula flüsternd und ihr Lachen verbeißend.

„Hinkle . . . sie kann auch Latein! Alle! O Gott — was wird künftig aus unsern Kindern? Aus meinen vielen, vielen Kindern? Ich weiß selber nicht, wieviel ich hab'! Das kraucht mir zu Füßen und krabbelt in allen Winkeln und schreit mir sein Ragenkonzert in die Ohren, bis ich aus meinem Heim in die Taberne fliehe. Man sollte wirklich nicht so viel trinken!“ Des Perkeo Stimme wurde dumpf. „In mir sind schon wieder alle Rebengeister lebendig. Glaubt mir, ihr filiae studiosae — ich bin ein unangenehmer Mensch! Meine Frau muß jetzt ins Bad, um sich von mir zu erholen — meine Kinder haben einen Rabenvater . . . Hinkle! — wo ist Hinkle!“

„Sie sollten nach Hause gehen!“ sagte Meta.

Der Zwerg unten sah sie gespannt aus seinen funkelnden, glasgrünen Augen an. „Weißt du, wo meine Heimat ist? Ich nicht! Ich weiß nur, daß ein Sandkorn um die Sonne wirbelt. Dies Sandkorn ist die Erde. Auf dem Sandkorn sitzt ein Sandfloh, das ist der Mensch, und dreht sich blitzschnell mit seiner Behausung im Kreise. Ich merke deutlich, daß sich alles dreht. Nichts hat Bestand. Kurz vor Mitternacht geraten alle Dinge in eine rotierende Bewegung und alle Rätsel des Weltalls werden mir

klar, über denen ich mir bei Tag den Kopf zergrübele. Aber Hinkle muß dabei sein und mich stützen. Sonst rotiere ich mit — Gott weiß wohin! Ahnen Sie neue, kleine Studentin da oben vielleicht, wohin unsre Lebensreise geht? Sie werden sich noch wundern, mein Kind! Ich bin ein berühmter alter Mann und wundere mich noch bisweilen!"

"Zunächst sollte die Reise nach Hause gehen!" wiederholte die blonde Kandidatin, ehe Erna sich von ihrem Erstaunen über den weinseligen Zwerg Perkeo erholen konnte. „Es ist Nacht!"

Das Männchen unten stützte sich melancholisch auf seinen Stock. Das mächtige Haupt sank ihm vornüber. „Die Nacht ist keines Menschen Freund! Bei Nacht schläft man. Im Schlaf ward das Weib geschaffen. Das war nicht gut! Ein Glück ist nur, daß ihr eigentlich nicht vorhanden seid. Es ist nichts vorhanden, wenn ich nicht will! Ich bin der einzige lebende und denkende Punkt in diesem großen Karussell von Mond und Sternen, das sich feierlich und langsam um mich wälzt."

"Cogito, ergo sum!" sagte Erna vom Fenster. „Ich bin da!"

"Minime! Sie sind nicht da!" Der Kleine machte eine geschäftsmäßig einladende Handbewegung. „Sie sind nicht da! Sie sind nur eine Täuschung meiner Sinne. Ich werde Ihnen sofort beweisen, daß Sie gar nicht existieren! Also — wer sind Sie?"

"Ich? Ich bin vom Rhein und . . ."

"Nein!" Die Froschaugen unten leuchteten trium-

phierend. „Sie sind einfach eine Spiegelung auf meiner Netzhaut. Ich liebe keine Spiegelungen, auch wenn sie noch so hübsch sind! Ich schließe die Augen und die Spiegelung ist weg. Alles ist weg. Pst! Reden Sie nicht! Sie sind nicht mehr. Und das ist gut!“

„Und das ist gut!“ wiederholte er beharrlich und funkelte wieder durch seine Brillengläser. „Denn wozu ist solch eine kleine Studentin gut. Was will sie? Was soll sie? Cui prodest? frag' ich! Kommen Sie mir nicht mit der Hochschule, verehrtes Fräulein! Sie wissen, wie ich darüber denke. Wenn ich an der Universität vorbeikomme, senke ich die Wimpern, daß ich sie nicht mehr sehe. Dann existiert die Universität nicht mehr für mich. Sie versinkt im Abgrund meiner Verachtung. Sie und alles, was zu ihr gehört. Vor allem die Professoren!“

„Wenn Sie doch endlich die Professoren in Frieden lassen!“ sagte Meta. Der kleine Perkeo lachte grimmig und schob sich die Brille hoch. „Niemals, mein liebes Fräulein Wiggerß. Was wäre das Leben ohne meine beiden Feinde — ohne die Professoren und das Weib? Hinkel — was dünkt Euch um das Weib?“

Ein baumlanger Mann mit martialischem Henriquatre und dem Äußeren eines Husarenwachtmeisters im Bürgerkleid trat stützend neben ihn. Der Kleine hielt sich an ihm fest.

„Endlich, Hinkel!“ sprach er befriedigt. „Hatten Sie bis jetzt zu thun? Bei Tage,“ wandte er sich erklärend zu Erna, „führt er die Fremden durch die

Ruine, bei Nacht führt er mich, diese Ruine, durch die Fremde. Denn man mag sagen, was man will: Wir sind Fremdlinge hienieden, Gäste in Heidelberg und auf der ganzen Welt — wir existieren überhaupt nicht, sondern bilden uns das nur gegenseitig ein. Nicht wahr, Hinkle?“

Der Hinkle bejahte und der Perkeo faßte ihn zutraulich am Rockknopf. „Ich habe bisher nur einen stabilen Punkt ausfindig gemacht. Das ist die Wirtschafft zum ‚Träubchen‘. Sie pflegt still zu stehen, wenn alles im Sturme um mich kreist. Dahin gehen wir jetzt und ich halte alles frei, was sich da an nächtlichen Erscheinungen um meinen runden Tisch zu sammeln pflegt. Verachtet mir die Droschkentutscher und Dienstmänner nicht, die Hausknechte und die Hundescherer! Es sind meine Freunde um Mitternacht. Bei Tag seh’ ich sie nie! Da existieren sie, wie gesagt, nicht! Doch ehe wir gehen, Hinkle, Hand aufs Herz: Was dünkt Euch um das Weib?“

Der Fremdenführer zwinkerte verstohlen zu den drei Studentinnen empor, während er seinen Arm durch den des kleinen Herrn schob, um ihn weiterzuführen. „Ha no!“ brummte er. „. . .’s hot’ ere welche, die sinn so — und ’s hot’ ere welche, die sinn anners! Sell is verschiede! Und jetzt kumme Se! Der Vollzeidiener guckt so schon die längscht’ Zeit her, weil Sie alsfort so freische!“

„Ist es der Badior?“ Der Kleine streckte beide Arme aus. „Sei willkommen, Scherge der Nacht! Wie geht es Ihnen, Herr Badior? Was machen

Sie? Was treiben Sie? Was macht die liebe Frau? Haben Sie nicht Zwillinge bekommen?"

„O mei'!“ Der Polizeidiener lachte gutmütig. „Dees frage Sie mich doch jezt jedi Nacht, wo unser Herrgott gibt! Dees is doch schon e Johr her mit dene Zwillinge!“

„Optime!“ Der Perseo nickte wohlwollend, wie ein Zwerg zwischen den beiden Männern dahinschreitend. „Bene fecisti, amice! Wovon sprachen wir doch, als wir uns heute bei Morgengrauen trennten, Herr Badior? War es nicht von Plato und seiner Theorie der Schatten an der Höhlenwand?“

„Gott weiß, was Sie zusamme gebawwelt hanwe!“ sagte der Polizeidiener. „Meinetwege aach vum Plato!“

„Mißachten Sie Plato nicht!“ warnte der Kleine. „Ich weiß, Sie und der Hinkle sind stark von Spinoza beeinflusst! Nun, mein Bester — darüber sprechen wir im ‚Träubchen‘. Gute Nacht, meine Damen! Meine Tafelrunde erwartet mich. Es ist da ein decadenter Hausknecht, ein Droschkenfutscher, genannt der Stumpe, voll Weltweisheit und Ironie — ein Hundehändler, aus dessen gesunder Einfalt jeder Professor Logik lernen könnte . . . Wo seid ihr nur alle bei Tage?“

Das Kleeblatt verschwand im Baumdunkel der Promenade. Einmal hörte man noch das Klagen des Perseo. „Wo seid ihr nur alle bei Tage?“, dann wurde es still, bis auf den gedämpften

Lärm, der durch die bunten Buzenscheiben drüben drang.

Erna war ganz verduht. „Jetzt — was war denn das für ein verrückter Heiliger?“

„Das?“ sagte Meta trocken. „David Gallus!“

„Das? Der große Privatgelehrte? Der berühmte Chemiker?“

„Ja. Den kennt hier jedes Kind!“

„In dessen Laboratorium ich studieren wollte?“

„Das wirst du ja auch!“

„Aber er ist ja verrückt!“

„So ziemlich!“ sagte die Philologin. „Aber nur bei Nacht. Bei Tag verwandelt sich die Verrücktheit in Genie. Dann ist er ein ganz anderer Mensch. Würdevoll und sanft und väterlich-ernst — wie ein Priester der Wissenschaft. Aber sowie es dämmert — ach du lieber Gott . . .“

„Dann zieht er los!“ ergänzte die Zahnärztin. „Jede Nacht. Den Hinkel hat er bei sich, zum Schutz, wie das Kind die Wärterin. Wer will, schließt sich an. Hotelportiers und Polizeidiener und Fiaker — alles hält er frei und alle lachen über ihn. Oft läuft er auch im Sommer mit dem Hinkel zur Kirchweih auf die Dörfer und tanzt halbe Nächte wie rasend, wie ein losgelassener Brummkreisel mit allen Bauernmädchen und Dienstmädchen und zahlt den Burschen und Soldaten Bier, damit sie ihn nicht verprügeln, und kommt ganz erschöpft nach Hause, schläft ein paar Stunden und setzt sich tiefernst und feierlich, als sei gar nichts geschehen, an seine Arbeit!“

„Hinkele!“ klagte ganz von ferne die weinerliche Stimme des alten Herrn. „Und Sie, bester Vadior: Wir tanzen auf einem Vulkan! Die Frauen machen mobil! Es erfolgt der größte Umsturz der Weltgeschichte. Der Frauenaufstand! Wir werden verdrängt. Wir werden kochen müssen, Hinkelere, Stubensegen, Strümpfestricken, Kaffeetrinken! Schließlich werden sie uns auch noch das Kinderkriegen aufhalsen! Aber dagegen wehr' ich mich mit Händen und Füßen!“ Er wurde zornig und seine Stimme verlor sich in einem weinerlichen Schluchzen. „Ich protestiere!“

Es wurde still. Also das war David Gallus. Erna saß sehr nachdenklich da und wiegte den hübschen Kopf. Den hatte sie sich anders vorgestellt.

„Ist er denn selbst verheiratet?“ fragte sie nach einer Weile.

Die kühle Blonde nickte. „Frau und sieben Kinder! Oft erkennt er sie auf der Straße in seiner Zerstretheit nicht und tätschelt sie auf den Kopf und fragt sie, wem sie gehören! Aber geh nur morgen ruhig zu ihm hin. Er hat bei Tage nie eine Ahnung, mit wem er bei Nacht gesprochen hat. Sogar, wenn ihn der Hinkelere mittags grüßt, blickt er ihn nur grimmig aus seinen grünen Glasaugen an und dankt ihm nicht.“

Gegenüber öffnete sich die Thüre des Cheruskerhauses. Es schlüpfte jemand vorsichtig auf den Fußspitzen, wie um nicht bemerkt zu werden, ins Freie hinaus. Erna erkannte den flüchtigen Becher. Es

war der alte Major, den sie heute nachmittag oben in der Villa Arras getroffen.

Er sah sich, während er seinen Paletot zuknöpfte, um und erblickte die beiden Gestalten am Fenster. „Guten Abend, Kommilitonin Wiggers!“ rief er jovial und dann, quer über die Straße auf sie zusteuernd, bedeutend höflicher. „Guten Abend, Fräulein Bauernfeind! Was machen die Studien?“

„Danke, Herr Major!“ sagte Erna. „Bei uns hier schreiten die Studien vorwärts! Und drüben, wenn ich fragen darf?“

Der alte Herr seufzte: „Ich bin weg. Es war Zeit! Zu Bett! Sie sollten sich auch schlafen legen, Kollega Wiggers! Sie sind zu blaß die letzten Wochen! Ob das vom Arbeiten kommt oder . . .? ach ja . . .“ Er blieb, im Begriff sich zu verabschieden, wieder stehen und bemühte sich, zugleich harmlos auszu sehen und pöfzig mit den Augen zu blinzeln. „Doktor Bonifer läßt Sie schön grüßen! Ich hab' ihn heute getroffen! Und wissen Sie, mit wem?“

„Lassen Sie mich doch mit Dina Spielvogel zufrieden!“ sagte die Kandidatin schroff. „Mag er sie bewundern? Es ist lächerlich! Ein Frauenrechtler, der Helena in jedem Weibe sieht!“

„Helena? Stimmt nicht! Er sagt, sie sei eine reine Holbeinsche Madonna. Und sie selbst meinte auch, sie hätte etwas Präraphaelitisches an sich!“

„Wenig Fleisch und gar kein Geist!“ Die kühle Blonde zuckte die Schultern. „Gute Nacht!“

Der Major ging weiter und Erna legte ganz er-

staunt ihre Hand auf den Arm der Freundin. „Seit wann bist du denn so böshaft? Das ist ja ganz neu! Wer ist denn Dina Spielvogel?“

„Dina Spielvogel: Das Gehirn eines Sperlings, Nerven wie eine Mimose, Botticelli-Frisur und melancholisches Lächeln — Komödie innen und außen, vor sich und der Welt . . . dabei sehr hübsch! Und in derlei sieht nun mein Freund Bonifer das Weib der Zukunft! Er ist und bleibt Idealist . . .“

Sie sprach das im Tone der bittersten Verachtung. „Den halben Tag sitzen die beiden nun beisammen und machen in Welterschmerz und Decadence oder Übermenschentum — ich weiß nicht, welche Richtung sie eben wieder Hand in Hand überwinden — und bespiegeln und sezieren ihre schönen Seelen und klimpern sich gegenseitig auf ihren Nerven herum und sind geistreich . . . Kaltwasserheilanstalt, liebe Erna — einfach Kaltwasserheilanstalt. Wenigstens für sie. Er wäre ja leicht zu kurieren!“

„Durch dich?“ fragte Erna unbefangen.

„Bis vor ein paar Wochen kam er häufig her und wurde schon ganz vernünftig und fing an, sich von seinem Übermenschentum zu häuten. Aber kaum läuft ihm so ein übergeschnapptes Nervenbündel mit Madonnenscheitel und frommem Kindergesicht über den Weg, so wird er wieder weiches Wachs und ist augenblicklich mit Enthusiasmus Präraphaelit und Decadent . . . wegen einer Dina Spielvogel . . .“

„Er wird auch wieder reuiger Sünder werden!“ meinte Erna tröstend. Sie war sehr erstaunt. So

verächtlich und erbittert hatte sie Meta noch nie gesehen! Eifersüchtig! Einfach blindlings eifersüchtig! So blindlings, daß sie sich gar nicht einmal Mühe gab, es zu verbergen!

Also die kühle Blonde war auch gar nicht so kühl und blond, wie es den Anschein hatte! Die hatte auch schon ihr Päckchen durchs Leben zu tragen. Erna wurde nachdenklich. Es schien, dem entging keiner und keine! Das war nun einmal der Lauf der Welt . . .

Der einzige Trost war, daß es den Männern auch nicht besser ging. Sogar den ganz selbstbewußten, kühl auf alles herabsehenden Männern — Leuten wie John Henry van Lennep.

Eigentlich hatte sie Mitleid, wenn sie an ihn dachte. Er hatte sie doch sehr lieb, in seiner herrischen Art. Und nun bekam er morgen den Abschiedsbrief. Unerwartet wohl nicht, nach den vielen Zwisten und Mißverständnissen der letzten Wochen — aber sie wußte: es traf ihn doch. Und es traf am meisten seine Eigenliebe. An sich war er ja auch wirklich nicht der Mann, dem man so obenhin den Laufpaß gab.

Aber es mußte sein! Es waren jetzt schon sechszehn Stunden, seit sie rasch und heimlich, wie ein Flüchtling den Kerker, das verödete Elternhaus verlassen und den draußen harrenden Wagen bestiegen hatte. Ein letzter Blick noch nach der altvertrauten Stätte, nach den darüber ragenden Schornsteinen und stumm und finster daliegenden Fensterreihen der Fabrik

— dann bog das Gefährt um die Ecke und alles, was bisher gewesen, lag hinter ihr!

Für immer! Wozu zurückschauen! Da vorne öffnete sich ja das Leben in all seiner Lust. Die junge Studentin lehnte sich traurig in dem Schaukelstuhl zurück: „O kühle Blonde!“ sprach sie. „Es ist wirklich wahr: Die Menschen sind sonderbare Leute! Und besonders wir Frauenzimmer! Wozu müssen wir ewig unsern Herzmuskel strapazieren? Sogar du? Und du warst so tröstend und selbstverständlich in deinem Eiszapfentum, während ich . . . ach Gott ja . . .“

Sie brach ab und die Kandidatin erwiderte ihr nichts, sondern vertiefte sich schweigend wieder in ihre Studien.



IV.

Der Major schlenderte inzwischen langsam durch die nächtlichen Gassen dahin. Er war angenehm erregt durch die Begegnung mit den beiden Mädchen. Es schien ihm etwas Erfrischendes und Erquickendes nach dem Lärm und Qualm der Kneipe.

Plötzlich blieb er erstaunt stehen. Er sah den Professor von Arras vor sich. Jetzt, des Abends um Zehn, an einer spärlich von der Gaslaterne erleuchteten Straßenecke. . . .

„Nun hört aber die Weltgeschichte auf! Professor, du? . . . Wo willst du denn um Gottes willen hin? Auf die Kneipe?“

„Ja — ich hab' mich leider verspätet!“ sagte der Professor. „Aber ich hab' es nun einmal meinem Sohn versprochen!“

„Deinem Sohn? Da gib dich keinen Illusionen hin! Dein Sohn wird dich doppelt sehen oder gar nicht. Er hat mit dem ewigen Kandidaten einen vierfachen Bierjungen getrunken. An der ganzen Fuchstafel herrscht unergründliche Bejechttheit. Da ist heute nichts mehr zu wollen!“

Der andre blieb unschlüssig stehen. Noch lebte
Strag, Alt-Gettelberg, du Feine.

in ihm der Zauber einer langen, einsamen Mondscheinwanderung längs der blütenüberschnittenen Gänge des Heiligenbergs, über die Neckarbrücke und die Gassen Alt-Heidelberg und immer mehr hatte er, wie er sich dem Cheruskerhause näherte, das Grauen des Nervenmenschen vor großer, unbekannter Gesellschaft, vor Lärm, Licht und schlechter Luft empfunden. Der Bericht des Majors gab den Ausschlag.

„Gut, daß ich dich traf!“ sagte er befriedigt. „Das verleiht mir das moralische Recht umzukehren! Bisher hat sich der kategorische Imperativ in mir dagegen gefräubt. Aber nun fühle ich mein Gewissen beruhigt!“

Die beiden gingen langsam nebeneinander durch die mond hellen Straßen dahin.

„Ein sonderbarer Abend!“ hub der Major an. „Erst hab' ich mit den jungen Studenten beim Bier gegessen, und dann mit den jungen Studentinnen gegenüber geplaudert. Und das letztere war netter! Alles so hübsch heimlich und lauschtig und gemütlich . . . Frauennähe . . . weißt du . . . Ich bin immer froh, wenn ich auch nur ein paar Minuten Jugend und Heiterkeit und hübsche Gesichter vor mir gesehen hab'! Und bildhübsch ist die kleine Studentin, die Bauernfeind, doch — mit ihrem scheinheiligen Gesichtchen — das muß man ihr lassen. . .“

„Was heißt denn scheinheilig?“ sagte der Professor. „Was nennen wir denn hübsch bei den meisten Frauen und Mädchen? Doch meistens nur die ewig lächelnde Gedankenlosigkeit — das Kindliche — das

Friedliche — von nichts im Leben Verührte? Umgekehrt denken wir uns den Blaustrumpf immer mit spitzer Nase, Brille und Zigarette! Nun sollte man doch froh sein, wenn hier ein neuer Typus entsteht, ein Mädchen, dessen an sich recht hübsche Züge vergeistigt sind — von Intelligenz, Energie, auch schon von einem recht respektablen Wissen sprechen, und die dabei doch durchaus mädchenhaft geblieben ist — bescheiden, beinahe schüchtern in ihrem ganzen Wesen... Kurzum du thust ihr unrecht, wenn du nur ihre körperliche Erscheinung lobst. Sie scheint wirklich geistig ungewöhnlich beanlagt zu sein. Ich wollte, meine Töchter wären so! Übrigens hat meine Frau sie auf morgen zu unserm Ausflug eingeladen!"

„Und da bekommt sie ihr erstes Privatissimum zu hören?“

„Ich werde ihr doch nicht mein Geheimnis der Wissenschaft verraten!“ sagte der Professor lachend. „Das würde solch ein armes Mädchen erschrecken. Das ist höchstens für alte Knaben wie dich, die es doch nicht verstehen!“

„Nun — und was ist das Geheimnis der Wissenschaft?“

„... Daß es gar keine gibt!“ Er sah auf die Uhr. „Wir wollen ein bißchen rascher gehen, daß wir nach Hause kommen. Ich bin müde, noch von meiner Krankheit her. Und eben in dieser Krankheit, in der ich mich darauf vorbereitete, in das Nichts hinüberzugehen, da kam ich zu der Überzeugung, daß wir eigentlich schon mitten im Nichts darin sind und

gar nichts wissen . . . Das große Rätsel, das alles andre umfaßt, werden wir nie lösen! Wahrscheinlich ist dies Rätsel rings um uns, es schwebt zwischen uns, wie wir da gehen, es ist überall — aber wir können es so wenig erkennen, wie ein Blinder, der sich hier längs der Häuser tastet, das Schloß da oben im Mondschein sehen könnte. Und doch steht es da.“

„Was soll man denn da aber thun?“

„Werde fromm, guter Major! Aber gleich gründlich! Gehe nach Rom! Bei den Jesuiten zweifelt man an nichts. Die wissen alles ganz genau!“

„Ich danke schön!“

„Warum denn nicht? Ob wir Forscher die Knochen eines Höhlenmenschen in ein Glaskästchen setzen oder die Jesuiten die Knochen eines Heiligen — 's ist schließlich ein und dasselbe! Heiliger und Höhlenmensch stammen von derselben Kraft, die über unsre Kraft hinausgeht.“

„Wenn ich das alles nur verstünde!“ Der Major fuhr sich, wie um sich einen Abdruck abzuschütteln, mit der Hand über die Augen.

„Es war auch gar nicht für dich gesagt, sondern für die Häuser hier und den Schatten in der Ecke und den Widerhall unsrer Schritte. Vergiß es bis morgen früh. Es sind zu seltsame Dinge. Wenn man sie aufbewahrt, werden sie groß und kragen und beißen ihren Besitzer!“

Der alte Herr machte vor seinem Hause Halt. „Weißt du — ich bin doch froh, daß ich ein Duzend-

mensch bin!" sagte er ehrlich. „Mir würde es schwindlig bei dem Gedanken, so ganz allein hoch da oben wie in einem Luftballon zu gondeln! Wie verfällt du eben jetzt darauf, wo wir gerade noch so gemütlich von den studierenden Mädchen gesprochen haben . . .“

Der Professor lächelte. „Gerade darum! Wenn man aus der Kindergesellschaft kommt, muß man sich doch wieder auf sich selbst besinnen. Es sind doch Kinder! Besonders mein neugewonnener Schützling! Die macht noch große, ernste Augen und glaubt an alles auf der Welt — sogar an mich!“

„Höre einmal!“ Der grauköpfige Student schloß seine Hausthüre auf. „Sie beschäftigt dich sehr — dies Fräulein Erna Bauernfeind. — Nun, hab' Dank für dein Privatissimum. Auf Wiedersehen morgen im Neckarthal!“

Der andre trennte sich von ihm und ging durch die Straßen weiter, deren Stille jetzt nur noch durch einzelne Studentengruppen an den Ecken, Gesang aus den zahlreichen, hellerleuchteten Wirtschaften und langwierige, mit schallender Stimme geführte Verhandlungen zwischen Nachtschwärmern und Polizeidienern unterbrochen war. Auf der Brücke hörten auch diese letzten Lebensäußerungen der Musenstadt auf. In Mondesfrieden lag die Landschaft — der silbern glitzernde und leise rauschende Fluß, die von bläulichem Licht umsponnenen Dachfirste und Kirchtürme, darüber das schlummernde schneeige Blütenmeer am Berge und über dem allem, im Rahmen nachtdunkler Höhenzüge, vom geheimnisvollen Schimmer des Him-

mels verklärt, die melancholische Pracht der Schloßruine, ein ruhig mahnendes, ewiger Schönheit volles „memento mori!“ in den Tagen des Lebens, im Frühlingstnospen und Frühlingswehen.

Vor der Statue des Kurfürsten Karl Theodor auf der Brücke machte der Wanderer Halt. Es belustigte ihn, wie dieser greuliche Duodeztyrann des achtzehnten Jahrhunderts, der Wüßling und Weiberknecht, da so mitleidig und selbstbewußt von seinem Postament in das zwanzigste Jahrhundert hineinschaute, als wollte er sagen: „Arbeitet euch nur ab, ihr Bienen- und Ameisenvolk der neuen Welt! Ich, der Serenissimus von Schwetzingen, habe mein lebenslang nicht gearbeitet und mich dabei äußerst wohl befunden! Arbeit ist kein Unglück — Arbeit ist eine Krankheit. Krankheit macht traurig und unzufrieden. Faulenzen hält Leib und Seele beisammen. Faulenzen ist gesund! Seid heiter, ihr Serenissimi des Geistes, und lacht die Sklaven aus.“

Die Sklaven der Wissenschaft, die sich immer noch rastlos abmühen und abquälen und doch schon im voraus genau wissen, daß alle ihre Wege schließlich immer wieder am selben Ziele enden, an der Frage, mit der der Landpfleger Pilatus sich die Hände wusch: „Was ist Wahrheit?“

Seit mehr denn fünfhundert Jahren blühte nun die älteste Hochschule Deutschlands, blühte die ehrwürdige Ruperta Carola an den Ufern des Neckars. Seit fünfhundert Jahren war wohl so mancher Denker den Fluß entlang gewandelt und gegenüber den

Philosophenweg hinauf — freudige Pfadfinder der Renaissance, stürmische Humanisten und düstere Grübler der Reformationszeit, verzankte und verbitterte Kämpen der Glaubenskriege, würdige Gestalten in der Allongeperücke und im Zopf und Dreispitz, dann beim Untergang des heiligen Reiches die Totengräber des Geistes, die Jesuiten in ihren Schaufelhüten, und wiederum, im Lauf des großen neunzehnten Jahrhunderts, ein neues Geschlecht neuer, weltumspannender deutscher Geisteskraft — und jeder hatte wohl in seiner Art in nächtiger Stille zum Sternensunkeln, in heller Sonne zum unergründlichen Himmelsblau aufgeschaut und sich gefragt: „Was ist Wahrheit?“

Und keinem war Antwort geworden, es sei denn im Läuten der Kirchenglocken, an deren Strängen in derselben Stadt, ja in demselben Gotteshaus nebeneinander Reformierte und Lutheraner, Römlinge und Altkatholiken zogen.

War es nicht besser, schlecht hin das Leben zu genießen, wie der selbstzufriedene Serenissimus da oben? Die Jahre zu genießen, den Tag, die Stunde, die niemals wiederkehren? Statt sich abzugrübeln und abzumühen an den verschlossenen Thüren unsres Lebenskerkers und endlich erschöpft, mit leeren Händen und grauen Haaren dazustehen?

Eine stumme Bitterkeit erfaßte ihn. Er lehnte sich über die Brücke.

„Verzeihen Sie . . .“ Ein zwerghaft kleiner Mann mit starren grünen Funkelaugen in dem weinroten Gesicht stand, etwas unsicher auf den Fremdenführer

Hinkele gestützt, neben ihm und sah neugierig zu ihm empor. „Beabsichtigen Sie, sich in das Wasser zu stürzen? Thun Sie es! Man lebt aber trotzdem weiter, weil man nicht vorhanden ist. Oder bilden Sie sich ein, zu existieren? Wer sind Sie?“

„Wenn Sie mir das verraten könnten, wäre ich Ihnen sehr verbunden!“ sagte der Professor mit einem Blick auf David Gallus' Perkeogestalt.

„Optime! Sie sind nicht!“ entschied der Kleine. „Geben Sie sich keiner Täuschung hin. Sie sind nur eine Trübung des Nichts, so gut wie ich und das Schloß da oben und Hinklele, sein Fremdenführer. Hinklele — halten Sie mich fester. Das Weltall kreist im Sturme. Und Sie sind nicht!“

„Und das wissen Sie ganz genau?“

„Ja!“ sprach David Gallus befriedigt. „Wollen Sie den Beweis? Kommen Sie mit! Dort drüben im ‚Träubchen‘ sitzen einige der tiefsten Denker — ein Hausknecht und ein Hundehändler, ein Droschkenfutscher und ein Dienstmann — und trinken um die Geisterstunde Affenthaler Rotwein auf meine Kosten. Und frage ich jetzt beim Eintritt diese Ritter vom Geiste: ‚Existiert ihr?‘ — so erwidern sie in einem rauhen Chorus: ‚A bah!‘ und trinken weiter. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel! Kommen Sie!“

„Wer sind Sie denn?“ fragte der Professor und musterte den Kleinen mit Interesse wie eine merkwürdige Naturerscheinung.

Der Kleine richtete sich auf. „Ich bin David Gallus!“ sprach er stolz. „Der Genius unter den

Eseln und der Esel unter den Genies! Sonst läge ich jetzt zu Bette, statt an Hinkelers Arm wie ein Komet die Welt zu durchstreifen. Hinkel — warum schleifen Sie mich fort . . . ?“

Der Fremdenführer brachte seinen Schnauzbart bis an des Zwerges Ohr. „Sell is ja e Professor!“ raunte er und fuhr dann halblaut, zu dem dritten gewendet, fort: „M'r hot sei' Kreuz mit dem Mann! Der barwelt Ihne was zusamme, wann die Nacht lang is . . .“

Das Wort „Professor“ that seine gewohnte Wirkung. David Gallus geriet nicht in Zorn. Er sah einfach sein Gegenüber nicht mehr! Ein Hochschullehrer war für ihn Lust — körperlos — nicht vorhanden, und ruhig, als sei nichts geschehen, setzte er am Arm des Begleiters seinen Marsch zum „Träubchen“ fort.

Der andre sah ihm noch ein paarmal kopfschüttelnd auf dem Nachhauseweg nach. Auf dem steil ansteigenden Pfad zu seiner Villa, in der tiefen Stille der Nacht, wollte ihm das Zusammentreffen mit dem irrlichternden Perkeo und dann wieder die Begegnung mit Erna Bauernfeind nicht aus dem Sinn. „Ein Esel unter den Genies . . .“ dachte er bei sich. „Das könnte auch auf manchen andern passen als auf David Gallus! . . .“

Der saß inzwischen schon lange im „Träubchen“.

„Das, was ich nicht begreife,“ — David Gallus ließ seine großen grünen Froschaugen wohlwollend

durch die funkelnden Brillengläser im Kreise rollen — „meine Lieben — was ich nicht begreife, ist die Frage: Was seid ihr bei Tage? Welche Gestalt nehmt ihr da an, daß ich euch nie sehe? Existiert ihr überhaupt? Ich glaube nicht, daß wir vorhanden sind! Auch in diesem Augenblick nicht! Wir sind ein Nichts, das sich in sich selbst spiegelt. Eine Täuschung des Nichts. Und wenn die Hähne krähen, verschwindet diese Trübung trunkfälliger Nachtschwärmer. Das Nichts ist klar und tief. Nirwana, ihr Lieben . . . Nirwana!“

„Heut bawwelt er wieder gut!“ sagte der „Stumpe“, ein kurzer dicker Droschkenkutscher mit rotem Gesicht und grauem Haarkranz um die Gläse, ganz laut zu dem neben ihm sitzenden Hundeschere Sir. Dieser alte Menschenfeind aber war nicht zum Sprechen aufgelegt. Er trug wie fast immer eine Hand infolge des Bisses eines Pflegebefohlenen verbunden und giftete sich still in sich hinein.

„Loß ihn norr bawwelle,“ erwiderte er griesgrämig dem Stumpe. „Wer zahlt, darf schwäze! Ich redd' nix! Do is mei' Schöppche! Ich hör' zu!“

David Gallus sah ihn neugierig an und versank dann wieder in sein Brüten. „Er redet!“ murmelte er vor sich hin. „Aber er ist nicht da. Nichts ist da. Ich am allerwenigsten. Daß Ich' ist die Quelle alles Irrtums. Überhaupt . . . das sind alles Schatten und Schemen der Nacht!“ Er schob seine Brille zurecht und wurde erregt. „Von Zeit zu Zeit freilich muß ich den vielen Heurigen zählen, den ihr in

euch hineinschüttet. Aber das ist eben das Fatum: Ich tränke nachts Gespenster, — aus Angst vor der Einsamkeit. Zwar bin ich gern allein. Aber die Einsamkeit frißt ihre Freunde. Lieber trinken als gefressen werden. Gießen Sie ein, Hinkel! Morgen gehen wir auf die Kirchweih tanzen. Badior — was machen Ihre Zwillinge?"

„Die losse schön grüße!“ sagte der Polizeidiener resigniert, und der Fremdenführer setzte beschwichtigend hinzu: „Herr Gallus, die Kerwe is erscht im Auguscht! No wird getanzt!“

Gegenüber saß der „Bierjunge“, seines Zeichens ein Dienstmann und verkommenes Genie, von dem die Rede ging, daß er vor endlos langer Zeit Student der Theologie in Tübingen gewesen sei. Dicke Haarbüschel über der Stirn und den abstehenden Ohren, voll von Stoppeln um Kinn und Lippen, schäbig gekleidet, starrte er düster in sein Glas.

„Bierjunge — was haben Sie?“ forschte David Gallus einschmeichelnd über den Tisch hinüber. „Sie scheinen mit dem Weltlauf unzufrieden. Ich auch. Nehmt euch in acht! Es gibt Revolution! Die Weiber empören sich!“

Der bebrillte Bierjunge seufzte. „Quousque tandem abutere patientia nostra?“ citierte er und ließ einen Viertelliter Rotwein hinter seinem altersgrauen Hemdtragen verschwinden.

David Gallus nickte ihm ernsthaft zu. „Bravo! Was unser Freund, der gelehrte Packträger, hier in der auserwählten Sprache verkündete, ist das

Kennwort der Zeit. Wie lange soll uns noch das Weib verhöhnern? Six, Stumpe . . . Badior, Scherge der Nacht . . . Hinkeln — ich frage euch, wie lange?“

Der Six spuckte gedankenvoll aus und betrachtete seine verbundene Hand. Der Fremdenführer und der Polizeidiener achteten überhaupt nicht auf die Reden ihres Gastgebers. Der kleine hinköpfige Kutscher aber pflichtete ihm bei, mit einem Pfälzer Kernspruch. „Weiver geschtorwe — net viel verdorwe!“ sprach er, sich den Rotwein aus dem weißen Bart wischend. „Arwer Gäul' verrecke — sell is e Schrecke!“

Der Six fuhr aus seinem alkoholischen Brüten auf. „Dees schtimmt!“ sprach er und senkte den Graukopf wieder vornüber.

„Das Weib ist die Quelle des Übels!“ fuhr David Gallus fort. „Es gibt Engel mit Hockfüßen! Seid gewarnt, ihr Männer. Bierjunge — waren Sie jemals in Rom?“

Der lateinische Dienstmann machte eine lässige Handbewegung. „Ich gedenke dieser Tage nach Italien zu reisen!“ versetzte er trocken.

„Schön! Sie werden dort gefunden haben, daß die Jesuiten das Heft in der Hand halten. Warum? Weil keine Frauen ihre Fäden verwirren. Es sind keusche Greise wie ich! Was ist ein Mann? Der lachen kann! Über das Weib. Wenn ihr mich begrabt, setzt auf den Stein: ‚Hier ruht der letzte Mann! Er war kurz, klein und dick und trank zu viel. Aber er durchschaute das Weib und lachte

feiner in seiner Höhle bis an sein seliges Ende . . .
Ihr werdet schon sehen, wohin ihr kommt! Staf-
fiert nur die Eva, diesen langmähigen Zwitter
zwischen Kind und Mensch, mit den Lappen eurer
Sentimentalität bunt heraus — Stumpe, schnarchen
Sie nicht! Wißt ihr, was das Ende ist? Am
Spinnrocken werdet ihr alle noch einmal zusammen
totgeschlagen wie die Schafe, von wilden schlitzäugigen
Männern aus dem Osten, die noch gewohnt sind, ihre
Frauen durchzuprügeln, statt ihnen die Hand zu küssen.“

„Jetzt, wann das Ihre Fraa hört!“ sagte der
Bierjunge mißgünstig.

Der grünäugige Zwerg sah ihn ernst, mit tief-
sinniger Mißbilligung an. „Wer sind Sie denn?“
fragte er gedämpft, als fürchte er, sich selbst aus dem
Schlaf zu wecken. „Was wissen Sie von mir? Sie
existieren ja gar nicht? Sie sind ein Gespenst, das
ich um Mitternacht citiere, dessen blutleere Adern ich
mit Rotwein fülle und das ich dann wieder mit einem
Fingerzeig in sein Nichts entlasse! Hinkele — wir
gehen! Dieß Gespenst, der Bierjunge, wird lästig.“

Und ohne weiter von den drei andern Kenntnis
zu nehmen, schob er sich am Arm des Fremden-
führers in die kühle Frühlingsnacht hinaus. Dort
zog er den Hut ab und ließ den Mond auf seiner
mächtigen Glaze erglänzen. Er war wehmütig, wäh-
rend er neben dem langen, schnurbärtigen Manne
herlief und sich bemühte, mit ihm gleichen Schritt zu
halten.

„Hinkele . . .“ sprach er gewichtig. „Ich bin ein

Schandfleck der Menschheit! Was hat ein alter Mann wie ich nachts unter Lumpensammlern zu thun? Ich bin ein Falstaff der Wissenschaft. Ich tanze Sonntag nachmittags auf der Bauernkirchweih. Man hat recht, mich von der Hochschule fernzuhalten. Ich könnte dort nur als abschreckendes Beispiel dienen. Ausgestopft in einem Glaskasten, mit einem Zettelchen aus dem Munde: Dies ist David Gallus, das Genie. Er hatte zu viel Gedanken im Kopf. Das war nicht schön von ihm. Das war unkollegialisch!"

Sie näherten sich Ernas Hause, das jetzt stumm und still mit herabgelassenen Vorhängen dalag. Der Kleine meckerte höhnisch und ballte die Faust.

„Jawohl — ihr kleinen Engel mit Tintenfingern . . . ich kenne euch . . . Wir haben sie vorhin gesehen, Hinkel . . . ein ganzes Nest voll kleiner, bössartiger Blaustrümpfe mit gebrannten Löckchen und lateinischen Wokabeln auf den Lippen. Im alten Rom pflegten die Gänse auf dem Kapitol nicht lateinisch zu schnattern, obwohl Cicero, der alte Esel, täglich an ihnen vorbeiging. Aber heutzutage . . . nein . . . in m e i n Laboratorium kommt keine. Nur e i n e Frau gehört in meinen Hörsaal — die Scheuerfrau. Ihre Thätigkeit ist die richtige Frauenbewegung!"

Er blieb plötzlich erschrocken stehen. „Da sehen Sie, Hinkel!“ flüsterte er. „Vor dem Neste der Blaustrümpfe pocht ein Telegraphenbote und klingelt um Einlaß. Jetzt! Zur Nachtzeit! Das sind die Zeichen der Zeit! Die geheimen Botschaften der großen Weiberverschwörung. Bald bricht der Auf-

stand los! Für wen, mein Lieber, ist denn die Depesche?"

„Für Ihne net!“ sagte der verschlafene Bote mürrisch.

„Und woher wissen Sie das, Sie Gebilde der Nacht?“ forschte der Kleine neugierig.

Der Mann lachte ärgerlich. „Do schteht: ‚Fräulein Meta Wiggers!‘ Sind Sie e Fräule?“

David Wallus war ganz verflört. „Ich weiblichen Geschlechts? Aber es wäre möglich, Hinkle — heutzutage ist alles möglich. Auch daß ich als Frauenzimmer erwache! Man wird uns noch das Kinderkriegen aufhalsen, Hinkle . . .“

„Ich mein' als, Sie hanwe schon Zöpp' vum Kopp 'runnerhänge!“ sagte der Telegraphenbote trocken, die elfenbeinerne Glaze des Perleo betrachtend, und der Fremdenführer zog den mit sich fort. „Kumme Se! Der Vorsch uzst Sie norr!“ Und beide verschwanden im Schatten der Nacht.

Es dauerte einige Zeit, bis die Kandidatin Wiggers in weißer Haube und weißer Jacke wie eine Nachtwandlerin am Fenster auftauchte und die Depesche in Empfang nahm. Sie ließ sie im Mondschein und klopfte dann eilig an die Nebenthüre.

Drinne seufzte etwas.

„Erna! Kann ich hinein?“

„Was ist denn los?“ Erna setzte sich im Bett auf und blinzelte schlaftrunken in das von ihrer Freundin entzündete Licht. „Du bist doch ein greuliches Wesen! Einen mitten in der Nacht aufzuwecken!“

„Es ist eine wichtige Depesche gekommen!“

„An mich?“

„Eigentlich an mich. Aber da lies!“

Und Erna las, immer noch ganz vom Schlummer benommen, während die blonde Philologin das Licht hielt.

„Fräulein Meta Wiggers, Heidelberg.“

Wenn Fräulein Erna Bauernfeind sich, wie ich annehme, bei Ihnen in Heidelberg befindet, bitte ich höflichst, ihr mitteilen zu wollen, daß ich morgen, Sonntag, vormittag 10 Uhr 35 Minuten dort ein-
treffe! Hochachtungsvoll ergebenst. John Henry van
Lennep!“

Erna hielt das Blatt vor den Mund und gähnte nervös. „Wie um Himmels willen hat er jetzt schon herausgefunden, daß ich hier bin? Mein Brief ist ja erst vor ein paar Stunden fort!“

„Ja — das weiß ich auch nicht. Aber was wirst du nun thun!“

„Nichts!“ sagte Erna mit großer Bestimmtheit. „Schlafen! Morgen ist auch noch ein Tag. Ich hatte mich mit ihm auf Montag frühestens eingerichtet, wenn er meinen Brief bekommen hatte. Aber er kann ja nie etwas abwarten. Er muß ja immer alles anders machen wie andre Menschen.“ Sie ließ trotzig den hübschen Kopf in die Kissen zurückfallen und zerknitterte, die Augen schließend, das Telegramm. „Gute Nacht, kühle Blonde. Das wird ein schwerer Tag. Aber einerlei: Ich bin gewappnet! Seit ich Heidelberger Boden unter den Füßen hab', trotz

ich der ganzen Welt und sogar John Henry van Lennep. Obwohl das wahrhaftig kein leichtes Stück Arbeit ist!"

Die kühle Blonde lächelte mitleidig. Sie begriff nicht, daß es eine solche Überwindung kosten könne, einem Manne, den man lieb hat, nicht zu gehorchen. „Gute Nacht!“ sagte sie, mit ihrer Kerze das Zimmer verlassend, und Erna seufzte noch einmal tief auf, schloß unwillkürlich die Faust um die Depesche und schlief ein.



V.

Durch die Spalten des Vorhangs blinkte der helle Tag, in der Ferne schlug eine Turmuhr, nun mußte gleich die gellende Fabrikglocke tönen — ein Zeichen, das Erna jeden Morgen aus ihren Träumen weckte — und eine Viertelstunde darauf das dumpfe Summen und Brummen vom Hofe her anheben und bis zum Abend alles, was man that und trieb, mit seinem grollenden Mahnen begleiten, einem knurrigen: wir arbeiten! wir arbeiten! und immer wieder: wir arbeiten! Und du da drüben, für die wir arbeiten, harrst mit deiner Mitgift auf den künftigen Herrn und Gebieter!

Aber heute blieb das gewohnte leise Stampfen und Zittern aus. Statt dessen verklang draußen vor den Fenstern die Musik eines vorbeimarschierenden Ausflüglervers. Die hellen Takte hatten Erna zum Bewußtsein gerufen. Jetzt lag sie ganz erstaunt da. Es ging ihr alles im Kopfe durcheinander. Wie kam denn die Musik hierher? Und wo war sie denn überhaupt? Und plötzlich atmete sie tief auf. Das war ja alles vorüber! Das lag alles hinter ihr — das Erwachen am Rhein und die lange Kette ein-

förmiger Tage — und durch die Fenster grüßten junge, im Sonnenlicht glitzernde Knospenzweige und blaute der Himmel und in der Ferne läuteten alle Glocken den Frühlingssonntag im Neckarthal ein und sie, Erna Bauernfeind, war Studentin in Heidelberg!

„Gott sei Dank!“ Sie dehnte befriedigt die Arme aus — in einem schläfrigen, fröhlichen Lenzgefühl . . . in einer stillen, lächelnden Überzeugung, daß nun alles anders, alles besser werden müsse mit dem neuen Leben, das sie heute begann. Da knisterte etwas hart neben ihrem Kopf. Ein kleines, zusammengeballtes Stück Papier war es. Eine Weile sah sie es verwundert aus leeren Augen an. Dann las sie an einer Ecke ein paar Worte . . . „. . . Henry van Lennep“ und zugleich fiel ihr der Zwischenfall mit der Depesche heute nacht ein. Ihr hübsches Gesicht verfinsterte sich. Da war die Vergangenheit wieder und griff in ihr Heute und Morgen hinein . . .

Es klopfte an ihre Thüre. „Erna . . . bist du wach?“

„Ja — ich komme gleich! Es ist so wunderschönes Wetter. Schade, daß ich wegen der Depesche zu Hause bleiben muß!“

Erna trällerte trotzig und leichtsinnig vor sich hin, während sie sich anzog. Sie war ganz von Kampflust erfüllt. Sie wollte sich schon ihrer Haut wehren! Vor allem — das fiel ihr beim Frisieren ein — war es notwendig, den andern vor eine vollendete Thatsache zu stellen. Mit dem Immatrikuliertwerden ging es nicht so rasch. Das konnte noch ein paar Wochen

dauern. Aber in dem Gallus'schen Privatlaboratorium — da vermochte sie sich heute schon anzumelden und morgen ihre Thätigkeit zu beginnen. Wenn sie jetzt zeitig hinging, hatte sie den Vorteil in der Hand, John Henry van Lennep gleich bei seiner Ankunft mit der Erklärung zu überraschen, daß sie als Schülerin von David Gallus angenommen sei und demnächst ihre Fabrik selbständig zu verwalten gedenke!

Sie lachte sich verstohlen und triumphierend im Spiegel zu, während sie im langen weißen Mantel, von seidenen braunen Flechten umflossen, dasaß, und stellte dabei nicht ohne Genugthuung fest, daß sie heute besonders frisch und hübsch aussah. Aber dann wurde sie ernst. Vor diesem Rahmen der Eitelkeit Fragen schneiden, das war eines neuen Weibes wenig würdig, auch wenn es von Natur wohlgestaltet war. Mit geringschätziger Eile beendete sie ihre Toilette und trat dann in das Nebenzimmer, um der kühlen Blonden guten Morgen zu sagen.

„Du hast wirklich Pech!“ rief ihr die entgegen, eine Postkarte in der Hand. „Da ist eben eine Einladung für dich gekommen! Von Frau von Arras! Du sollst den Tag mit ihnen auf einem Ausflug im Neckarthal zubringen . . . und nun kannst du doch nicht gut weg . . .“

„O!“ Erna studierte sehr enttäuscht und betrübt die paar höflichen Zeilen. „Das ist doch nun wirklich traurig! Das hätte mich nun gefreut. Und wie freundlich ist es von beiden, gleich an mich zu denken . . . statt dessen muß ich hier sitzen und auf den Arger

und die Aufregung warten, die mir der Tag bringen wird . . .“

Ihr heimlicher Herzenswunsch war, während sie die Karte einsteckte, einfach davonzufliegen wie der Vogel aus seinem Bauer — ins Blaue hinein, in den Sonntag, in den Frühling, in frohe Gesellschaft. Eigentlich verdiente es John Henry gar nicht, daß sie pünktlich auf die Minute seiner harrend am Fenster stand. Aber sie wußte, daß er wenige Dinge auf der Welt schwerer vergab und vergaß als unnötig ihm bereiteten Zeitverlust. Er hielt das für ein Zeichen der größten Nichtachtung. Und besonders, wo er sich telegraphisch angemeldet — nein, so konnte sie ihn nicht kränken . . .

Und nun merkte sie auch, daß ihr Wunsch, von hier wegzukommen, in ihrem Innersten weniger der kindlichen Freude an einer Landpartie als der Angst vor ihm entsprang. Sie fürchtete sich vor dem Zusammentreffen mit ihm. Sie wollte es möglichst lange hinausziehen. Das war schwache, kleine Art. Das war feige!

Nein — sie blieb! Und sie kam ihm mit dem Triumph ihrer Aufnahme in das Gallus'sche Laboratorium! Und so trat sie nach dem Frühstück, obwohl es noch nicht neun Uhr geworden war, den Weg nach der ganz nahen Behausung des Privatgelehrten an.

David Gallus wohnte keineswegs prunkvoll. Alle Einkünfte aus seinem nicht unbeträchtlichen, ererbten Vermögen, von dem er seit fünfzig Jahren zehrte, gingen für das Laboratorium auf. Dort war nichts

zu gut und zu teuer. Im Haushalt aber schien die Sparsamkeit und ein ewiges Unbehagen zu herrschen. Der Flur war trotz des Sonntags in voller Unordnung. Die Stühle standen übereinander in der Ecke neben Besen, Schrubber und Aufwischlappen. In dem Winkel gegenüber balgten sich ein paar kleine Kinder und durch den Spalt eines halboffenen Zimmers sah man noch ihrer zwei oder drei auf den Dielen sich tummeln, während hoch über ihnen, auf quer von Wand zu Wand gespannten Seilen eine Menge frischgewaschener Wäsche hing und ihren feuchten, unangenehmen Brodem mit dem Küchengeruch mischte, der von der andern Seite her in den Vorplatz drang.

Erna sah zweifelnd die kleine, schwächliche, etwa vierzigjährige Frauensperson an, die ihr die Thüre geöffnet hatte und jetzt, beim Anblick der eleganten jungen Dame instinktiv die grobe blaue, mit großen Wasserflecken durchsetzte Schürze glattstrich. Sie war blaß und abgemagert und hatte einen ängstlichen und zugleich bekümmerten Gesichtsausdruck, wie ein Mensch, auf dem viel Sorgen lasten.

„Ach bitte . . . ist Herr Gallus wohl schon zu sprechen?“

Das abgehärmte Wesen, das in seiner Jugend einmal ganz hübsch gewesen sein mochte, trat einen Schritt zurück. „Wie wenn sie sich vor mir fürchtete,“ dachte Erna.

„Ja — was wolle Sie dann?“ klang es dann unsicher.

„Ich sage Ihnen ja!“ Erna wurde ungeduldig.
„Zu Herrn Gallus will ich!“

Die andre zupfte verduzt an ihrer Schürze und beförderte eines der ihr in den Weg kriechenden Kinder mit einem heftigen Ruck ins Nebenzimmer. Sie schien der Sachlage nicht gewachsen. „Mei' Mann is als nur im Laboratorium zu spreche!“ sagte sie endlich kleinlaut. „Wenn Sie morgo mittag dort klingele wolle . . .“

Mein Mann! o du großer Gott — Erna unterdrückte einen Seufzer des Mitleids mit dem grünäugigen genialen Nachtschwärmer, den sie, als sei es eben gewesen, wieder im Mondschein, an den Fremdenführer Hinkle gelehnt, vor sich zu sehen glaubte, wie er den Sternen oben, den Hausknechten und Hundescherern unten auf der Erde seine wirren Gedanken der weinumnebelten Geisterstunde anvertraute — allein sie hielt an sich.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ versetzte sie rasch und liebenswürdig. „Über die Sache eilt. Ich kann nicht bis morgen warten. Vielleicht empfängt mich Herr Gallus doch! Ich bin Studentin. Hier ist meine Karte!“

Die Anrede „gnädige Frau“ schien das scheue, abgehezte Wesen noch mehr zu verwirren. „Ich will's ihm sage!“ murmelte sie aufgereggt. „Er is noch net auf. Verziehe Sie e Weilche, wenn's gefällig is . . .“

„O bitte!“ sagte Erna und sah der Hausfrau nach, die in einem eigentümlichen, ihr offenbar zur Gewohnheit gewordenen Geschäftsstrab, als sei ihre

Anwesenheit an drei Orten zugleich erforderlich, den Gang hinabeilte und an die verschlossene Thüre pochte.

„Was willst du — du Scheuerteufel?“ tönte von innen eine tiefe unwirische Stimme.

„Bischt still, David! M'r hört dich ja! 's is eins da, wo dich spreche will!“ Damit verschwand sie im Inneren des dunklen Gemachs und Erna zuckte die Achseln und blieb resigniert in dem Flur stehen, in dem sich allmählich ein Geruch von angebrannter Milch verbreitete.

Nach kurzem kehrte die kümmerliche Gestalt in der blauen, wasserfleckigen Schürze wieder. „Er kommt gleich. Er zieht sich norr an. Bitte, spaziere Sie einstweile do herein . . .“ Sie schnupperte ängstlich in der Luft. „Dees brozzelt so in der Küch'! O mei' . . . o mei' . . . die Milch . . .!“ Und in verstärktem Trabe stürzte sie davon. Man hörte sie in der Ferne keifen. Dazwischen Kindergeschrei und die weinerliche Stimme einer Magd.

In der guten Stube allein gelassen, musterte Erna mit innerem Mißbehagen die geschmacklose helle Blümchentapete, die Rattunvorhänge und plumpen Plüschmöbel und entdeckte zu ihrem Schrecken, daß auch hier als Zeichen der Wirtschaftlichkeit große rote Bettpfühle zum Sonnen aus dem Fenster hingen. Das war wirklich ein Fossil — diese Frau Gallus! Eine Menschenart, die sie längst ausgestorben wähnte: der Haus- und Scheuerdrachen in seiner Vollendung, voll engherzigen, kurzfristigen Pflichtgefühls, in rastloser, zielloser Thätigkeit sich und den Ihren das

Leben zu einem ewigen, lärmenden, verdrießlichen Alltag verbitternd und vergrämend, nicht die Gefährtin des Mannes, sondern aus freiem Antrieb seine Köchin und Stubenmagd und sein Tyrann zugleich.

Da öffnete sich die Thüre des Nebenraums. David Gallus erschien, in langem Schlafrock und gestickten Pantoffeln, ein schwarzes Käppchen auf dem Haupt, mit dem glattrasierten, roten Gesicht wie ein würdiger, etwas zu Schlagfluß neigender Landgeistlicher anzusehen. Über den großen grünen Augen, deren unheimlicher Froschglanz Erna noch so lebhaft in Erinnerung war, trug er zum Schutz gegen das grelle Sonnenlicht eine dunkle Brille. Der breite Mund, um den gestern alle Geister des Alkohols gezuht, lag jetzt in ernstesten Falten. Der da stand, war ein milder, alter Gelehrter, ein stiller Diener der Wissenschaft und voll von der Befangenheit des kurzsichtigen Stubenforschers, der sich einem fremden Antlitz gegenüber sieht.

„Was wünschen Sie?“ fragte er leise und höflich.
„Ich bin David Gallus!“

„Gewiß, Herr Gallus! Wir haben uns ja gestern abend schon gesehen. Ich habe mich lateinisch mit Ihnen unterhalten, vom Fenster aus!“

Die Züge des Alten wurden mißmutig und abweisend. Er ging nie auf die Abenteuer seines nächtlichen Doppelgängers ein. „Sie wünschen?“ forschte er, diesmal kurz und gereizt.

Erna setzte sich, nachdem sie bisher vergeblich auf eine Aufforderung seinerseits gewartet. „Ich habe

mein Abiturientenexamen gemacht und möchte unter Ihrer Leitung chemische Studien treiben!"

Der Zwerg stand vor ihr, die rechte Hand in den Taschen des schlampigen Schlafrockes vergraben, während die Linke langsam und vorsichtig die Brille abnahm. Jetzt sah sie wieder die funkelnden Augensterne, die ihm die Ähnlichkeit mit dem Perseo von gestern gaben. Er betrachtete sie lange und aufmerksam, seufzte tief auf und schwieg.

"Ich will an der Universität studieren!" hub Erna wieder an, "... und nebenbei in Ihrem Laboratorium einen praktischen Kursus ..."

"Sie wollen studieren?" fragte David Gallus wie geistesabwesend. "Sie tragen doch Frauenkleidung. Sind Sie ein Mann?"

"Nein. Gott sei Dank!"

"Ja, aber wie kann man denn dann studieren!?" Er schüttelte in Gedanken verloren den Kopf. "Da kommt eine junge Dame am Sonntagmorgen zu mir stillem altem Mann, läßt mich aus dem Bett holen und verlangt die Schlüssel zu meinem Laboratorium. Das geht nicht. Sind Sie verheiratet?"

"Nein."

"Dann heiraten Sie!"

"Das ist wohl meine Sache, Herr Gallus!"

"Heiraten Sie!" wiederholte der grämliche Zwerg im Schlafrock. "Das ist die Frau! die Mutter! die kommende Generation! Aber studieren!" Er wiegte bekümmert das mächtige Haupt mit der elfenbeinernen

Spiegelglaze. „Noch nie war eine Frau in meinem Laboratorium!“

„Dann werde ich eben die erste sein!“

Seine Stimme wurde immer leiser und freundlicher. „Ach nein — liebes Fräulein — doch lieber nicht! Wir wollen's lieber beim alten lassen. Dafür bin ich ein alter Mann. Nun — Gott befohlen!“

Wieder hatte Erna die Empfindung, sich mit einem greisen, etwas stumpf gewordenen Dorfpfarrer zu unterhalten. Sie biß sich auf die Lippen. „Verzeihen Sie . . . aber so leicht lasse ich mich nicht abweisen! Ich fühle nun einmal den Beruf in mir . . .“

Er machte eine sanft abwehrende Handbewegung. „Ach nein — das ist Täuschung. Keine Frau fühlt das! Es fliegt ihr von außen zu. Das ist der Fehler unsrer Erziehung. Mädchen sollen im Haus verschlossen bleiben. Nicht unter fremde Männer! Nicht unter fremde Gedanken! Unter Bücher und Journale. Solange die Mädchen noch lesen und schreiben lernen, wird es auch nicht besser!“

Die Studentin sah ihn starr vor Entsetzen an.

„Es ist meistens schon schlimm, wenn Männer denken!“ fuhr der Alte fort und rückte still lächelnd sein schwarzes Käppchen gerade. „Aber wenn Weiber zu denken versuchen — wozu denn, liebes Fräulein? Heiraten Sie! Bald! Bald!“

Jetzt konnte Erna nicht mehr an sich halten. „Mein Denken ist recht scharf, Herr Gallus — nur, was ich in diesem Augenblick denke, behalte ich aus Höflichkeit für mich. Aber das will ich Ihnen sagen:

Es hat bei uns ein Ende mit dem: ‚Freudvoll und leidvoll — gedankenlos sein!‘ — Ihrem Ideal vom Pflanzendasein einer Frau — einem Blümchen, das blöde vor sich hin blüht und sich zuweilen den Kopf darüber zerbricht: ‚Bin ich nun eigentlich auf der Welt oder nicht?‘ Nein — unsre Geister sind erwacht und es ist für uns eine Lust zu leben! Und Männer, die das nicht begreifen — die können uns heutzutage nur noch heiter stimmen.“

„Ich bin alt,“ sagte David Gallus schlicht und fraute sich seine Glaze. „Ich rege mich über nichts mehr auf! Also sprechen Sie schon in Gottes Namen zu Ende!“

„Ich bin fertig! Schlagen Sie doch lieber die Frauen gleich ganz tot. Das ist ein radikales Hausmittel gegen weibliches Studium. Das Bärenhäuterleben der Männer möchte ich nachher sehen — die Verwilderung und Verrohung. Freilich . . . solange die Muskelkraft allein herrschte, mußten wir Frauen Sklavinnen sein — denn an Muskeln sind die Männer nun einmal stärker, obwohl sie sich nur ungern darauf berufen — aber jetzt ist das Zeitalter der Nerven — der feinen, straffen, zähen Nerven. Da sind wir gleich! Und unsre Nervenkraft ist noch unverbraucht, weil wir nicht so zügellos gelebt haben wie die Männer seit Jahrtausenden! Wir schwärmen nicht die Nächte durch und kneipen!“

David Gallus machte bei dieser Anspielung auf sein zweites in der Geisterstunde erwachendes Selbst ein essigsäures Gesicht. „Genug!“ sprach er trocken.

„Ich kann Sie nicht in mein Laboratorium aufnehmen. Dort gehen Dinge vor, die Sie nie und nimmer verstehen! Heiraten Sie! Es ist besser!“

Erna zuckte die Achseln und wendete sich zur Thüre. „Ich könnte Ihnen erwidern: Es gibt auch ein Ding, das Sie nicht verstehen, Herr Gallus, und das ist die moderne Frau! Ich meine die wirkliche, unverstandene Frau — nicht das dumme gelangweilte Nervenbündel, das die Franzosen sich ausgedacht haben, sondern einen vernünftigen und normalen Menschen, der bitter darunter leidet, daß man ihn seines Geschlechts wegen nicht für voll nimmt — etwa wie einen Neger wegen seiner schwarzen Farbe oder einen Mann wegen seiner zu winzig-kleinen Erscheinung — und ein solcher Mensch bin ich!“

Der Alte trat auf sie zu und tippte ihr geheimnisvoll mit dem Zeigefinger auf den Arm. Zum erstenmal leuchtete ein Widerschein des Glanzes von gestern in seinen grünen Augen. „Sie reden da von der unverstandenen Frau, meine liebe Dame — das ist Unsinn! Eine Frau soll Kinder haben — dann ist sie verstanden. Etwas viel Schlimmeres habt ihr aber zuwege gebracht: den unverstandenen Mann! Alle Männer sehen heutzutage in der Welt nur das Weib und im Weibe die Welt. Wo bleibt da der Freund? Der Mann unter Männern! Es gibt keinen Freund mehr wie einst. Man ist pater familias! Übrigens bin ich auch einer. Ich habe sehr viele Kinder und nebenan ist große Wäsche. So, mein liebes Fräulein: Sie sagen, Sie hätten

heute nacht mit jemand meiner Art lateinisch gesprochen — nun habe ich mit Ihnen deutsch gesprochen. Ausnahmsweise! Ich rede sonst nie bei Tage. Worte sind Feinde. Worte thun weh. Aber manchmal auch gut. Hoffentlich thun Sie Ihnen gut. Sie hätten ein Mann werden sollen. Aber nun läßt sich das nicht mehr ändern!"

„Raum!" sagte Erna ernsthaft. „Adieu, Herr Gallus!"

Während sie die Treppe hinabstieg, that ihr David Gallus eigentlich leid. Nach seinen letzten Worten begriff sie manches in dem grünäugigen kleinen Sonderling, der umsonst mit der Laterne Freunde auf dem Markt des Lebens suchte. Die Frauen konnten ihm nichts sein, die Männer wollten ihm nichts sein. So war er in sich verknöchert und ließ vielleicht manch Gutes ungewürdigt und ungenützt in sich versteinern, ein grämlicher Junggeselle mit Frau und vielen Kindern, den der verängstigte, verkümmerte Scheuergeist, der sich seine Lebensgefährtin nannte, des Abends hinaustrieb auf die Gasse, unter die Catilinarien seiner mitternächtigen Tafelrunde.

Und dabei — sie wußte es von Meta — hatte er das einst hübsche, völlig mittellose Bürgermädchen aus reiner Liebe, in einem Anfall von Schwärmerei, geheiratet! Was mochte er alles in ihr gesehen haben, bis ihm in der Ehe der einzige Ehrgeiz ihres Lebens klar wurde, die Tag um Tag sich bis zu Tode abplagende Haushälterin eines ihr geistig ganz fernen und gleichgültigen Mannes zu bleiben! Welch eine

Enttäuschung! Welch ein Geruch von nasser Wäsche, Sauerkraut und angebrannter Milch auf dem Flur! Erna schauderte, wenn sie daran dachte.

Sie war sehr nachdenklich, während sie nach Hause ging. Die ärgsten Feinde hatte man doch im eigenen Lager — unter den Frauen selbst! Hier der verhärmte Wirtschaftsgeist — die auf Lebenszeit angestellte Köchin — dort die „Dame“, der Luxusartikel, das Spielzeug, der Zeitvertreib des Mannes für müßige Stunden.

Diese beiden Kategorien vermochten offenbar nicht dem Mann die Überzeugung beizubringen, daß auch die Frau zu etwas Höherem berufen sei, ebensowenig wie wohl auch manches andre, an sich vortreffliche, liebe und gute Geschöpf, das aber ganz im Gretchentum stecken geblieben und nicht im stande war, die außerhalb des Hauses liegenden geistigen Interessen des Mannes, mit dem sie sonst in glücklichster Ehe lebte, zu teilen. Daraus kam dann dies lächelnde Mitleid, daraus die halb belustigte, halb ärgerliche Mißachtung, mit der man die um Bildung bittenden Frauen sanft wie spielende Kinder zur Seite schob, damit sie die Männer nicht in ihrem Gespräche störten — daraus kamen solche beleidigende Zurechtweisungen, wie sie sie eben bei David Gallus erfahren.

Die Wut stieg in Erna auf. Sie mußte beinahe lachen, so empört war sie! Dieser Gallus, diese abscheuliche kleine Kröte! Dies Überbleibsel von einst — aus den Tagen des deutschen Philisteriums! Aus der engen Zeit der Mischelei, wo jeder in seinem

binnenstädtischen Stillleben sich unbeanstandet zum „Original“ auswuchs, das heißt, sich rücksichtslos gehen ließ, und noch stolz war auf die Höcker, Ecken und Warzen seines Wesens! Schrecklich war schon der gewöhnliche Philister, der Mann der Schwerfälligkeit, die in all seinem Thun und Sein als Grundbaß mitschwang — aber schlimmer als dieser Wasserfeind mit den versteckten Hausschlüsseln und der drohenden Gardinenpredigt war doch der Philister, der sich genialisch gebärdete und in seiner Art genialisch war. Es war so ein wehmütiger Mißklang zwischen diesen verlotterten, im Schlafrock einherwandelnden Geistern von gestern und der neuen deutschen Generation von morgen und übermorgen, voll Selbstzucht und Selbstsucht, voll Straffheit und hartem, kühlem Wollen — etwa einem Menschen wie John Henry van Lennep.

Schon wieder John Henry! Sie biß im Gehen die Lippen zornig aufeinander. Daß sie auch immer und immer wieder an ihn denken mußte! Es war schon wirklich lächerlich — oder vielmehr ihm mußte sie selber jetzt höchst lächerlich vorkommen — diese entflohene Chemiebesessene, der man beim ersten Versuch, etwas zu lernen, die Laboratoriumsthüre vor der Nase zuschlug. . . .

Sie schämte sich beinahe dieser unerwarteten Niederlage. Am besten, sie sagte John Henry gar nichts davon. Es gab ja auch Universitätslehrer, bei denen man Chemie studieren konnte, außer diesem alkoholumnebelten Privatgelehrten Gallus. Nur freilich: dann

mußte sie sich in der naturwissenschaftlichen statt in der philosophischen Fakultät einschreiben lassen und ihr ganzer Studienplan ging in die Brüche . . .

Es war doch nicht leicht im Leben. Sie merkte, wie hart die Dinge sich im Raume stießen, die aus der Ferne, vom Rhein her, so einfach und selbstverständlich ausgesehen hatten, und wie . . .

Neben ihr grüßte ein Herr, von einer Bank aufstehend. Sie erschraf. John Henry konnte doch noch nicht da sein — aber trotzdem blickte sie nur scheu von der Seite hinüber.

Wo hatte sie dies bartlose junge Schauspielergesicht mit den stechenden Augen und dem großen Munde schon gesehen? Richtig: gestern, als Meta den Luxemburger Elegant, Monsieur Diedericks, ersucht hatte, sofort das Zimmer zu verlassen. Da war er wieder, gerade als ob er auf sie, Erna Bauernfeind, gewartet hätte. Die kühle Blonde hatte sie ja vor ihm gewarnt. Nun zeigte sich, daß sie recht hatte.

Erna ging rascher. Sie hatte die bestimmte und unbehagliche Empfindung, daß der junge Roué ihr auf dem Fuße folgte. Früher, in ihrer thörichten Zeit, so bis gegen die Zwanzig hin, hätte ihr das vielleicht Spaß gemacht — jetzt erfüllte es sie mit Widerwillen. So war es nun einmal: Die Stätte der Wissenschaft riegelte ein bedeutender Mann wie David Gallus sorgsam vor ihr zu — auf der Straße aber lief ein einfältiger Windhund wie dieser Luxemburger Jüngling dreist hinter ihr her. Dazu war

Stras, Alt-Heidelberg, du Feine.

sie gut genug! Ein Mann wäre einfach stehen geblieben und grob geworden, wenn man ihn belästigte — sie mußte es sich gefallen lassen, um nur, um Gottes willen, gerade als Studentin kein Aufsehen zu erregen.

Wäre das alles nur eine halbe Stunde später und John Henry zur Stelle! Der hatte eine eigentümliche, kaltblütige Art, mit andern Männern umzugehen. Bei den ersten Worten flößte er ihnen Scheu ein. Da hätte dieser aufdringliche Schatten schleunigst die Lust verloren, sie als gute Beute, wie der Jäger ein vogelfreies Wild, zu verfolgen.

Sie beschleunigte ihre Schritte noch mehr. Es verbitterte sie, daß sie selbst bei einem so kleinen Verdruß gleich wieder die Hilfe von außen, von einem Mann, erwartete. Ganz instinktiv! Die Gewöhnung der Jahrtausende sprach da mit bei diesem belanglosen Vorfall auf der Promenade zu Heidelberg. Das Weib fühlte sich schutzlos außerhalb der vier Wände. Sie sah Feinde ringsumher und floh vor den vielen zum einen, vor den Männern zum Mann, um Ruhe im Leben zu finden.

Jetzt tauchte der Schatten zu ihrer Rechten auf. Dieser Mensch, dessen Gruß sie selbstredend gar nicht erwidert hatte, besaß wahrhaftig die Dreistigkeit, sie anzureden, und hielt sich dabei so an ihrer Seite, daß er ihr den Eingang zu ihrer Wohnung zu vertreten suchte. Sie hörte gar nicht, was er sagte. Es kochte in ihr. Aber sie hielt an sich. Nur kein Skandal! Mit gesenktem Blick schlüpfte sie gewandt

an ihm vorbei und trat, hochrot vor Ärger und fast ohne in der Eile anzuklopfen, in Metas Zimmer, aus Angst, der Fremdling könne, wenn sie ihre eigene Thüre daneben öffne, ihr ohne weiteres folgen.

Bei der kühlen Blonden war sie wenigstens nicht allein — ja sie sah sogar zu ihrer Erleichterung, daß Besuch da war.

Ein hochaufgeschossener, schmalschulteriger Herr mit wirrem, blondem Apostelbart, zerzausten blonden Haarsträhnen und großen blauen Kinderaugen saß neben der Philologin. Bei Ernas Erscheinen erhob er sich — sie sah dabei, daß er sich schlecht, nach vorne über gebeugt hielt, — fuhr sich nervös mit der Hand durch den Bart und machte ein etwas verwirrtes Gesicht.

Die Kandidatin stellte vor: „Herr Doktor Baptist Bonifer — Fräulein Bauernfeind, angehende Studentin der Philosophie —“ und, zu Erna gewendet, in verändertem Ton: „Du weißt . . . der Frauenrechtler!“

„D!“ sagte Erna. Weiter fiel ihr nichts ein. Sie hatte Bonifers Namen gestern zum erstenmal gehört. Aber sie blickte ihn, während sie sich setzten, warm und wohlwollend an, mit einem pflichtgemäßen Dankempfinden. Ein Frauenrechtler! Es war der erste, den sie lebendig sah. Denn Professor von Urzas — nun ja, er ließ ja die Frauen gelten, wie er, von seinem überlegenen Standpunkt, von der hohen Warte menschlichen Wissens herab, so ziemlich alles, außer Dummheit und Unwissenheit, gelten ließ — aber von

dieser Duldung war es noch weit bis zu der Kampfstellung eines Bonifer, eines weißen Raben unter den Männern.

Früher, schon in ihrer Backfischzeit, hatte sie sich unter einem Frauenrechtler eine Idealgestalt zurechtgedacht — eine lichte Verkörperung aller männlichen Tugenden — etwa wie Siegfried kraftvoll und milde zugleich. Später hatte sie über diese Schwärmerei gelächelt und eingesehen, daß das nur das unbestimmte Bild des Mannes überhaupt war, was ihr als ein moderner Sonnengott der Freiheit vorschwebte; aber jetzt fiel es ihr wieder ein und sie sagte sich: Wenn das unser Erlöser ist, dann ist es ein etwas engbrüstiger und nervöser Siegfried! Aber gewiß ein guter Mensch! Man merkte es an den treuen, blauen Augen. Da war so etwas Feuchtes darin. Ein schwärmerischer Glanz. Der deutete vielleicht gerade nicht auf übertriebene, pedantische Klarheit im Kopf — man mußte nur John Henrys stählernen, gefühllosen Raubvogelblick damit vergleichen —, aber sicher auf ehrliches Wollen und vom Herzen kommende Begeisterung, auf Idealismus mit einem Wort.

Sie wunderte sich innerlich, daß sie so wenig Respekt vor dem Mann empfand, der doch freiwillig einer der Führer und Fahmenträger ihrer Bewegung war, sondern ihn sofort neugierig in Gedanken zu zergliedern begann. Das war doch recht frauenzimmerlich, einen Mann mit minderer Hochachtung zu betrachten, gerade weil er sich mit den Frauen

auf eine Stufe stellte. Schnöde war es! Undankbar! Erna schüttelte unmutig den Kopf und machte ein sehr ernstes und bedeutendes Gesicht, um sich ihrer Gesellschaft würdig zu erweisen.

Die beiden andern nahmen ihr unterbrochenes Gespräch wieder auf.

„Eine Nora!“ sagte Doktor Bonifer mit weicher, tiefer Stimme „Eine Nora, liebe Freundin! Ibsen in deutsches Leben übertragen! Einfach eine Nora!“

„Einfach eine Schneegans!“ erwiderte die kühle Blonde mit einer bei ihr so ungewohnten Schärfe, daß Erna ganz erschrocken auffuhr.

Der Besucher erhob sich und suchte schweigend und ungeduldig nach seinem Hut.

Meta sah ihm zu. „Ihr Hut liegt drüben am Fenster! Aber Sie sind viel zu leicht empfindlich! Immer! Sie sollten Ihre Nervosität besser beherrschen. Lassen Sie doch wenigstens Ihren schönen blonden Bart in Ruhe. Es ist furchtbar, wie Sie ihn fortwährend zerzausen und mißhandeln!“

Der hochgewachsene, schmalschulterige Mann trat erregt mit dem Hut in der Hand vor sie hin. „Sie wissen, daß Dina Spielvogel meine Freundin ist . . .“

„Wer ist denn nicht Ihre Freundin!“ sagte die Philologin geringschätzig. „In wen verlieben Sie sich denn nicht auf den ersten Blick? Verzeihen Sie, daß mir das in Gegenwart der kleinen Studentin da herausgefahren ist . . . aber es ist doch wahr!“

Erna stand schleunigst auf, um in ihr Zimmer zu gehen; jedoch Bonifer hielt sie zurück. „Bleiben

Sie nur, gnädiges Fräulein! Ich gehe! Ich mache jetzt einen Spaziergang aufs Schloß . . .“

„. . . und am Ende treffen Sie gar dort durch eine merkwürdige Laune des Zufalls Dina Spielvogel . . .“ schaltete die kühle Blonde mit einem ihr sonst ganz fremden Hohne ein.

„. . . und werde mir erlauben, auf dem Rückweg, wenn Sie ruhiger geworden sind, noch einmal vorzusprechen. Wir müssen über die Angelegenheit Dina Spielvogel miteinander ins klare kommen. Und an Wochentagen haben Sie ja nie Zeit dazu! Also auf Wiedersehen!“

Er verließ in nervöser Hast das Zimmer. Ernlaachte leise und belustigt vor sich hin. Dann bemächtigte sie sich mit einem energischen Griff des Handgelenkes ihrer Freundin, runzelte wie ein Doktor am Krankenbett die Stirne und begann zu zählen.

„Furchtbar!“ sagte sie, Metas Arm freigebend. „Es läutet Sturm! Sturm, kühle Blonde! Du Duckmäuser — du falsche Heilige — ja, werde nur so rot — du bist durchschaut! Thut sie nicht, als wäre das Herz der überflüssigste Muskel von der Welt und nun brennt dies Eisklumpchen da drinnen lichterloh. Komm — sei nicht böse. Gib mir 'nen Ruß! Du siehst zu nett aus, wenn du den Zwicker weg hast und ordentlich rot wirst . . . sag mal: wer ist denn der Doktor Bonifer eigentlich?“

„Du hast's ja gehört!“ sagte die blonde Philologin kurz angebunden, um ihre Verwirrung zu verbergen. „Ein Frauenrechtler!“

„Und weiter nichts?“ fragte Erna etwas schnip-pisch.

„Ich denke, das genügt! Er ist überhaupt ein sehr anständiger und guter Mensch!“

„Weißt du?“ Erna legte träumerisch die Hände hinter dem Kopf zusammen und wiegte sich im Schaukelstuhl. „Ich glaube, ein Mann sollte stark sein und nicht gut! Dazu sind wir da!“

Meta Wiggers hatte inzwischen ihre Haltung wiedergefunden. „Stark ist er nun wohl nicht!“ sprach sie in dem ihr eigentümlichen, sachlichen Ton. „Eher das Gegenteil. Er war nie allein! Das macht viel aus! Viele Jahre hat er mit seiner Mutter zusammen gelebt — dann mit seiner Schwester, bis die heiratete und er sich mit dem Mann nicht vertrug. Nun hat er halb und halb die Absicht, sich hier zu habilitieren — unabhängig und wohlhabend ist er ja genug zum Privatdozenten, sein Vater besitzt große Weinberge drüben in der Pfalz — und sucht, weil er immer neue Anlehnung braucht, immer neue Bekanntschaften. Mit Herren verkehrt er nicht viel. Er raucht nicht und spielt nicht und trinkt nicht, und wenn er über sein Ideal, die ethische Kultur, zu reden anfängt, dann wollen ihn die Herren nie anhören. Damen sind darin geduldiger. Und dann glaubt er von jeder, die stillgeschwiegen und ihn seelenvoll angeschaut hat, sie verstehe ihn, und verliebt sich in sie als in das Weib der Zukunft. Rein aus Gewissenhaftigkeit. Es ist schon lächerlich!“

Erna schaukelte sich heftiger. „Aber wer ist denn

eigentlich diese Dina Spielvogel, auf die du so eifersüchtig bist?"

„Eine Schneegans!“ wiederholte die Philologin verächtlich. „Und eifersüchtig? Ich denke nicht daran! Nicht so viel mache ich mir aus ihr oder gar aus Herrn Bonifer!“

„Nein — du bist gar nicht eifersüchtig!“ bestätigte Erna, sich im Schaukelstuhl wiegend.

„Na — das ist doch nichts Neues!“ Paula Frey, die kleine Zahnärztin, war in das Zimmer getreten. „Das große Geheimnis hätte ich Ihnen schon lange verraten können, Fräulein Bauernfeind! Das geht jetzt so schon seit einem Jahr! Ubrigens guten Morgen! Darf ich mich ein bißchen hersehen!“

„Ja — wenn du nicht gleich wieder von dem ewigen Kandidaten anfängst!“ Meta warf einen strafenden Blick auf die resolute kleine Person mit dem bubenhaften Tituskopf. „Da hat sie doch weiß Gott schon wieder das angefangene Hundehalsband für den ‚Nemo‘ in der Hand. Es ist doch wirklich ein Unfug!“

„Heute vormittag kommt er sicher!“ sagte die Zahnärztin, wie um sich zu entschuldigen.

„Wer? Der Hund?“

„Nein, der Kandidat Windmüller. Jedesmal, wenn er abends wieder auf der Kneipe war und am nächsten Morgen Katzenjammer hat, kommt er und läßt sich von mir ausschelten. Er meint, das wirkte wie eine kalte Dusche! Aber wenn's nur vorhielte!“

Die Kandidatin Wiggers schüttelte den Kopf. „Du

solltest lieber spazieren gehen bei dem schönen Wetter! Du siehst ohnedies ganz blaß aus, du kleiner Zahnbrecher!”

„Ja — sitzt du denn nicht auch zu Hause?“

Meta wurde etwas verlegen. „Ich warte nur, bis Bonifer wieder kommt! Er ist so furchtbar empfindlich. Er nähme mir das entsetzlich übel! Besonders . . . Es ist ja wahr — ich habe Dina Spielvogel im Arger eine Schneegans genannt!“

„Da hast du recht!“ sagte die Kleine und beide schwiegen. Erna schaute nach der Uhr. Es war fünf Minuten vor halb elf.

Jetzt näherte sich der Schnellzug schon Heidelberg. Und in einem Abteil erster Klasse — sie sah das wohlbekannte Bild vor sich — saß John Henry van Lennep, studierte nachdenklich in einem Bündel Geschäftsbriefe, die er auf den Knien vor sich liegen hatte, und strich sich bei der Einfahrt in den Bahnhof, aus seinen Spekulationsträumen erwachend, nach seiner Gewohnheit rasch mit der Hand über die Stirne, um sich zu orientieren, in welchem Winkel der Welt er sich eben befand und was er hier wollte. Richtig ja! Seine entflozene Braut zu den Suppentöpfen der Heimat zurückführen! Das war es ja wohl. Und keine allzuschwere Aufgabe!

Denn was that die gewesene Braut inzwischen! Da saß sie, geduldig wie ein Opferlamm, und wartete auf ihren Herrn und Meister. Und was thaten die beiden Freundinnen? Da saßen sie und warteten ebenfalls, ein wahres Stillleben, ein herzerquickendes

Kleeblatt unterwürfiger Weiblichkeit — drei Gänseblümchen am Wege, die nur darauf harren, daß der Wanderer kommt und sie an seinen Hut steckt.

Ganz plötzlich geriet Erna in Empörung. Sie sprang aus ihrem Schaukelstuhl auf. „Unglaublich!“ sagte sie mit zornbebender Stimme und sah strafend die zwei andern Mädchen an. „Unglaublich sind wir drei! Abgeschmackt über alle Begriffe! Rückständig — schwach — einfach klägliche Geschöpfe! Da sitzen wir an diesem schönen Frühlingssonntag hier stumm und mit Herzklopfen beisammen und warten jede auf einen andern Mann. Ob er kommen wird und wann und wie und ob der Herr der Schöpfung in guter Laune sein wird oder nicht! Nein — wißt ihr, Kinder: da zu braucht man nicht Zahnarzt und Philologin und angehender Student zu sein! Das kann jedes Frauenzimmer, wenn sie nur thöricht genug ist!“

„Eigentlich hat sie recht!“ murmelte Paula Freytraurig. Erna aber holte sich inzwischen aus dem Nebenzimmer Hut und Schirm. Sie war ganz benommen von Troß und Entrüstung. „Drei freie Frauen! Ja — seht euch nur im Spiegel an! Das wollen nun freie Frauen sein! Da wollen wir doch schon lieber zusammen den seligen Chamisso lesen: ‚Darfst mich niedere Magd nicht kennen —!‘ — oder das Kochbuch! Lieber noch das Kochbuch. O — schämt euch!“

„Erna!“ sprach die kühle Blonde sanft. „Dein Temperament geht wieder mit dir durch! Und Kochen ist wirklich keine Schande. Du kannst es ja selbst!“

Die hübsche Studentin lachte und band sich vor dem Spiegel die Schleierzipfel hinter dem Strohhut zusammen. „Mein Temperament geht durch und ich selber gehe ebenfalls durch! In das Neckarthal! Zu der Landpartie! Ich komme gerade noch zurecht! Was brauche ich hier zu sitzen? Ich habe niemanden eingeladen! Wer unaufgefordert kommt, muß eben warten. Bitte, sage ihm das, wenn er erscheint! Und einen schönen Gruß von mir! Ich will mir den schönen Tag nicht verderben lassen! Das überlass' ich euch, ihr ärmsten Seelchen! Ihr seid ja verliebt!“

„. . . Als ob du's nicht selber wärst!“ sagte die Philologin und setzte ihren Zwickel auf, um auf die Straße zu sehen. „Du hast Grund, andre zu bemitleiden! Wenn man selber aus reiner Angst das Hasenpanier ergreift . . .“

„Du täuschst dich gewaltig!“ Erna öffnet mit einem verächtlichen Achselzucken die Thüre. „Ich bin gar nicht verliebt — nicht so viel! — und noch weniger laufe ich davon! Ich thue einfach, was mir beliebt. Dazu bin ich hierhergekommen und habe einen Gönner wie den Professor von Arras gefunden! Ein Mann wie Arras, eine weltberühmte Größe der Wissenschaft, würdigt mich seiner Einladung, einen Tag bei ihm zuzubringen! Nachdem er mich kaum einmal gesehen hat! Da kann ich wahrlich stolz darauf sein! Erzähle das nur John Henry! Da merkt er vielleicht, daß ich doch nicht ganz so unmündig und geistig arm bin, wie er immer glaubt.“

Sage ihm nur, ich hätte die Wahl gehabt, an diesem schönen Tag mich mit ihm herumzuschlagen oder von einem Manne, zu dem ich voll Verehrung aufschaue wie ein Schüler zum Meister, Belehrungen und Anregungen zu empfangen, und da hätte ich komischerweise das letztere vorgezogen! Abends bin ich wieder da! Adieu!"

Als sie fort war, schwiegen die beiden andern eine Weile. Dann stand die Zahnärztin auf und machte sich zum Ausgehen fertig. „Die hat ganz recht!“ sagte sie mit halbersticker Stimme, da Meta Wiggers sie erstaunt ansah. „Man braucht sich das nicht gefallen zu lassen! Man kommt sich ja wirklich ganz dumm vor! Man ist doch nicht auf ihn angewiesen! Mag er's treiben wie er will. Er wird schon sehen, wohin es führt. Sag ihm das nur! Und ich sei jetzt weg! Spazierengehen bei dem schönen Wetter!“

Und es war gut, daß Paula Frey das that, und, den Tituskopf kampflustig im Nacken, das Zimmer verließ. Denn der ewige Kandidat erschien an diesem Vormittag überhaupt nicht, eines übermenschlichen Kazenjammers halber. Stöhnend lag er zu Bette in seiner kahlen Bude, und vor ihm saß, stummen Vorwurf in den düsteren Blicken, der Bullenbeißer „Nemo“. Dem schüttete er, in den Rissen gähmend, sein Herz aus. Er bezeichnete sich ihm gegenüber als ein kümmerliches Spiel der Natur, einen Fehlschuß der Schöpfung, einen bemoosten und verkommenen Biermörder. Wer den mit einem nassen Lappen totschlug, that ein gutes Werk. Aber es fand sich

niemand und schließlich schlief der langbärtige Kandidat Windmüller wieder ein, und der grämliche alte „Nemo“ bewachte seinen geräuschvollen Schlummer, während draußen die Vögel zwitscherten und die Sonne golden über Alt-Heidelberg strahlte.

Wirklich: Alles da draußen rief und lockte hinaus in das Knospen des neuen Jahrs. Der blonden Philologin ward, als sie nun allein in ihrem Zimmer saß, weh ums Herz. Ein Stachel saß darin, Ernas spitzes Wort von der „freien Frau“! Und allmählich durchdrang auch sie das Gift des Aufruhrs und auch sie machte sich das Feldgeschrei des heutigen Vormittags: „Los vom Manne!“ zu eigen. Langsam und gründlich, wie es ihre Art, nahm sie Hut, Handschuhe und Schirm und verließ, trotz ihrer äußerlichen kühlen Ruhe ein düsteres Machegefühl in der Brust, ebenfalls ihr Heim.

Damit war der große Frauenaufstand besiegelt. Die Wohnung lag öde und verlassen da, in einem Dornröschenschlaf, wie gegenüber das jetzt unheimlich stille Schloßchen der „Cheruskia“.

Und so kam es, daß eine halbe Stunde später zwei Besucher zugleich an zwei Thüren vergeblich um Einlaß klopfen — an der einen Doktor Bonifer, voll nervösen Erstaunens und empfindlicher Ungeduld, an der andern ein gleichmütiger fremder Herr, mittelgroß, zu Mitte der Dreißig, der mit seinem sonnengebräunten Gesicht, dem aufgedrehten Schnurrbart und der lässigen Sicherheit seines Auftretens am ersten einem Offizier in Zivil glich.

Er unterhielt sich mit Frau Schwemmelmann, der Zimmervermieterin. „Also nicht zu Hause!“ sagte er und klopfte nachdenklich mit dem Spazierstock an die Stiefelspitze. „Hab' ich mir doch gedacht! Sagen Sie mal, verehrte Frau, wohnen hier noch mehr studierende Damen?“

„Seit geschtern hot's ere drei!“ bestätigte Frau Schwemmelmann zufrieden und mit einem mütterlichen Lächeln.

Der Fremde zündete sich eine Zigarette an. „Und was treiben die Damen, mit denen Fräulein Bauernfeind jetzt wohnt? Rauchen sie? Radeln sie? Haben sie Skelette hinter dem Ofen stehen? Tragen sie Bloomers — ich meine Pumphosen? Bleiben sie Ihnen die Miete schuldig? Kommt zuweilen der Gerichtsvollzieher?“

„O mei'!“ sagte die dicke Hauswirtin ganz verwirrt über diese Fragen. „Do sin Sie aber leß, lieber Herr! Dees könne Sie do drüwwe frage, bei den Herrn Cheruschern! Do wird Ihne genug gekriische und geraucht und Bier getrunke! Awwer mei Fräuleins hier . . . ach, du liewer Gott! Ich sag' Ihne: Wann bloß alle Leut' so fleißig und so schtill wäre wie die . . .“

„Und was machen sie so in aller Stille? Dynamit? Sind keine Ruffinnen darunter? Nihilistinnen . . . nicht?“

Doktor Bonifer, der dem Gespräch gefolgt war, trat unruhig näher. Frau Schwemmelmann aber sagte arglos: „Do hot's kei' Ruffinne! Hier wird

deutsch geredd! Ich bin froh, daß ich die Fräule hab'!"

„Aber früher war das doch nicht so?“

„Ah ba! Früher hab' ich als die Herre Cheruscher gehabt! Ach du liebe Zeit . . . sell war e Kreuz mit dene Herre! Die halvi Nacht hot m'r voller Angscht dasiße könne, bis sie ham ware . . . und wenn gar Mensur war . . . und die Hund' . . . und dann, wenn sie kei' Geld gehabt hawwe, da war ihne die Tante Schwemmelmann gut genug, zu borge . . . bis dann die neue Mod' kumme is mit dene Fräule, wo schtudiere! Und die Fräule — die sin keine Schtudente — die schtudiere wirklich! Mir is recht! Ich bin e alti Fraa! Ich wunner' mich über niz mehr!“

„Da haben Sie sehr recht, Frau Schwemmelmann!“ sagte der fremde Herr leutselig. „Ich stehe ganz auf Ihrem Standpunkt. Ich wundere mich auch äußerst selten! Hier ist meine Karte! Ich wohne dort drüben im Hotel. Wenn Fräulein Bauernfeind bei Gelegenheit doch einmal nach Hause kommen sollte, bitte ich, es mich wissen zu lassen — ich bin den ganzen Nachmittag in meinem Zimmer und diktiere meinem Sekretär!“

„Am Sonntag nachmittag?“

„Nicht wahr — das ist traurig!“ Der Fremde wandte sich zum Gehen. „Ja — noch eine Frage: Hier wohnt doch auch ein Fräulein Wiggers? Eine Freundin des Fräulein Bauernfeind. Was treibt denn die? Medizin? Zerschneidet sie noch Frösche oder ist sie schon bei den Menschen angelangt?“

Frau Schwemmelmann lachte. „Jo — die un Frösch'! Die gibt Schtunde — dene Fremde, wo net Deutsch könne. Sechs Herre kumme jede Tag her — Mohre und Chineser sind drunner — und do barwele sie durchenaner in lauter Schprache, die kei' Christemensch kennt —“

„Sechs Herren auf einmal! Na, das genügt! Ich empfehle mich, Frau Schwemmelmann!“ Der fremde Herr grüßte und wollte gehen. Allein sein Nachbar an der andern Thüre trat ihm in den Weg.

„Entschuldigen Sie . . .“ fing er rasch und unruhig an. „Mein Name ist Bonifer . . . Doktor der Philosophie . . .“

„Van Lennep!“ sagte der andre lakonisch und blieb stehen.

„Ich wollte Sie nämlich bitten . . . Sie sprachen eben von Fräulein Wiggers . . . ich stehe der Dame freundschaftlich nahe . . . und . . .“

John Henry van Lennep lüftete höflich seinen Hut. „Ich würde bedauern, zu einem Mißverständnis Anlaß gegeben zu haben. Es lag mir ganz fern, der Dame irgendwie . . .“

„Ich danke Ihnen . . . ich meine auch nur . . . es hat den Anschein, als ob Sie der Frauenbewegung überhaupt ziemlich ferne stünden . . .“

„Bei den meisten Frauen ist es mir sehr gleichgültig, ob und wie sie sich bewegen!“ sagte der andre, seinen Weg fortsetzend. „Ihnen nicht?“

„Nein. Ich bin Frauenrechtler! Und darum wollte ich mir, da wir uns zufällig hier trafen und

die Rede auf diese Damen kam, die ich alle persönlich kenne, auch als Unbekannter die Bitte erlauben, nicht zu rasch zu urteilen . . .“

Der andre sah den hochaufgeschossenen, nervösen Mann, der ihn um eine Kopfeslänge überragte, neugierig an. „Was liegt an meinem Urteil?“ sagte er bescheiden. „Ich bin ein einfacher Mensch aus Shanghai. Ein stiller Kaufmann. Als Junge habe ich mich hartnäckig und mit Erfolg geweigert, Latein und Griechisch zu lernen, und nie gefunden, daß mir diese Lücke meiner Bildung draußen irgendwie schadete. Deswegen wundere ich mich jetzt bei meiner Heimkehr, daß die Mädchen inzwischen so erpicht auf Latein und Griechisch geworden sind . . .“

„Sie schlagen einen ironischen Ton an!“ Doktor Bonifer trat mit seinem Begleiter auf die Straße. „Die meisten von uns thun das, weil wir uns mit der Frage nicht beschäftigen wollen! Sonst würden wir einsehen, ein wie schweres Unrecht den Frauen bisher zugefügt worden ist . . .“

„Ja. Es sind bedauernswerte Wesen!“ bestätigte John Henry van Lennep höflich und ohne eine Miene zu verziehen.

„Und statt uns nun zu freuen, daß ein Umschwung erfolgt.“ Der Frauenrechtler geriet in Eifer. „Statt den Frauen zu helfen, sich auf eigene Füße zu stellen, sich selbständig zu machen im Kampf ums Dasein . . .“

Der Kaufmann aus Shanghai blieb, von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, stehen. „Sie könnten mir einen großen Gefallen thun!“ sagte er gedämpft

Strag, Alt-Helbelberg, du Fette.

und eindringlich. „Sie sind selbst Doktor der Philosophie! . . . Kann ein Mädchen das jetzt wirklich auch werden? Ganz ernsthaft? Ohne daß man darüber lacht?“

Der Gefragte zuckte die schmalen Schultern und fuhr sich durch den wirren Vollbart. „Es gibt Leute, die über alles lachen — auch wenn ein Mensch weiblichen Geschlechts das Doktordiplom erringt . . .“

„Danke. Und im Besitz dieses Diploms — wieviel kann eine Frau da jährlich verdienen?“

Bonifer sah ihn erstaunt an. „Mit dem philosophischen Dokortitel an sich verdient man gar nichts und bekommt man auch nur in Ausnahmefällen eine Anstellung. Das ist meistens lediglich eine Ehre!“

„Aber wovon würde ein solches Fräulein Doktor nun leben?“

„Von ihrem Geld! Unsre Hochschulen sind nicht auf Broterwerb zugeschnitten!“

„Wenn sie aber kein Geld hat?“

„Dann müßte sie sich eben eine Stellung suchen. Aber in den meisten Fällen wird ihr der ‚Dr. philos.‘ da nichts helfen. Und natürlich macht er die Betreffende ja auch anspruchsvoller dem Leben gegenüber!“

„Und Stipendien und dergleichen gibt's nicht? Auch nicht für Mädchen während ihrer Studienjahre?“

„Nichts. Die Studentinnen müssen schon eigenes Vermögen besitzen. Sonst kommen sie — mit seltenen Ausnahmen, wie Fräulein Wiggers — nicht über das erste Semester hinaus!“

„Und das müßte eine junge Dame doch auch selber einsehen!“

„Gewiß!“

John Henry van Lennep drückte dem andern zum Abschied die Hand. „Ich danke Ihnen. Sie haben mich sehr erfreut durch Ihre Aufklärungen. Wenn ich Ihnen einen Gegendienst leisten kann . . . Notizen über die geschäftliche Lage des Weltmarktes? Spekulieren Sie vielleicht? Haben Sie Shares? Oder Ruxe? Oder exotische Eisenbahnen? Nichts von alledem? Nur sichere Sachen? Erste Hypotheken und Staatsanleihen? Dreieinhalb bis vier Prozent?“

„Ja — allerdings!“ Der Frauenrechtler war ganz verblüfft.

„Da kann ich Ihnen freilich nicht helfen!“ sagte der sonnenverbrannte Kaufmann in einem bedauernden, beinahe mitleidigen Ton. „Solch stille Sachen schlagen nicht in mein Fach. Leben Sie wohl!“ Und beide trennten sich.



VI.

Feuchtes tiefgrünes Moos umkleidete den Fuß der Burgtrümmer am Waldhang hoch oben über dem Schlängelband des Neckars, trockenes Brombeer- gestrüpp, verdorrtes Nesseln- und Farngewirr überwucherte die schon fast im Erdreich versunkenen Quadern, in den Fugen der halb eingestürzten Mauern, die kaum noch die Umrisse des einstigen Raubritter- nestes erkennen ließen, klonn der Epheu und umrahmte die leeren Fensterhöhlen, die geborstenen Turm- stümpfe, dies ganze Schweigen im Walde, dies: „Es war einmal“, das stumm die Steine sprachen.

Es war einmal, daß Menschen hier wohnten, lebten und liebten, lachten und starben — aber es war Jahrhunderte her. Dann war der Wald, den sie rings um ihren Burgstall ausgerodet, wiedergekommen. Leise, unhörbar, unmerkbar war er durch die zerfallenen Pforten geschlichen und nun sproßte es von frischem Grün, wo einst im Palas die Burg- herren gegähnt, gebechert und gewürfelt und ihre Frauen Binnen gesponnen, wo im Stall die Pferde gemiehert und in der Kapelle der Schloßpfaffe die Messe gelesen hatte. Nun waren die Bäume längst

schon groß. Als Herren standen sie zwischen den grauen, zerbröckelten Resten von Menschenhand, die unter ihren Wurzeln noch aus dem Boden ragten, und aus den Frühlingsknospen ihrer noch kahlen Zweige nickte und grüßte im Sonnenschein das ewig neue Leben über dem Geröll der Vergangenheit.

Erna kauerte nachdenklich auf einem Block inmitten des jungen Grüns. „Also 1651 ist der letzte Landschad von Staynach gestorben? Das ist eigentlich schade! Ich habe immer ein stilles Faible für die Raubritter gehabt. Wenn man so denkt: Unter sich das Thal, über sich die Wolken und ein paar kreisende Falken, und dazu ein Schwert in der Hand und von keinem Menschen abhängig — wenn ich ein Mann wäre, das wäre mein Ideal! Das darf ich freilich als wohlherzogene Studentin des zwanzigsten Jahrhunderts niemand eingestehen — am wenigsten Ihnen, Herr Professor!“

„Warum denn? Ich stamme ja selbst von Raubrittern ab!“

Sie schaute erstaunt auf. Diese schlichte, allem Außerlichen abgewandte Erscheinung eines Mannes, der immer, auch wenn er mit andern Menschen sprach und sich gab, doch in seiner eigenen, streng abgeschlossenen Gedankenwelt versunken schien, so daß nur ein Abbild von ihm, gewissermaßen sein geistiger Schatten, in das Leben draußen fiel — der und ein Sprößling solcher Schlagetote, wie die seligen Landschaden — das wollte ihr nicht in den Kopf.

„In Franken stehen noch ein paar spärliche Reste

meiner Stammburg!" sagte der Professor, sich neben sie setzend. „Im großen Bauernkrieg wurde sie eingäschert und seitdem haben sich die Freiherren Arras von Thurandt in alle Winde zerstreut. Vor ein paar Jahren hat mir ein Bauspekulant die alten Steinhäuser von Schloß Thurandt zum Kauf angeboten. Ich habe dankend abgelehnt, zur Verzweiflung meines Sohnes — und jetzt ist es eine Sommerwirtschaft, mit Bier vom Faß und einer blau-weißen Fahne auf dem Turm!"

„Und das kränkt Sie nicht?"

„Wie sollte mich das kränken? Es ist durchaus an der Zeit, daß man Sonntag nachmittags in zerfallenen Schlössern Kaffee trinkt."

Er lachte.

„Wie ich jung war, da hatte ich ganz im Gegensatz zu meinen Genossen gar keinen Sinn für Nam' und Art und Adelsbewußtsein. Mein Sohn leidet, wie sich das für seine achtzehn Jahre ziemt, zur Zeit stark daran. Wenn Sie ihn fragen, wird er Ihnen die sämtlichen Ahnen bis hinauf zu dem sagenhaften Ritter Einhard, der mit Barbarossa im heiligen Land ertrunken sein soll, gewissenhaft aus dem Gedächtnis aufzählen und damit seinen neun-, sieben- und minderzackigen Kommilitonen von der ‚Cheruskia' wie immer äußerst imponieren. Mir war das, wie gesagt, fremd! Aber jetzt, wo ich mich dem Alter nähere, spüre ich merkwürdigerweise immer mehr — und besonders in diesem Frühjahr, nach meiner Genesung, eine Art Raubrittersehnsucht. Eine richtige Götze von Berli-

dingen-Stimmung. Nicht schreiben, nicht lesen, nicht lehren, nicht denken — faul auf der höchsten Turmzinne sitzen, rings rauschende Buchenwipfel, hoch oben als schwarzer Punkt der Falke, unser Wappenvogel, im Himmelsblau, im Thal die Kirche, wo man schließlich, mit Gott und der Welt versöhnt, im Steinsarg der fröhlichen Urständ wartet — Leben mit einem Wort! Ich habe nie gelebt. Immer gedacht und wieder gezweifelt und von neuem zu denken angefangen. Und da sitzt man nun mit fünfzig Jahren auf den Trümmern und ärgert sich, daß man zu spät jung geworden ist . . .“

„Mir geht es gerade umgekehrt!“ sagte Erna. „Ich komme mir heute sehr alt und würdig vor, Herr Professor!“

Sein Blick ruhte auf ihrem lachenden, vom Winde leicht geröteten Gesicht. „Wissen Sie, wie Sie aussehen, Fräulein Bauernfeind: wie die fröhliche Wissenschaft in Person! Jung und flott, mit offenen Augen und leichtem Sinn . . . der rechte Heidelberger Student . . .“

Erna nickte. „Ach — ich fühle mich in Heidelberg auch so wohl — ganz anders als am Rhein! Ich bin ja eigentlich gar nicht recht vom Rhein! Ich renommire nur damit. Wo ich zu Hause bin, ist der Rhein schon flach und hat statt der Rebhügel Schornsteine und die Luft ist dick und grau und jeder Mensch liest den Kurszettel und die beruhten Arbeiter auf der Straße sehen einen finster an! Hier ist's viel hübscher! Ich bin lange nicht so froh gewesen wie an dem heutigen Tag.“

Sie saßen stumm beisammen im Sonnenschein. Ringsum war alles still. Nur vom Thal unten klangen die Sonntagsglocken.

Erna rang mit einem Entschluß. „Herr Professor — ich habe immer noch meine Bitte von gestern auf dem Herzen! Ich muß ja ohnedies morgen Ihrer Frau Gemahlin meine Aufwartung machen . . . Darf ich da das Verzeichnis der Vorlesungen im nächsten Semester mitbringen und mit Ihnen durchgehen, welche Kollegien ich belegen soll?“

„Kommen Sie, wann Sie wollen! Morgen . . . übermorgen. Sie sind stets willkommen!“

„Und ich störe Sie wirklich nicht?“

„Ich bin für Sie immer zu Hause! Wenn Ihr Studiengang für dies Semester festgestellt ist, werde ich selbst mit den Dozenten sprechen!“

„O — wenn Sie das thäten!“ Erna sah ihn dankbar an. „Ihr Name, Herr Professor . . .“

„Ja — der genügt!“ sagte er trocken. „Dann seien Sie nur hübsch fleißig und machen Sie meiner Empfehlung Ehre!“

Sie nickte ihm ernst und offen zu. „Und ob ich das werde! Ich danke Ihnen von Herzen! Sie sind sehr gut und freundlich zu mir, mehr, als ich vorderhand verdiene. Nun habe ich doch hier jemand — ich darf ja nicht sagen, Freund — aber einen Mann, der es ehrlich und redlich mit mir meint. Ich weiß ja, daß ich noch recht jung und recht thöricht bin. Ich brauche einen Berater. Ich bin ja so einsam im Leben!“

„Sie?“ fragte er erstaunt.

„Gewiß!“ sagte Erna. „Meine Mutter habe ich früh verloren, Brüder und Schwestern nie gehabt. Seit nun auch mein Vater tot ist, bin ich ganz auf fremde Menschen angewiesen. Aber was können Frauen einander sein — wenigstens unverheiratete und in meinem Alter. Das ist ein ewiges Gewirtschaste und Gethue und Gefüsse und es steckt doch nichts dahinter. Oder sehr viel: der Mann! der künftige Mann — das einzige von Wichtigkeit im Leben! Und die Männer wieder — mit den jüngeren ist natürlich von Freundschaft keine Rede. Selbst wenn man es versuchen wollte, wäre das Ende doch immer der unvermeidliche Heiratsantrag. Die älteren Herren aber — selbst mein Vater und sein Kreis — wenn man sich an die wendete, kam ja doch immer die gleiche Antwort: ‚Lerne kochen, mein Kind, und wähle einen Mann!‘ Immer aus dem unseligen Mißverständnis heraus, daß es gar kein Mittel Ding zwischen einem Blaustrumpf und einem Küchen- und Scheuergeist geben könne. Das hat mich so einsam gemacht, daß ich hierher geflohen bin. Ich will auch gar nicht klagen! Ich bin ja ganz fidel. Es wird schon besser werden!“

Sie fühlte wieder seinen Blick auf sich ruhen und dachte sich: Natürlich glaubt er dir das nicht, obwohl es ganz wahr ist — wenigstens beinahe wahr, mit Ausnahme der Angelegenheit John Henry van Lennep. Das mußte ihm ja sehr unwahrscheinlich vorkommen — ein Mädchen wie sie und ein-

sam! Mit dem Kopf vielleicht! Aber mit dem Herzen?

Jedenfalls gab der Professor diesen Zweifeln keinen Ausdruck. „Also auf gute Freundschaft!“ sagte er und schüttelte ihr die Hand und sie erwiderte herzlich seinen Druck.

„Wirklich Freundschaft, Herr Professor?“

„Ja wirklich!“

„Ist das aber nicht zu viel Ehre für mich! Solch eine arme Abc-Schützlin und solch ein berühmter Mann!“

„Das lassen Sie doch meine Sorge sein, Fräulein Bauernfeind,“ sagte er gleichmütig.

Sie erwiderte nichts, sondern fing, während sie weiter gingen, den Blick nach den knospenden Buchen und dem blauen Himmel darüber gewendet, leise zu singen an. „Entschuldigen Sie . . .“ sagte sie dann halb lachend. „Aber das kam eben so über mich . . . ich fühlte mich so vergnügt, wie der Vogel da auf dem Ast . . . der hat keine Sorgen und ich hab' nun auch keine mehr. Ich bin die reine Lilie auf dem Feld und denke mir: was kann dir passieren?“

Sie schritt flink und elastisch, ihr Kleid etwas schürzend, den Waldpfad dahin. Er ging neben ihr. „Also an Ihrem ganzen Horizont ist jetzt kein Wölkchen?“

Sie wurde ernst. „Doch! drüben über Heidelberg hängt es und heute abend, wenn ich nach Hause komme, gibt es ein Gewitter mit Donner und Blitz. Fragen Sie nicht weiter danach! Es sind Familien-

auseinanderetzungen! Die müssen überstanden werden!"

„Ich denke, Sie sind völlig unabhängig!"

„Das bin ich auch!" Ihr Ton war schroff und trotzig. „Ich bin Waise, großjährig und im Besitz eines bedeutenden Vermögens. Kein Mensch auf der Welt hat mir etwas zu befehlen. Das heute wird wohl auch der letzte Versuch sein!"

Innerlich überdachte sie, was John Henry van Lennep nun wohl den ganzen Tag ohne sie machen würde. Wahrscheinlich ging er vor Ungeduld die Wände hinauf. Sie kannte sein Temperament. Er am Sonntag nachmittag ohne Beschäftigung in einer fremden, kleinen Stadt! Er konnte sich doch nicht mit einer Herde von Touristen am großen Faß vorbeitreiben lassen oder sich zwischen Spießbürgern in einem Biergarten amüsieren. Landschaftliche Reize und Spaziergänge hatten für ihn auch kein Interesse. Wahrscheinlich saß er nach seiner Dankegewohnheit stundenlang am Eingang des Hotels, ohne sich zu bewegen, und lächelte, die Augen auf den Sandboden vor sich geheftet, nur zuweilen rätselhaft vor sich hin. Solche Stunden der Einkehr waren für seine geschäftlichen Gegner gefährlich. Da entwarf er seine Schlachtpläne im weiteren Vernichtungskrieg seines Trusts gegen die selbständigen Fabrikanten und endete gewöhnlich damit, eine Menge sonderbar zusammengestellter Wörter in die Welt hinauszutelegraphieren, die nur den Mitinhabern seines Code verständlich waren. Erna wußte, daß er erst neulich durch die lakonische Depesche:

„Diamanten Hyazinth Kolibri“ den prompt erfolgenden Sturz einer großen Firma veranlaßt hatte.

Ach was! Sie warf den Kopf zurück. An John Henry wollte sie jetzt nicht denken! Sie holte rascher aus. Und im Gleichschritt wie zwei gute Kameraden, stiegen sie den Weg zum Fluß hinab.

Erna hatte ein ziemlich schlechtes Gewissen, als sie, am Neckarufer angelangt, die ganze Gesellschaft schon ihrer harrend fand. Es schien ihr, als machten einige der Damen so merkwürdige Gesichter, und sie beeilte sich, an Frau von Arras' Seite zu kommen und mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen.

Aber das war nicht so leicht. Sie hatte es schon ein paarmal während des Tages vergeblich versucht und dabei innerlich die unbehagliche Empfindung gehabt: Eigentlich ist das doch ein verkleideter Mann!

Diese Frau, die so ziemlich ihre Mutter sein konnte, war gegen sie ja gar nicht unfreundlich — ja sie hatte einmal sogar beinahe gelächelt, als die junge Studentin wieder mit Feuereifer ihre Idee von der allgemeinen weiblichen Wehrpflicht entwickelte, und mit ihrem Gatten einen stummen Blick getauscht; aber das fühlte Erna doch wohl: die Anlehnung, die sie bei Frau Doktor Adriane erhofft hatte, würde sie nicht finden. Das war ein Mensch, der sich ruhig und unwandelbar von der Außenwelt zurückzog, der offenbar dem Empfindungsleben der meisten Frauen fern stand.

Ja, es hatte alles einen leisen Anklang von Mit-

leid und Spott, was sie von ihrem eigenen Geschlecht sagte.

Mit den beiden Töchtern wußte Erna auch nicht viel anzufangen. Die ältere, die Leutnantsfrau Otty, ein rosiges, von keines Gedankens Blässe angefränkelttes Puppengesichtchen, hatte sofort mit der Rangliste begonnen. „Bei Ihnen steht doch das zweite Bataillon 211er?“

„Samohl, gnädige Frau!“ sagte Erna verbindlich. „Wir haben diesen Vorzug!“

„Ist da nicht Herr von Below, der früher bei der Garde war?“

„Ganz recht!“ Erna seufzte innerlich. Dieser Herr von Below, eine leichtsinnige Fliege, hatte einmal die Reckheit gehabt, während des Cotillons, mitten im Tanz um ihre Hand anzuhalten.

„Und wie sind denn die andern Herren?“

„O — sie tanzen recht gut.“

Eine Pause. Dann versuchte die Leutnantsfrau das Gespräch zu beleben. „Wir stehen jetzt in Straßburg. Aber wir haben Hoffnung, auf die Kriegsakademie zu kommen! Berlin ist doch sehr angenehm!“

Erna bejahte mit einer Kopfbewegung die Annehmlichkeit Berlins und schwieg. Mit diesem wandelnden Armeecalmanach war nichts zu machen und mit der jüngeren Schwester Margot noch weniger. Die träumte offenbar auch schon von bunten Epauletten und dem Zeitpunkt, wo sie, dem ernststen, stillen Elternhaus entronnen, sich in den Strudel des Garnisonlebens stürzen würde.

Man begann inzwischen in die Kähne einzusteigen und Erna ging langsam zur Seite. Sie wollte nicht mit dem exotischen Konsul beisammen bleiben. Der machte schon die ganze Zeit Augen . . . sie kannte das. Aber die Eroberung dieses alten Junggesellen war ihr sehr gleichgültig.

Sein Gefährte, der gute alte Major, ärgerte sie auch. Er nannte sie nun schon zum drittenmal „gnädigste Kommilitonin“, in einem Kasinoton, der ihr mißfiel. Endlich wurde sie offenherzig: „Das ist eine *contradictio in adjecto*, Herr Major! Entweder bin ich gnädiges Fräulein — dann gehöre ich in den Salon — oder Kommilitonin — dann gehöre ich in den Hörsaal. Vereinigen läßt sich das nicht. Man muß wählen. Und ich ziehe den Hörsaal vor!“

„Aber ist das nicht sehr peinlich, so mit jungen Herren beisammensitzend?“ Der Konsul räusperte sich und zwinkerte vielsagend mit den Augen.

Erna blickte über die Schultern zurück. „Ich habe schon sehr häufig mit jungen Herren zusammengesseffen, Herr Konsul, — im Konzert, im Theater, beim Ballsouper — ich wäre sogar allgemein aufgefallen, wenn ich diesen fremden jungen Herren nicht gestattet hätte, meine Hand zu ergreifen und ihren Arm um mich zu legen und mich im Saal herumzuwirbeln. Der Unterschied ist höchstens, daß ich in das Kolleg nicht dekolletiert zu gehen brauche!“

„Und glauben Sie nicht, daß Ihr Erscheinen im Hörsaal doch eine große Aufregung hervorrufen wird?“

Erna fühlte mit Unbehagen die Blicke des alten Don Juan auf sich ruhen. „Wissen Sie, Herr Konsul: die Hochschule zu Heidelberg steht jetzt mehr als fünfhundert Jahre. Alle Kriege und Umwälzungen hat sie siegreich überdauert. Und nun soll eine Handvoll Mädchen im stande sein, diesen stolzen Bau zu erschüttern? Die Anwesenheit einiger bescheidener junger Menschen weiblichen Geschlechts? So hoch denke ich wahrhaftig nicht von mir und meinen Schwestern! Und andererseits denke ich viel zu hoch von den Lehrern und Schülern der Ruperta Carola, als daß das möglich wäre. Ich werde übrigens einmal die jungen Herren da vorne fragen!“

Sie schlüpfte, um dem Konsul zu entgehen, durch das Boot, das sich inzwischen in Bewegung gesetzt hatte und langsam die spiegelglatte Flußfläche hinabtrieb, bis zur Spitze und nahm neben dem stud. jur. et cam. Otto Hellmuth und seinen beiden Mitsüßsen Platz, die dort nebeneinander kauerten und, die bunten Mützen im Genick, halblaut eine wichtige Mensur in all ihren merkwürdigen Einzelheiten besprachen.

Die drei jungen Leute verstummten, etwas verlegen und sichtlich geschmeichelt, und lächelten sie an. Und auch Erna lächelte innerlich. Sie empfand die Überlegenheit einer Frau von zweiundzwanzig Jahren gegenüber einem Jüngling von achtzehn oder neunzehn. Ein beruhigendes Gefühl — nicht gerade mütterlich, aber wenigstens tantenhaft, die vollkommene Sicherheit.

„Ich möchte Sie etwas fragen!“ sagte sie heiter.

„Aber erschrecken Sie nicht. Stellen Sie sich vor, Sie seien im Kolleg! Durch irgend ein merkwürdiges Spiel des Zufalls oder infolge einer Wette oder irgend sonstwie. Es wäre doch immerhin möglich — nicht wahr?“

Otto Hellmuth von Arras gab seinem hübschen jugendfrischen Gesicht einen wichtigen Ausdruck. „Ich war schon dreimal drin, gnädiges Fräulein. Gleich im Anfang. Man muß doch die Professoren einmal gesehen haben, bei denen man hört!“

„Ich war auch schon ein paarmal darin!“ versicherte sein Nachbar, ein schlanker junger Mensch mit melancholischen Augen und dem Schatten eines schwarzen Bärtchens auf der Oberlippe.

Nur der dritte schwieg verstockt und machte eine suffisante Miene. Er hatte magere, altkluge Züge und trug, statt der bunten Mütze, über den großen, weit abstehenden Ohren eine Art leichte graue Reisekappe, unter der sich ein Verband von Salicylwatte, die Hülle einiger, kürzlich auf der Mensur errungener Quartan und Terzen, den Blicken der Öffentlichkeit entzog. Ein energischer Jodoformgeruch umströmte ihn, ein Zeichen der kommenden Weihen, der Aufnahme als Corpsbursch, die den beiden andern erst zum Herbst als lockendes Traumbild vorschwebte.

„Also wenn Sie im Kolleg sitzen,“ fuhr Erna fort, „und es tritt plötzlich eine Dame herein und setzt sich neben Sie — würde Sie das stören?“

Otto Hellmuth warf ihr einen bewundernden Blick zu. „O ja!“ sagte er dann naiv.

Diese unerwartete Antwort verwirrte die Studentin etwas.

„Nein — ich meine . . . würden Sie die Dame, die da ruhig sitzt und schreibt, stören?“

Der Fuchs verneinte lebhaft. „O nein! Gewiß nicht!“ Und sein Corpsbruder fügte hinzu: „Man ist doch Gentleman, gnädiges Fräulein! Man weiß doch, was sich Damen gegenüber gehört!“

So ehrlich sie das meinten, so waren sie doch innerlich unsicher und besangen. Es war so etwas Neues! Da saß plötzlich ein Mädchen, das es ganz ernst mit dem Studieren nahm und vom Kollegbesuch wie von einer selbstverständlichen Sache sprach. Das war eine Erscheinung, die ihnen eigentlich im stillen imponierte, aber ihrer Fremdartigkeit halber sich gar nicht in diese Welt im kleinen, als die die Hochschule sich in ihren Köpfen spiegelte, unterbringen ließ. Sonst kannten sie diese Welt ja wohl: da war ihre Blüte und Zierde — der Corpsstudent, nach außen geschlossen durch den majestätischen Bau des S. C., nach innen durch die Eifersucht der einzelnen Corps wieder vielfach verästelt und zerrissen — da war der Gegenstand tiefen Hasses, der Burschenschafter und sonst auf farbige Waffen schlagende Akademiker, mit dem man sich, in hundertjähriger bitterer Feindschaft, nicht einmal zum Klingenwechsel herbeiließ — da waren die frommen, mensurfeindlichen Verbindungen, die kein Blut sehen mochten und doch bei Festlichkeiten mit der blanken Waffe paradierten, nach ihrer Ansicht komische, des Mitleids werthe Leute — da

war ferner die große Masse der nicht inkorporierten Studentenschaft, auf die man mit souveräner Gleichgültigkeit herabsah — da waren endlich die vielen Ausländer, um die man sich überhaupt nicht kümmerte oder denen man, wenn sie aus Neugier auf der Kneipe erschienen, mit ausgesuchter Höflichkeit begegnete — kurz, da war alles festgeordnet, in Haß und Freundschaft, in Blutbrüderschaft und giftigen Berrufserklärungen, hundertfach zerspalten und zerklüftet, einander durch uralte Erbfehde entfremdet, in starre Satzungen aus Vaters Zeiten festgebannt — ein treues Kleinbild des Vaterlandes von einst, des deutschen Mittelalters, in dessen Schatten der ehrwürdige Stammbaum der Hochschule sich verlor — aber für Frauen war darin kein Platz. Für die war keine Rangordnung, kein Comment vorgesehen. Man wußte sich zum Corpsbruder zu stellen, zum Wingolfiten und Burschenschafter, zum Verbindungsmitglied, zum „Wilden“, wie zum studierenden Japaner — aber wie zu einer jungen Dame, auf die sich doch die beiden Grundprinzipien des akademischen Lebens, der Paufcomment und der Biercomment, nicht wohl anwenden ließen?

Aus dieser Verlegenheit heraus wurde der dritte der Fuchse, der Hagere mit der grauen Schirmkappe, spöttisch. Als der Sohn und Majoratserbe eines ostelbischen Granden besaß er ohnedies gewisse Junkermanieren und eine nachlässig schnarrende Sprache, die, ohne daß er es wußte und wollte, in dem behaglichen Süddeutschland auffielen.

„Also gnädiges Fräulein wollen wirklich studieren?“ fragte er, zerstreut lächelnd, als dächte er an einen guten Witz, den ihm jemand erzählt.

„Wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Graf,“ sagte Erna unbefangen. „Dann bin ich so frei!“

„Na — ich hab' ja nichts dabei zu sagen!“ sprach der kleine Graf trockenem Tons. „Ich meine nur: früher haben die Damen doch nicht studiert?“

„Nein, weil man sie nicht zugelassen hat!“

„Na — und das muß doch seine Gründe gehabt haben! Wenn man fünfhundert Jahre lang etwas verbietet, so muß da doch ein Sinn in dem Verbot sein!“

„O ja! Sind Sie ein guter Fechter, Herr Graf?“

Der Fuchs lächelte geschmeichelt. „Es macht sich, gnädiges Fräulein — es macht sich!“

„Nun sehen Sie . . . mein Arm ist schwach. Ich könnte keinen Schläger führen. Das war fünfhundert Jahre lang der Grund! Man hat die körperlich schwächere Hälfte der Menschheit fern von der Hochschule gehalten! Aber die Zeit der Schläger ist um! Darum ist unsre Zeit da! Einen Mann, der sich nicht schlägt, konnten Sie mit Ihrer Verachtung erdrücken. Eine Frau nicht!“

Das hagere, intelligente Gesicht des kleinen Ostelbiers wurde besorgt. „Und nun meinen Sie, es kommen immer mehr Frauen und studieren?“

„Ganz gewiß, Herr Graf!“

„Am Ende gleich Hunderte!“

„In Berlin sind es jetzt schon Hunderte!“

Der Fuchs sah entsetzt seine Corpsbrüder an. „Aber das wäre ja furchtbar . . .“

„Wenden Sie sich an die Polizei!“ riet Erna. „Vielleicht verbietet die es doch noch!“

„Das . . . das wäre ja gar nicht abzusehen! Das geht ja gar nicht. Das gäbe ja schließlich eine vollkommene Umwälzung . . . Wenn alles plötzlich von jungen Damen wimmelt — wo bleibt denn da der studentische Geist . . .? Ich glaube wirklich, Sie machen sich über mich lustig, mein gnädiges Fräulein . . .“

„Nein!“ sagte Erna. Sie merkte, daß es hinter ihr im Boote still geworden war und alle zuhörten. „Ich will ganz ernsthaft mit Ihnen reden. Sie haben ganz recht, wenn Sie in dem Corpsstudenten das Ideal aller männlichen Tugenden sehen: Tapferkeit, Freundschaft, straffe Zucht, Vaterlandsliebe — aber ist das auch das Ideal der akademischen Tugenden? So wie Sie denkt jeder Offizier, denkt jeder rechte deutsche Mann heutzutage. Mit den Zwecken einer Hochschule hat es aber doch wenig zu schaffen, daß man von Blut trieft oder unnütz viel Bier trinkt! Das ist der Geist des Mittelalters, der in Ihnen, meine Herren Cheruskerrüchse, lebt, und ich sitze vor Ihnen als ein Kind des zwanzigsten Jahrhunderts. Trauen Sie mir nicht. Ich bin eigentlich ein weit schlimmerer Feind als der stärkste Mensurgegner aus einem feindlichen Corps!“

Der kleine Graf wurde zornig. „Mein gnädiges Fräulein . . . von Mensuren verstehen Damen nichts.

Was Sie da angreifen, das ist ja eben die ganze Romantik des deutschen Studentenlebens . . .“

„Man kann sich die Romantik verschieden vorstellen!“ sagte Erna. „Ich finde es romantischer, wenn ein junges Mädchen ins Kolleg geht, als wenn zwei Jünglinge, die einander nie etwas im Leben gethan haben, sich unter mittelalterlichen Zeremonien die Nasen abschlagen . . .“

„Das erfordert Mut!“ bemerkte der Fuchs scharf.

„Ich glaube, es erfordert heutzutage für ein Mädchen mehr Mut, ihr Abiturientenexamen zu bestehen, als für einen akademischen Bürger, einen Hieb mit dem Kopf zu parieren. Übrigens seien Sie unbesorgt! Ihre Poesie wird auch weiterhin blühen, und ich gebe offen zu: Ich habe als Frau kein Urtheil und kein Verständniß für diese Verherrlichung des Blutvergießens und Biervertilgens. Aber daneben — oder darüber — wird es eine neue Poesie auf deutschen Hochschulen geben — die Poesie geistiger Frauenarbeit! Und wir werden ja sehen, wer schließlich in der Meinung der Welt siegt!“

Ihr junger Widersacher rückte seine Kappe fester in die Ohren, um die noch heftig pochenden und juckenden Schmissen vor einem kühlen Luftzug zu bewahren. Gründe fielen ihm nicht mehr ein und er sagte knapp, trocken und bestimmt: „Also kurz und gut: Damen gehören eben nicht auf die Hochschule!“

Dabei verzog er sein hagereß Gesicht, auf dem sich kaum die ersten Bartschatten abhoben, zu einem medisantischen Lächeln. Das war Tusch! Die Waffen=

brüder sollten sehen, daß er, der beste Linkschläger im Corps, sich nicht von Weibern imponieren ließ.

Aber zu seinem Erstaunen blieb Erna ganz ruhig. Es war, als ob sie, zu ihm gewandt, doch über seinen in Watte und Jodoform gehüllten Kopf hinweg zu den andern spräche. „Also wir gehören nicht auf die Hochschule, sondern Sie!“ sagte sie. „Ich will Sie eines Besseren belehren, Herr Graf. Seien Sie still und hören Sie mich an. Seit einem halben Jahrtausend haben sich Geschlechter um Geschlechter abgemüht, um einen so stolzen Bau wie die Ruperta Carola zu vollenden, eine Schatzkammer des menschlichen Wissens zu schaffen, wie es ihrer höchstens ein paar Duzend auf der Erde gibt. Die Thüren dieser Schatzkammer sind vor Ihnen offen — die Kollegiensäle stehen für Sie bereit, die berühmtesten Gelehrten sitzen, Ihrer harrend, auf dem Ratheder — aber Sie denken ja gar nicht daran, zu kommen. Ihnen ist ein Frühschoppen in einer qualmigen Stube oder eine Spielerei mit scharfen Klingen weit wichtiger.“

„Und weiter: Sie sind aus einem alten vornehmen Hause. Jahrhunderte haben dazu dienen müssen, Ihnen die Freiheit und den Reichtum und die Bildung zu verschaffen, die das Studium voraussetzt. Glauben Sie mir: Ich weiß es als die Tochter eines Industriellen, und mein Vater hat es mir oft genug gesagt, welch ein Drang nach Bildung in den unteren Schichten unseres Volkes herrscht. Es gibt da Männer und Frauen — die hungert und dürstet es nach mehr Wissen — aber ihr Loß ist eben die eintönige

Fabrikarbeit. Vor diesen sind die Thore der Hochschule verschlossen. Ihnen, dem von jenen heiß Beneideten, dem Sonntagskind unter Hunderten, stehen sie weit offen. Und was thun Sie? Sie sitzen in der Konditorei und spielen Skat!

„Und endlich: Sie sind ein Mann! Der Stammhalter Ihres Hauses, der Stolz der Familie! Wie ich zur Welt kam, hieß es: ‚Schade! Es ist nur ein Mädchen!‘ Nicht nur seit Jahrhunderten und halben Jahrtausenden, sondern ewig und immer waren Sie die Herrschenden und wir Frauen waren mit dem bißchen Platz zufrieden, den Sie uns im Geistesleben freiließen! Und nun schauen Sie in einen Hörsaal: Reihenweise stehen da die leeren Bänke, auf denen Sie sitzen sollten! Und kommen wir nun ganz zaghaft auf den Fußspitzen herein, um uns auf die Bänke zu setzen, die Sie uns freilassen, und wollen Etwas lernen, während Sie Spritzfahrten und Renommierbummel machen, dann heißt es: ‚Hinaus! Lieber sollen alle diese Worte der Weisheit vor leeren Wänden verhallen, als daß eine Frau sie hört!‘ So arbeiten Sie also nicht nur selber nicht — nein — Sie wollen auch noch andre daran hindern, das zu thun, was Ihre Pflicht wäre!

„O — ich weiß schon, was Sie sagen wollen, Herr Graf! Man ist jung! Man will sein Leben genießen. Aber, wenn ich ein Mann wäre, würde ich meine Jugend anders genießen als Sie!“

Ihre Augen leuchteten. Sie geriet in Wärme. „Ich würde mein Herz weit aufmachen, daß alles

herein kann an Sonnenschein und Schönheit und Freude in der Welt — und gar hier im Neckarthal. Und ich würde meinen Kopf recht weit aufmachen, daß recht viel Weisheit der alten ehrwürdigen Ruperta Carola in ihn strömt und da weiter wirkt und Gutes in mir schafft — und ich würde meine Hand weit aufmachen und sie freundlich den Kameraden bieten, um recht viel Freunde fürs Leben zu erwerben, statt einige junge Leute feindselig anzusehen, die Satisfaction geben, und die andern alle verächtlich, die keine geben! Das nenne ich Jugend — das nenne ich die paar Jahre der Freiheit genießen, daß sie wie ein schöner Traum im späteren Leben vor einem stehen. Und darum, Herr Graf, gestatten Sie mir, daß mich das große Wort: ‚Die Frau gehört nicht in den Hörsaal!‘ heiter stimmt. Sie gehört hinein, sie ist darin und — glauben Sie mir — sie wird darin bleiben!“

Erna lehnte sich zurück. Sie hatte sich in Hitze geredet. Hinter sich vernahm sie das gedämpfte Gemurmel der übrigen Gesellschaft, das ihren Worten folgte, während die drei Füchse sinnend dasaßen und mit ihren Spazierstöcken spielten, mit einem Gesichtsausdruck, der deutlich sagte: „Da sind wir auf ein unbekanntes Terrain gelockt. Da ist einem nicht wohl zu Mute. Schweigen wir lieber!“

Sie fühlte, wie sich eine Hand leise auf ihre Schulter legte und schaute auf. Professor von Urz stand hinter ihr. Er nickte ihr zu wie einem guten Kameraden.

„Ich hab' wieder zu viel geredet!“ sagte Erna etwas betreten. Sie sah, daß aller Blicke auf ihr ruhten. „Immer trage ich das Herz noch auf der Zunge. Und dann geht alles mit mir durch. Ich muß mir's wirklich abgewöhnen. Ich bin jetzt ganz still und schaue mir die Gegend an. Aber vorher geben Sie mir die Hand, meine Herren Cherusker! Wir wollen uns wieder versöhnen und gut miteinander sein. Ich wünsche Ihnen auch viel Glück zu Ihren Messuren und auf der Kneipe den schönsten, deutschen Durst! Ich bin gar nicht so böse, wie ich mich manchmal anstelle!“

Sie schüttelten sich die Hände. „Also viel Glück zu Ihren Studien, mein gnädiges Fräulein!“ sprach der kleine Graf. Er, der weitaus Klügste der drei, war doch etwas nachdenklich geworden.

Weiter und weiter war inzwischen der Rachen den Neckar hinabgeglitten. Zwischen hohen bewaldeten Bergen, an deren Hang die Ruine eines Raubschlößchens wie ein ausgenommenes Adlerneß hing, an blühenden Dörfern und uralten Mauern, an Rebeshügeln und schmucken Landsitzen dahin, und nun wuchs es in der Biegung des Flusses zur Linken in gewaltigen, rötlich flimmernden Steinmassen mächtig und immer mächtiger empor. Die Türme und Paläste, die Giebel und Mauern des Schlosses standen im vollen Brandschein der sinkenden Sonne, glutüberstrahlt und scheinbar selber glutatmend, ein zürnendes Bollwerk zerstörter Schönheit über der friedlichen Stadt, aus der die melancholisch läutenden Türme zum Abend-

himmel ragten und im Hintergrund eine dämmernde Weite die gesegnete Rheinebene ahnen ließ.

Das Boot schoß rascher dahin. Die Wellen plätscherten hörbar. Man war mitten in der Strömung, an jenem Punkt, wo milder und eindringlicher als irgendwo sonst der Liebreiz Alt-Heidelbergs sich offenbart.

Hier pflegten, nach altem Brauch, die Vorbeifahrenden das Scheffelsche Neckarlied anzustimmen. Und die Fische vorn im Rahn begannen auch damit. Nur klangen ihre Stimmen etwas unsicher und rauh und sie schauten sich um, als suchten sie nach Hilfe.

Erna konnte sich nicht halten. Sie war aufgestanden, den Blick nach dem Schloß gewendet, die Arme ausgebreitet wie vor einem Wunder, und mit feuchten Augen. Und durch den halblauten und unregelmäßigen Chorus der andern klang siegreich ihr glockenheller, wohlgeschulter Sopran:

Alt-Heidelberg, du Feine!
Du Stadt an Ehren reich!
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich!

Wie sie da stand — ein Bild lachender Lebensfreude — umwob sie das Sonnenlicht von Westen wieder, wie gestern um diese Zeit unter dem weißen Blütenschnee im Garten, mit einem goldigen, zarten Flimmer. Nur daß diesmal ihre ganze Gestalt sich schlank und jugendlich von dem Märchenschein abhob, hochaufgerichtet, den hübschen Kopf zurückgelegt —

in einer Selbstvergessenheit des Schauens und Singens und Genießens.

Bei den nächsten Versen gab es Stockungen, weil man den Text nicht recht wußte. Aber Erna rief, ohne sich umzuwenden: „Ich kann es auswendig!“ und unter ihrer Führung gelangte man bis zu dem Schluß, der gerade auf sie und den heutigen Tag paßte:

Und stechen mich die Dornen
Und wird's mir drauß' zu fahl,
Geb' ich dem Roß die Spornen
Und reit' ins Neckarthal!

„Und reit' ins Neckarthal!“ wiederholte sie mit so heller Stimme, daß die Spaziergänger am Ufer zuhörend stehen blieben, den Kehrreim. Dann ließ sie die Arme sinken und schaute lachend und etwas verwirrt, mit geröteten Wangen und glänzenden Augen, um sich.

Und da begegnete sie plötzlich einem Blick, der sie erschreckte. „Was, um Gottes willen, hat mich denn der Professor von Arras so anzusehen?“ dachte sie und setzte sich rasch nieder. „Und wahrscheinlich schon die ganze Zeit, während ich gesungen hab'! Vielleicht zu laut! Vielleicht war es auffallend?“

Nein! Diese harmlose Erklärung beruhigte sie nicht. Sie atmete schwer, die Lider zu Boden gesenkt, und bemühte sich, einen Gedanken zu unterdrücken, der wider ihren Willen in ihr aufgestiegen war — einen ganz thörichten, unausdenkbaren Gedanken.

Und schließlich gelang ihr das. „Ach was, ein Zufall!“ sagte sie sich, während der Rachen unter der Brückenwölbung durchschloß. „Einfach ein Zufall! Solche Gelehrte sehen einen starr an und sind dabei mit ihren Gedanken bei den alten Affyrern oder dem Affenmenschen von Java. Wer wird sich denn darüber den Kopf zerbrechen?“

Damit gewann sie ihre unbefangene Munterkeit wieder und hob die Stirne. Ein seltsames Schauspiel bot sich ihr. Dicht neben ihr schwamm in dem hier stillen Wasser ein braungestrichenes Kielboot, über dessen Rand nur die Köpfe zweier Insassen herausragten, die offenbar friedlich nebeneinander Arm in Arm auf den Bodenplanken saßen und das Fahrzeug treiben ließen, wohin es ihm beliebte — ihr zunächst ein wirres blondes Apostelhaupt mit nervösem Gesichtsausdruck, das sie als Doktor Bonifer, dem Frauenrechtler, zugehörig erkannte — daneben ein tizianblonder Madonnenscheitel und unter ihm, von einer kindlichen Botticellifrisur eingerahmt, ein auffallend hübsches, weltchmerzliches Gesichtchen mit großen Augen. Das mußte allem Anschein nach die Präraphaelitin sein, von der ihr Meta Wiggers eine so verbitterte und von Eifersucht strohende Beschreibung gegeben.

Beide rauchten Zigaretten, schwiegen und schauten träumerisch darein. Die Welt existierte offenbar für sie nicht bis zu dem Zeitpunkt, wo beide Boote ungsanft aneinanderstießen.

„So baffe Sie doch uff, Sie da vorn!“ schrie

ärgerlich der Fährmann. „Wann Sie net fahre könne, no bleibe Sie dahaam!“

Daraufhin stand Doktor Bonifer vorsichtig auf, setzte sich auf die Ruderbank und begrüßte Erna. Er war sorgenvoll und erregt. „Sagen Sie um Gottes willen,“ forschte er, „Fräulein Wiggers ist doch nicht krank?“

„Nein. Warum?“

„Ja — wie ich heute mittag meinen Besuch bei ihr wiederholen wollte, war sie nicht zu Hause — einfach nicht zu Hause!“

„Und das halten Sie für ein Symptom von Krankheit, wenn man Sonntag nachmittag ausgeht?“ Erna lachte dem langen, blonden Mann ins Gesicht. Sie triumphtierte innerlich, daß die Saat des Auf-
ruhrs, die sie bei den beiden freien Frauen gesät, nun doch aufgegangen war. „Ich möchte eher das Gegenteil annehmen!“

Der Frauenrechtler zögerte. „Nun ja — logisch betrachtet — übrigens — ich traf da auch einen Herrn, der dringend nach Ihnen fragte . . . ein Herr van Lennep . . .“

Die Studentin nahm sich zusammen. „Ach ja!“ sagte sie gleichgültig. „Ich vergaß ganz! Es ist ein Vetter von mir, der mich auf der Durchreise besuchen wollte. Ein Großkaufmann vom Rhein!“

„Ganz richtig! Er sprach mit viel Sachkenntnis von Kugen und Shares. Aber die Ansichten, die er über die Frauenemanzipation entwickelte . . .“

„. . . ach . . . von der soll er nur still sein!“

Erna schob mit einem energischen Ruck das fremde Boot hinweg, damit sie endlich auseinander kämen. Aber ehe das noch gelang, erhob sich drüben die Dame mit den Botticelliflechten und streckte ihr, vertraulich wie ein Kind, die Hand herüber.

„Ich bin Dina Spielvogel!“ sagte sie sanft und liebenswürdig. „Und Sie sind, wie ich aus dem Gespräch entnehme, Fräulein Bauernfeind. Nicht? Bonifer hat mir schon viel von Ihnen erzählt. Wir müssen uns kennen lernen! Wir müssen ja alle zusammenhalten im Kampf. Eine für alle, alle für eine. Besuchen Sie mich doch einmal! Ja?“

Dabei steckte sie eine neue Zigarette in ihr Madonnengesicht und lächelte fromm und leidend, während das Boot langsam zur Seite trieb.

„Gerne!“ erwiderte Erna etwas verblüfft. Eigentlich hätte ja die Präraphaelitin ihr zuerst einen Besuch anbieten sollen, wenn sie ihren Verkehr wünschte. Aber vielleicht wollte sie es wegen Meta Wiggers nicht. Jedenfalls entschloß Erna sich, bei Gelegenheit einmal hinzugehen. Der melancholische Engel, der jetzt wieder mit seinem nervösen blonden Beschützer im Boote untertauchte, interessierte sie. Es war eine vielleicht unnütze, aber jedenfalls sehr bunte Spielart ihres Geschlechts, ein leichtsinniges Kolibri, das natürlich einer ernstesten Kandidatin der Philologie wie Meta Wiggers als die Verkörperung der Unvernunft erscheinen mußte.

Das Boot hielt am Lande. Man stieg aus. Erna faßte sich ein Herz und trat auf den Professor

zu. Sie wollte jeden Zweifel wegen vorhin beseitigen. „Ich gehe jetzt einen schweren Gang, Herr Professor!“ sagte sie offen, ihm die Hand zum Abschied hin-streckend. „Eine Auseinandersetzung mit meinen Ver-wandten wegen Sein und Nichtsein hier in Heidel-berg. Und vorher möchte ich Sie fragen: Darf ich wirklich auf Ihre Freundschaft rechnen?“

Er war jetzt ganz ruhig, ganz wie immer. „Ja. Das können Sie, Fräulein Bauernfeind!“

„Darf ich also, wenn es not thut, mich in vollem Vertrauen an Sie wenden und Ihren Rat und Schutz erbitten?“

„Wann Sie wollen!“

Sie atmete erleichtert auf und schämte sich zu-gleich ein wenig ihres Gedankens bei der Durchfahrt unter der Brücke. Nein — da war wirklich nichts! „Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Professor!“ sagte sie. „Auch für den schönen heutigen Tag! Und nun muß ich machen, daß ich nach Hause komme! Ich werde wahrscheinlich schon erwartet!“

Sie verabschiedete sich von der Gesellschaft und hatte dabei wieder, als Frau von Arras ihr die Rechte reichte und sie aufforderte, sich bald sehen zu lassen, ein leises innerliches Frösteln. Sie fürchtete sich eigentlich vor dieser Frau. Das war alles so klar und kühl und klug an ihr, daß es beinahe leb-los war. Und ohne daß man das an irgend einer Einzelheit feststellen konnte. In ihrer Kleidung, ihrer Haltung, ihrer Sprache — in allem war Doktor Adriane durchaus Dame. Dabei eine gute Hausfrau,

eine vortreffliche Mutter — dem Blaustrumpf stand sie welkenfern. Und trotzdem dies Erkältende, das sie nicht nur auf die andern Frauen, sondern auch auf die Männer ausübte.

Der Studiosus Otto Hellmuth lüftete seine Mütze und erbot sich, sie bis zu ihrer Wohnung zu geleiten. Das stimmte sie wieder heiter, dieser Gedanke, daß sie, ein erwachsener Mensch, am noch hellen Tage von diesem guten Jungen beschützt werden sollte! „Es wird mich schon niemand stehlen!“ tröstete sie ihn und schritt, den andern noch einmal zunickehend, in die nächste Gasse hinein.

Aber da erschraf sie, als sie am andern Ende angekommen war, und hätte sich doch einen Begleiter gewünscht. Da stand schon wieder dieser hagere Mensch aus Luxemburg, mit dem Schauspielergesicht und der übertriebenen Eleganz, der sie, seit sie hier war, verfolgte.

Er wartete auf sie! Kein Zweifel! Sie war in seinen Augen einfach Freiwild — eine alleinstehende junge Dame, die man nach Belieben belästigen konnte. Jetzt ging er ihr entgegen und griff mit einem unterwürfig-vertraulichen Lächeln an den Hut. Es schien, daß er wieder versuchen wollte, sie anzusprechen.

Der Bohn kochte in ihr und sie fühlte in den Fingerspitzen das Zucken einer werdenden Ohrfeige. Aber die Vernunft siegte: Sie drehte sich auf dem Absatz herum und eilte, so rasch sie konnte, die Gasse wieder hinab zum Anlegeplatz der Boote. Hoffentlich ließ er sie nun in Ruhe.

Auf dem Platz hatte sich die Gesellschaft bereits zerstreut. Nur die drei Füchse standen noch da, in schweren Erwägungen, wie sie den Sonntagabend verwenden sollten, und machten bei Ernas Anblick erstaunte Gesichter.

Otto Hellmuth sprang herbei. „Sie haben etwas verloren, gnädiges Fräulein?“

„Nein!“ sagte Erna halb lachend, halb ärgerlich. „Höchstens die Geduld! Da ist so ein unausstehlicher Mensch, der mich auf Schritt und Tritt belästigt. . . ich schlüpfte jetzt hier in die Seitengasse — da verliert er wohl meine Spur! Adieu!“

Sie bog eilig um die Ecke. Im Augenblick, wo der junge Student sich anschickte, ihr der Sicherheit wegen doch in angemessener Entfernung zu folgen, kam der Luxemburger zum Vorschein, sah sich suchend um und schlug, seinem Instinkt und seiner Übung in derlei Dingen folgend, sofort den richtigen Weiterweg ein. Die beiden prallten an der Ecke aufeinander.

Sie waren alte Feinde, seit der Zeit, wo das Corps Cheruskia dem zweifelhaften Gesellen die Gastfreundschaft gekündigt hatte. Aber heute ließ dieser fünf gerade sein. Er hatte Wichtigeres vor. „Pardon!“ murmelte er atemlos und wollte vorbei.

Der Student vertrat ihm den Weg. „Bitte — bleiben Sie doch noch einen Augenblick!“ sprach er, ganz höflich grüßend.

„Verzeihen Sie . . . ich habe keine Zeit!“ Wieder suchte er die Ecke zu gewinnen. Aber Otto Hellmuth

stand auch schon wieder davor. „Sie werden sich schon noch einen Augenblick gedulden müssen, Herr Dieberichs!“

„Sie versperren mir den Weg, Herr Baron?“

„Ich bin so frei! Nur auf ein, zwei Minuten!“

„Und warum? Wenn ich fragen darf?“ Die beiden jungen Leute wurden immer höflicher im Vorgefühl des nahenden Zusammenstoßes.

„Weil ich nicht wünsche, daß Sie eine Dame belästigen, die im Hause meiner Eltern verkehrt!“

Eine Weile stutzte der Halbfranzose doch. Aber dann sah er die schadenfrohen und spöttischen Gesichter der beiden andern Füchse und außer dem Ärger, in seiner Jagd gestört worden zu sein, stieg nun auch der alte Zorn gegen die „Cheruskia“ in ihm auf. „Sie haben mir nichts zu befehlen, Herr Baron! Gehen Sie mir aus dem Wege!“

„Ich denke nicht daran, Herr Dieberichs!“

„Dann werde ich mir den Weg erzwingen!“

„Versuchen Sie es lieber nicht!“ riet der junge Corpsstudent kaltblütig. Aber schon hatte der andre mit einem halblauten Pariser Fluch ihn an der Schulter gepackt und suchte ihn von dem Bürgersteig zur Seite zu drängen.

Er hatte die Kräfte seines Gegners gewaltig unterschätzt. Ein Faustschlag saß in seinem Gesicht, daß ihm alles vor den Augen tanzte und er, zurückgetaumelt, eine geraume Zeit geistesabwesend wie ein Nachtwandler an der Hauswand lehnte. Endlich kam Leben in seine Augen. Ein böses, grünliches

Funkeln. „Sie werden von mir hören!“ sagte er leise.

„Bitte!“ Otto Hellmuth ging ohne Gruß langsam mit den beiden andern davon. Jetzt erst kam auch ihm allmählich das, was geschehen, zum Bewußtsein. Eine Contrahage der denkbar schwersten Art. Eine Pistolenmensur bis zur Abfuhr — das war, wenn zwei satisfaktionsfähige Menschen derart thätlich aneinander gerieten, das Selbstverständliche. Man konnte gar kein Wort mehr darüber verlieren. Statt daß er, wie er gedacht, morgen zum erstenmal auf dem alten, fröhlichen Pflasterboden der Hirschgasse in ritterlichem Spiel die Klinge kreuzte, stand ihm ein düsterer Ehrenhandel auf Tod und Leben irgendwo in einem Waldwinkel bei Sonnenaufgang bevor.

Der Gedanke stimmte ihn feierlich. Angst empfand er natürlich nicht die geringste — nur das Gefühl, daß zum erstenmal etwas Großes, Bedeutsames in sein junges Leben getreten war. Und ebenso dachten die beiden Gefährten. Stumm und mit mehr Ernst als sonst auf den glatten, noch halb knabenhaften Gesichtern schritten sie eilig dahin, um dem ersten Chargierten ihres Corps, dem grimmen, narbenreichen Dreibändermann, die wichtige Meldung zu überbringen.

Erna hatte von alledem nichts gemerkt. In geraumer Entfernung von der Ecke wagte sie es einmal, vor einem Mehgerladen stehen zu bleiben, in dessen Scheiben das Straßenbild sich spiegelte. Gott sei Dank: der aufdringliche Schatten war ver-

schwunden! Sie ging langsamer weiter und setzte unwillkürlich immer zögernder und zögernder einen Fuß vor den andern. Wäre nur die Unterredung mit ihrem früheren Verlobten schon vorbei! Oder wüßte sie wenigstens, was er im Schilde führte! Er war ein gefährlicher Gegner. Immer hatte er noch eine Waffe bereit — und wäre es auch nur die Liebenswürdigkeit. Er konnte die Menschen um den Finger wickeln, wenn er wollte.

Damit sollte er nun freilich bei ihr kein Glück haben. Sie versuchte, sich innerlich zu wappnen, sich ganz mit eherner Gleichgültigkeit zu panzern, als sei eben nur etwas vollkommen Notwendiges und Folgerichtiges geschehen, das ein so kluger Mensch wie er doch einsehen müsse. Das war ihm gegenüber das beste. Es war kaufmännisch — geschäftlich — einfach sachlich — also sein eigenstes Gebiet.

Und doch — und doch! . . . Ihr war nicht wohl zu Mut! Sie gab sich einen ärgerlichen Ruck, hob den Kopf und schritt elastischer aus. Ach was! Es mußte sein! Und wie ihr Auge wieder frei vor sich hin sah, hatte sie plötzlich den Eindruck: Da vorne kommt ein Mensch — der sieht ihm ähnlich!

Ganz lächerlich ähnlich! Sie redete sich das von seinem Doppelgänger noch ein und wußte dabei doch schon ganz genau, daß er es selbst war. Und dann hatte sie endlich die Gewißheit: Ja. Das ist er!

Das war die Entscheidung! Sie wunderte sich, wie ruhig sie plötzlich wurde.

Und wie sie plötzlich an allerhand lächerliche Neben-

sachen dachte. Es fiel ihr ein: Wenn er sich nur diese schreckliche metallgrüne Halsbinde nach englischer Art abgewöhnen wollte! Man trägt sie in Deutschland nicht. Aber das ist ihm natürlich ganz gleichgültig. Da ist all mein Reden umsonst!

Sie holte tief Atem, machte ein gelassenes Gesicht und blieb stehen, um ihn zu erwarten. Und in ihrem Herzklopfen hoffte sie ganz unvernünftig immer noch: Wenn er ganz nahe heran ist, ist er's am Ende doch nicht! . . . und erinnerte sich doch zugleich, daß man ihn allein schon an seinem nervös eiligen und doch angelsächsisch-lässigen Gang auf fünfhundert Schritte Entfernung erkennen mußte.



VII.

Freilich . . . das war John Henry van Lenep . . .

Jetzt erkannte er sie, verdoppelte seine ohnedies langen Schritte und kam auf sie zu. Sie sah es und fühlte voll Ärger, daß ihr Herz es ihr ganz unnötigerweise zum zweitenmal meldete, indem es einen Augenblick wie verblüfft stehen blieb und dann plötzlich aus Leibeskräften Sturm zu pochen begann.

Als ob Gott weiß welche übernatürliche Erscheinung sich da nahte, statt eines ganz unauffälligen schlanken mittelgroßen Mannes in den Dreißigern, der, wenn man ihn schon nach dem Äußeren abschätzen wollte, am ersten mit seinem gebräunten Gesicht, dem leicht aufgedrehten Schnurrbart und einer lässigen Energie in Gang und Haltung einem preußischen Offizier in Bummelzivil glich — irgend einem Hauptmann aus Mainz oder Straßburg, der, um sich einen Tag lang von seiner Frau und seinen Vorgesetzten zu erholen, im Neckarthal herumschlenderte.

Eigentlich sah er noch beinahe zu jugendlich für einen Hauptmann aus. Erst wenn man ihn ganz in der Nähe betrachtete, bemerkte man plötzlich das

Netz seiner Krähenfüße um die unruhig flackernden Augen — die stummen Spuren von Nachtwachen, Kämpfen und Erfolgen, und dann fühlte man auch zugleich, daß in diesem nervös hin und her fahrenden Blick, dieser nervös hastigen Sprache, diesem nervös eiligen Gang der ganze Mensch sich offenbarte — ein Nervenmensch durch und durch — aber keiner von den Nervenschwächlingen, sondern einer von jenen Arbeits- und Nervenriesen, wie sie der Welthandel, der friedliche Kampf um die Erdkugel im zwanzigsten Jahrhundert züchtet.

So hatte ihn Erna von Anfang an, zuerst mit den Augen ihres Vaters, dann nach eigener Erkenntnis taxiert. Sie unterschätzte ihn nicht, wie es viele brave Leute thaten, die sich von einer seiner stets wechselnden Masken täuschen ließen. Außerlich war er ja jeden Augenblick ein anderer und spielte katzenschlau und überlegen mit seiner Umgebung. Hatte er doch, wie er es einmal ausdrückte, die schwere Aufgabe gelöst, Gentleman und Raubritter zugleich zu sein . . .

Angst empfand sie vor ihm und zugleich eine Neugier: Barsch und heftig wurde er nie und gegen niemand. Am allerwenigsten gegen sie. Aber mit welcher Karte würde er, der kaltblütige Spieler, jetzt den Krieg gegen seine abtrünnige Bundesgenossin eröffnen?

Da sah sie mit Empörung, daß er lächelte! In diesem feierlichen Moment! Ein kaum merkbares, gutmütiges Lächeln, das ihm nur wie ein leises

Wetterleuchten um die Mundwinkel zuckte und das Aussehen eines durchtriebenen Schuljungen gab.

Und mit diesem spitzbübischen Gesicht, das ihn um zehn Jahre jünger machte, lüftete er jetzt vor ihr den Hut und schüttelte ihr kameradschaftlich die Hand, als sei nichts geschehen.

„Na — wie geht's?“ forschte er. „Hast du dich schon gut eingerichtet in Heidelberg?“

Sie starrte ihn mit großen Augen an. Alles hatte sie erwartet — nur nicht, daß er ihre Flucht derart auf die leichte Achsel nehmen könnte. „Woher weißt du denn eigentlich jetzt schon, daß ich hier bin?“ fragte sie mechanisch, eigentlich nur um etwas zu sagen.

„Erna — merke dir eines,“ sagte John Henry, ihre Hand festhaltend. „Bescheidenheit ist eine mir sehr sympathische Untugend, aber man muß sie, wie alle Laster, nicht übertreiben. Hast du dir denn wirklich eingebildet, daß in eurem Fabriknest dich niemand auf dem Bahnhof erkennen würde? Wie ich mich dort nur zeigte, schrie mir schon Stationsvorsteher, Billetverkäuferin, ein ganzer Chorus von Dienstmännern entgegen: Fräulein Bauernfeind ist heute morgen mit dem Kölner Schnellzug nach Heidelberg gefahren!“

„Und du hast dich nicht geniert, so dazustehen und dich auslachen zu lassen?“

„Mich lacht keiner aus!“ sagte John Henry und köpfte in der Berstrettheit mit dem Spazierstock eine Ranke am Wege. „Das ist nicht vorgekommen und

wird nicht vorkommen. Verlaß dich darauf! Ich bin kein Gegenstand der Heiterkeit, weder für gewöhnliche Menschen noch für rheinische Dienstmänner. Denen hab' ich einfach gesagt, es sei eine große Konfusion vorgekommen. Du hättest eine Depesche von mir mißverstanden und seist zu Verwandten nach Heidelberg gereist, während ich telegraphiert hätte, daß ich von dort käme. Da wurde ich noch allseitig bedauert, eine so voreilige Braut zu haben!"

„Das siehst dir ähnlich!" sagte Erna erbittert.

„Bist du's denn nicht? Wo du in aller Unschuld glaubst, es merkt es niemand, wenn du ein Billet nach Heidelberg nimmst, einen Koffer nach Heidelberg aufgibst und in einem Coupé erster Klasse nach Heidelberg abfährst. Du pflegst dich ja sonst selbst immer zu ärgern, wenn bei dir, wie du dich ausdrückst, ‚das Frauenzimmer herauskommt‘. Also ärgere dich nur! Aber zu spät. Da bin ich!"

Erna sah ihn feindselig an. „Du wärst besser dort geblieben und hättest meinen Brief abgewartet. Nun muß ich dir die ganze Beichte noch einmal . . ."

„Dein Brief?" Van Lennep versank in Sinnen und begann langsam weiterzugehen. Sie schloß sich ihm an, als müsse das so sein. „Dein Brief? Ja Erna . . . dein Brief ist sehr nett. Ein bißchen lang, ein bißchen konfus — ich würde ihn etwas anders geschrieben haben. Aber er ist eben ganz du und darum sehr nett!"

„Als ob du ihn gelesen hättest!" sagte Erna verächtlich. „Heute morgen kann er frühestens dort

angekommen sein und heute morgen warst du schon hier!“

„Nun — dann hab' ich eben gehert! Das thu' ich in Ausnahmefällen, wenn es auf reelle Art absolut nicht mehr geht. Ich hab' den Brief gut aufgehoben. Du schreibst, daß ich ihn in zehn Jahren meiner Frau zeigen soll. Gut. In zehn Jahren werd' ich ihn dir zeigen!“

Jetzt lachte er wirklich, da er ihr verstörtes Gesicht sah, und wies unter dem braunen Schnurrbart zwei Reihen blendendweißer Zähne. „Komm mal her!“ sagte er gutmütig, nahm sie wie ein kleines Kind bei der Hand und führte sie über die Straße zu einem Telegraphenpfahl. An den klopfte er mit gerunzelter Stirne und nickte ihr väterlich zu. „Nun denke einmal als gelehrtes Mädchen scharf nach! Was ist das für ein Ding mit den Porzellanglöckchen und dem vielen Draht?“

„Um Himmels willen — du hast dir doch nicht den ganzen Inhalt des Briefes nachtelegraphieren lassen?“

„Natürlich hab' ich das! In meinem Hotelzimmer liegt ein Stoß Depeschen, so hoch wie mein Cylinderhut, und alle numeriert und von deinem Geist besetzt. Du bist eine wichtige Persönlichkeit geworden, Erna. Deine Willensmeinungen werden schon wie die Erlasse allerhöchster Herrschaften telegraphisch durch Deutschland verbreitet.“

„Aber das muß ja viele hundert Mark gekostet haben?“

„O, ihr Philister!“ sagte John Henry nachdrücklich. „Ewig sprechen sie vom Geld! Und immer die, die keines verdienen. Die andern schweigen darüber. Hast du mich jemals von Geld reden hören? Übrigens tröste dich! Der Schaden ist schon wieder eingebracht. Wie ich den Rhein entlang fuhr und teils an dich dachte und teils in meinen Papieren rechnete, da übermannte mich beim Anblick all dieser zerstörten alten Burgen eine tiefe Wehmut und es fiel mir eine ausgezeichnete Spekulation an der New Yorker Börse ein. Im Angesicht der Lorelei habe ich die Kabeldepesche aufgeschrieben und auf einem Dampfer, der vorbeifuhr, sangen unterdessen eine Anzahl dicker Männer mit Festabzeichen im Chor: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin!“ — als wären das schon die Aktionäre von da drüben, die ich schädigen will!“

Er machte wieder sein vergnügtes Schulbubengesicht. „Glaube mir, Erna, da liegt auch Romantik darin. Ebenfogut wie in den alten Burgen. So seinen Willen, seinen Verstand als einen elektrischen Strahl in ein paar Sekunden über die Länder und auf dem Grund des Atlantischen Ozeans hin in die Ferne zu jagen, bis er drüben in Amerika wie ein Blitzstrahl in irgend eine Schafhürde — ich meine eine Generalversammlung — einschlägt, ist das nicht groß! Ist das nicht schön! Es ist sogar ebenso romantisch wie eure alten Ritterstückchen. Die Ritter haben an der kleinen Wasserstraße, dem Rhein, auf der Lauer gelegen und sind mit geschwungenem Degen

aus dem Busch herausgekrochen — was man heutzutage an die Börse telephonieren nennt! — ich und meinesgleichen, wir halten an den großen Wasserstraßen, in allen Meeren und Meerengen Wacht und sehen, ob keine Dummen kommen. Und sie kommen und werden geschädigt, und das ist die höhere Moral in der Welt. Der Stärkere soll siegen. Nur waren die Ritter mit den Muskeln stark, — Kerle, wie heutzutage etwa die Dienstmänner oder Metzgergesellen. Wir Kaufleute von heute aber sind mit den Nerven stark. Das ist etwas viel Feineres. Der Fortschritt in der Kultur! Aber daß du mir das Geheimnis nicht ausplauderst! Das darf man andern Männern gar nicht erzählen und dir verrate ich es auch nur, weil ich weiß, daß du es ja doch nicht verstehst!“

„Ich verstehe dich sehr gut!“ sagte Erna gepreßt. „Warum hältst du mich denn nur eigentlich für so dumm? Glaubst du denn wirklich, daß es außer dir keinen gescheiten Menschen mehr auf der Welt gibt?“

Es zuckte wieder rätselhaft von einem verborgenen Übermut um seine Mundwinkel und er änderte das Gespräch. „Also das ist Heidelberg!“ sagte er, über Fluß und Stadt zum Schlosse aufschauend. „Ganz hübsch! Aber weißt du, was ich immer für eine Empfindung habe, wenn ich so im Binnenland in eine von euren kleinen Universitäten oder Garnisonsstädten oder Residenzen komme? Immer nur: Fenster auf! Thüren auf! Hier ist zu viel Moder aus der seligen PostkutschENZEIT! Lasset frische Luft herein. Seelust!

So einen rechten kalten, salzigen Südwest von weit da draußen, aus dem Atlantik oder der Gelben See, der euch um die Ohren pfeift und rote Backen macht . . . Gentlemen . . . Der Kaiser hat recht: Unfre Zukunft liegt auf dem Wasser! Wir müssen der Regelbahn lebwohl sagen und ins Blaue hinaus segeln und viel Geld verdienen, aber sehr viel, liebe Erna. Ich verdiene jetzt Geld mit Scheffeln und es kommt noch besser!"

Die Studentin neben ihm schüttelte den Kopf. „Das imponiert mir lange nicht so, wie du glaubst. Es wäre traurig, wenn alle Leute so dächten wie du. Da schwände alle Poesie aus der Welt. Du hast so gar keinen Sinn für die Vergangenheit!"

„Nicht den geringsten," sagte John Henry kaltblütig. „Gott sei Dank! Was soll ich denn mit eurer Sentimentalität, wo alten, sonst ganz vernünftigen Männern plötzlich die Augen feucht werden, wenn sie irgendwo ‚Alt-Heidelberg, du Feine!‘ singen hören? Mögen sie glücklich damit sein. Ich beneide sie nicht. Ich habe nicht studiert. Ich kann kein Wort Latein und Griechisch, wie du gelehrtes Mädchen, und bin doch ein ganzer Kerl. Da sieh mal die buntmützigen Studenten, die da vorbeifahren, immer zwei in einem Wagen, obwohl für vier Platz wäre und obwohl es bei dem schönen Wetter weit bekömmlicher wäre, zu Fuße zu gehen, wie wir beide — siehst du, in dem Alter, wo diese jungen Menschen faulenzten und das Geld ihrer Eltern verthun, hab' ich in Shanghai im Kontor zehn Stunden täglich — und

vor Abgang der Post auch achtzehn Stunden täglich — geschuftet im Schweiß meines Angesichts. Wörtlich! Die Tropfen fielen einem immer nur so in der Gluthitze auf die Kopierpresse. Später kommen dann diese jungen Leute herüber zu uns und machen uns Kaufleuten mit dem bißchen Juristerei, das sie zwischen Kneipen und Pauken auf der Hochschule gelernt haben, als Konsuln und Beamte das Leben saurer als nötig. Verzeihe, wenn ich das einer angehenden Studentin sage, aber . . .“

„Aber du bist darin ganz einseitig und viel zu hart, wie in allem!“

Ihr Begleiter lachte gutmütig. „Hoffentlich bin ich hart. Für einen Hampelmann hat mich noch keiner meiner Feinde gehalten. Im übrigen — was ich immer sage —: ‚Ich habe mich nicht selbst geschaffen und muß jede Verantwortung dafür ablehnen, wie ich mich benehme!‘ Seid froh, daß ihr solche Kerls wie uns jetzt kriegt. Germanische Pioniere draußen in der Weite! Für eure altpreußische Kleinlichkeit und altbayerische Gemütlichkeit sind wir nicht zu haben. Wir sind neue Deutsche und gute Deutsche und äußerst schlaue Deutsche, und du glaubst gar nicht, wie winzig das alles im Innern des lieben Vaterlands ausschaut, wenn man es einmal von außen, übers Weltmeer hin, betrachtet.“

Sie gingen stumm nebeneinander her über die Brücke, dann jenseits des Flusses. Zu ihren Füßen blinkte der blaue Neckar und darüber hob sich rötlichstrahlend die epheumspinnene Ruinenwelt des

Schlosses zu dem blassen Azur des Abendhimmels empor. Auf der andern Seite, zu ihrer Linken, schimmerte und duftete es in weißer Schneeflockenpracht weit den Berg hinauf von blühenden Bäumen.

Endlich machte Erna entschlossen Halt. Sie ertrug dies Hin- und Herreden, dies Plänkeln vor dem entscheidenden Kampfe nicht mehr. „Damit willst du mich wohl vom Studium abschrecken?“ fragte sie trotzig. „Mit dem allem, was du über die Universitäten behauptest?“

„Ich denke nicht daran!“ sagte John Henry einfach und fast unterwürfig. „Du hast mir in deinem Brief ausdrücklich jede ‚Ausssprache‘ über dich und deine persönlichen Verhältnisse verboten. Schön. Ich gehorche. Ich gehorche ja so gern. Du weißt ja: Ich bin ein schlichter Mensch. Der Better vom Lande jenseits des großen Wassers. Harmlos wie ein Kind. Wer es versteht, kann mich um den Finger wickeln. Und du verstehst es eben. Du bist mir über, Erna!“

Sie sah ihn mit tiefem Mißtrauen von der Seite an. Wenn er ironisch wurde, fing er an, Ernst zu machen. Das war für ihn die unverfängliche Form, in die er einen unsichtbar im Inneren kochenden Zorn kleidete. Gott sei Dank — nun fielen wenigstens die Masken!

„Also wie gesagt, ich gehorche!“ hub van Lennep wieder an. „Ich rede nicht vom Wesentlichen, deiner Reise hierher, sondern vom Unwesentlichen — von Weltpolitik, Kabeltelegrammen, von deinem Bräutigam — kurz, von lauter Dingen, die immerhin ein

so kluges Mädchen wie dich eigentlich auch ein wenig interessieren sollten.“

Erna antwortete ihm nicht. Sie hatte Angst, von welcher Seite sein Angriff kommen würde. Irgend etwas ganz Gefährliches, Unerwartetes führte er im Schilde. Das war bei ihm klar. Aber was — das blieb die Frage.

Da merkte sie, daß sein Gesichtsausdruck geschäftsmäßig kühl geworden war, als säße er an seinem Schreibtisch. „Was gedenkst du nun eigentlich in deinem ersten Semester hier zu studieren?“ fragte er unvermittelt und mit einer ganz veränderten Stimme.

Er plöcklich mit ihrem Studium einverstanden! — Sie war zu verblüfft, um ihm gleich zu antworten. So fuhr er selbst fort: „Ich würde dir raten, zunächst dich deiner allgemeinen Ausbildung zu widmen, wie du ja in deinem Brief auch schreibst. Kunstgeschichte — Kulturgeschichte und derlei. Lasse die Chemie aber vorläufig beiseite. Wenigstens bis zu deinem dritten Semester! Ich sage dir später einmal bei Gelegenheit, warum!“

Ihr Staunen verwandelte sich langsam in Angst — in eine zornige Beschämung. So leicht gab er sie auf? Ohne mit den Wimpern zu zucken? Es war nicht möglich.

Wenn das seine Rache war, dann traf sie. Tiefer konnte er sie nicht kränken. Aber es sah ihm gar nicht ähnlich. Es war viel zu kleinlich für ihn. Ihre Hoffnung lebte wieder auf.

„Ja — hast du denn nichts mehr dagegen, daß ich studiere?“ fragte sie mit unsicherer Stimme.

„Was soll ich denn machen?“ sagte John Henry melancholisch. „Gewiß war ich dagegen! Aber wenn man durchbrennt, überzeugt man mich. Das ist ein Zeichen, daß man auf dem rechten Weg ist. Der Zug der Natur. Ich bin meinem Vater auch durchgebrannt, wie er mich in ein Lehrerseminar stecken wollte. Du, Erna — ich und ein Schulmeister! — Mit sechzehn Jahren bin ich in Hamburg auf ein Schiff und hinüber. Es ist bei mir gut ausgegangen und wird auch bei dir gut ausgehen.“

„Siehst du, die meisten Menschen reden ja immer nur über die Dinge!“ setzte er hinzu, nachdem er vergeblich auf ihre Antwort gewartet. „Die wenigsten handeln. Du hast gehandelt. Also hast du recht! Im übrigen bist du ja auch majorenn. Niemand darf dich halten!“

Erna nahm ihre ganze Kraft zusammen, um gleichmütig zu erscheinen. „Mich wundert nur eines . . . daß du das alles so leicht nimmst!“

„Tragisch nehme ich euer Frauenstudium allerdings nicht, liebe Erna. Es amüsiert mich eher!“

„Das meine ich auch nicht . . . sondern . . . das, was zwischen uns war!“

Nun war die Reihe, auf das tiefste erstaunt auszufahren, an John Henry van Lennep. „War? . . . siehst du, Erna . . . da kommen wir auf den großen logischen Fehler, den du in deinem Brief gemacht hast! Antworte mir: Ist im allgemeinen eine ver-

heiratete Frau nicht geistig reifer und freier, also zum Studieren geeigneter als ein Mädchen?"

„Gewiß!" sagte Erna zögernd.

„Nun — und du unterscheidest in deinem Briefe immer zwei Dinge: Entweder heiraten oder studieren! Nein — man heiratet und studiert dabei, wenn man es durchaus nicht lassen kann! Hier in Heidelberg, ganz nach deinem Wunsch. Wir verlegen unsern Wohnsitz hierher. Mir ist's schließlich gleich, ob ich bei meinen vielen Reisen ein paar Stunden mehr oder weniger im Eisenbahncoupé sitze . . ."

„Und als deine Frau sollte ich zugleich studieren?"

„Ich werde dich gewiß nicht einsperren!" sagte van Dennep kaltblütig. „Im Gegenteil — ich werde dir eine schöne lederne Aktenmappe kaufen, damit du recht wie ein Student aussiehst! Jeder wird nach seiner Façon selig. Ich respektiere jede Eigenart. Dazu bin ich selbst eine viel zu ausgeprägte Persönlichkeit!"

„Nun eben!" Sie blieb stehen und schaute ihm voll ins Gesicht. „Mit dir zusammen leben und dabei sich deinem Einfluß entziehen — das kann niemand. Wer nur drei Tage in deiner Gesellschaft war, spricht wie du und ist dir ähnlich. Du färbst auf alle Menschen ab. Und nun gar Mann und Frau! Glaub mir: Es ist mir bitter schwer geworden, von dir wegzugehen. Aber ich hab' ganz deutlich gefühlt: Ich muß es! Frei werden heißt für mich in erster Linie frei von dir werden, der mich nicht versteht und nicht verstehen will. Und trotzdem — ich mache

dir gar kein Fehl daraus — übst du auf mich eine Macht, wie kein anderer Mann. Wenn ich bei dir wäre, müßte ich dir gehorchen. Das steckt uns armen Frauenzimmern nun einmal im Blut. Da wär' es bald mit dem Studium vorbei! Bei deinem täglichen Spott und Hohn darüber!"

"Das wäre doch nur ein Zeichen . . ." sagte John Henry mit unerschütterlicher Seelenruhe, ". . . ein Zeichen, Erna, daß dein Glück nicht irgendwo da draußen in der Welt, sondern wie bei jeder vernünftigen Frau am eigenen Herd und an der Seite eines Mannes liegt, der sie aufrichtig lieb hat wie ich dich. Wir müssen eben beiderseits unser Glück versuchen. Ich habe mir früher unter meiner künftigen Frau auch nicht gerade einen Heidelberger Studenten vorgestellt — das kannst du mir glauben!"

"Und wenn ich dann schwächer bin? Ich bin doch natürlich schwächer als du. Wenn ich einfach deine Puppe werde — dein Spielzeug? . . ."

"Meine Frau wirst du!" sagte er langsam, in einem eigentümlich tiefen, weichen Ton, wie sie ihn kaum noch von ihm gehört. Der Ton kam aus seinem Herzen. Sie zitterte. Die Angst erfaßte sie. Nur jetzt stark sein! Jetzt war die Entscheidung da.

"Ich hab' dich doch lieb!" murmelte er und köpfte wieder mit gesenktem Blick die Blütenranken an der Wegmauer. "Wirklich lieb . . . ich kann's ja nicht so recht sagen . . . überhaupt . . . man kommt sich ja beinahe dumm vor als ein erwachsener Mensch, wenn man solche Worte in den Mund nimmt . . . aber 's

ist nun einmal so. Ich hab' zwei Frauen in meinem Leben lieb gehabt . . . zuerst meine Mutter . . . von der hab' ich seiner Zeit keinen Abschied nehmen können, wie ich aus dem Elternhaus ausgekniffen bin, sondern hab' nur in aller Morgenfrühe — es war noch kaum Tag — vor dem Haus gestanden und zu den verschlossenen Fensterläden hinaufgeschaut. Ich hab' sie nicht wieder gesehen. Das ist alles schon so lange her. Und die zweite warst du, wie ich wieder in die Heimat zurückkam; dazwischen war nichts. Wenigstens nichts, was der Rede wert wäre. Ich hatte zu hart zu arbeiten in der Zeit. Ich wollte dir das alles doch noch einmal sagen . . . vielleicht überlegst du es dir dann doch . . . leicht wird's mir wahrhaftig nicht . . . nach deinem Brief . . ."

Er wendete die unruhig flackernden Augen von ihr, als schäme er sich wirklich seiner Weichheit und ärgere sich über sich selbst, daß er da an Dinge rühre, die ein Mann — ein Mann in seinem Sinne — nie offenbaren sollte, und wartete dann auf ihre Antwort.

Aber Erna schwieg noch immer. Sie gingen langsam die Straße dahin, mit gleichmütigen Gesichtern, äußerlich ganz ruhig, wie andre Spaziergänger, die sich vom Wetter und ihrem Sonntagnachmittagsausflug unterhalten.

„Ich bin überzeugt,“ sagte er plötzlich sehr entschieden und wechselte den Ton. „Ich weiß es mit absoluter Genauigkeit, daß ich dir auch nicht gleichgültig bin. Du gibst es ja auch selbst zu. Also zu

was soll denn die Versteckenspielerei? Ich bitte dich herzlich, Erna . . . sei doch so gut und werde meine Frau und schlage dir deine Studien aus dem Kopf. Dafür machst du einen Mann wie mich wirklich glücklich und das ist doch auch schon etwas!"

Dies letzte Wort gab Erna ihre Sicherheit wieder. Sie sah ihn ganz unbefangen an. „Ich soll dich glücklich machen! Sage: hat eine Frau nach deiner Meinung nicht auch eine Pflicht gegen sich selbst, ein Recht auf sich selbst, selber glücklich zu sein?"

„Das kommt beides auf das Gleiche heraus!"

„Nein. Jetzt sei einmal ehrlich, John Henry . . . so ehrlich wie du nur vermagst — du kannst es ja sein, wenn du willst — und lege in Gedanken die Hand aufs Herz und antworte mir nach bestem Wissen und Gewissen: Wie ich da neben dir gehe, hältst du mich da im Grund deiner Seele für einen Menschen genau wie dich, dir ganz ebenbürtig, oder siehst du nicht vielmehr auf mich herab als auf ein schwächeres, halb in der Kindheit stecken gebliebenes, nicht ganz ernst zu nehmendes Wesen? Antworte mir darauf!"

Er wurde trozig. „Natürlich ist ein Unterschied zwischen einem Mädchen und einem Mann!"

„Und ein Mädchen — oder sagen wir überhaupt ein Weib — ist also gewissermaßen für dich ein Mensch aus zweiter Hand? Sei schonungslos offen: Liegt nicht in deiner Liebe zu mir eine ganz unmerkliche, ganz zarte Verachtung? Hast du nicht immer ein Lächeln der Schonung, des Mitleids für mich? Stehe ich nicht, wenn du mich mit den Augen deiner

Liebe anschaut, irgendwo über dir als ein mystisches Wesen in den Wolken und wenn du mich ruhig als Weib betrachtest, tief unter dir — statt auf dem einzig richtigen Platze — neben dir? Als dein Freund an deiner Seite?"

Sein Gesicht verzog sich mißmutig. „Was sollen die Fragen? Darüber habe ich noch nie nachgedacht!"

„Eben!" sagte Erna. „Über alles in der Welt hast du nachgedacht — bloß darüber nicht, ob eine Frau — *deine* Frau — das Recht hat, ein Mensch zu sein wie ihr. Ich aber habe darüber nachgedacht und mich entschlossen, um jeden Preis ein selbständiger Mensch zu werden, zu studieren! Und nun sei noch einmal ehrlich: Nimmst du mein Studium jetzt ernst oder nicht?"

„Nein!" Seine Stimme klang schroff. „Wenn du es wissen willst — nein! Es ist eine Spielerei. Es entspringt aus Weltunkennntnis. Du kennst das Leben nicht. Ich kenne es. Ich weiß, daß der Kampf ums Dasein furchtbar ist. Furchtbar zwischen den Männern. Ihr Frauen werdet geschont. Ihr seid unsre Erholung. Der Feierabend im Leben. So sehe ich dich an, Erna. Aber wehe euch, wenn ihr euch einmal ernstlich in unsern Streit mischen und uns unser Brot wegnehmen wolltet. Ihr ahnt nicht, wie brutal der Mann sein kann. Und dann gegen euch! Schonungslos! Denn ihr seid die Schwächeren — trotz alledem! Weißt du, was das Ende sein würde, wenn ihr uns zum Kampfe herausfordert und es uns unmöglich machen wollt, so wie bisher zu leben?"

Ihr würdet nicht nur nicht vorwärts kommen, nein — ihr würdet wieder zu Sklavinnen heruntergedrückt wie in wilden Zeiten und wir Männer würden ganz verrohen. Darum will ich eine Frau, die sich nicht um all den Streit und Lärm in der Welt draußen kümmert, zu der ich — sozusagen flüchten kann, um auszuruhen . . . So — nun weißt du's, Erna!"

Sie nickte ihm zu. „Ich danke dir. Das war ehrlich gesprochen. Aber nun siehst du selbst ein: Als deine Frau studieren — das geht nicht! Ich kann deine Frau nicht sein, weil du mich nicht achtest, mit dem Herzen vielleicht, aber nicht mit dem Kopf. Und deine Liebe zu mir, John Henry, ist nichts als ein freundlicher Egoismus. Ich soll nur um deinetwillen da sein und mich geistig schmücken und leiblich putzen, damit ich meinem Herrn gefalle, wenn er des Abends von der Arbeit kommt. Siehst du — dagegen empört sich nun wieder mein eigener, ganz gesunder und berechtigter Egoismus! Dazu bin ich viel zu gut! Dazu bin ich viel zu viel! Mehr als du ahnst! Ich verlange, daß der Mann mich kennt, dem ich alles gebe — und du kennst mich nicht!"

Sein Gesicht hatte sich verdüstert. Er sah jetzt, wo die Spannung aus den Zügen schwand und die lebhaften Augen sich halb schlossen, plötzlich um Jahre gealtert aus. „Kennst du mich denn?" fragte er. „Nein, denn dazu müßtest du das Leben kennen, und das ist anders, als es sich junge Damen aus gutem Hause vorstellen. Ich hab' gesiegt im Leben. Aber jeder Sieg will bezahlt sein. Für jeden gibt man

ein Stück von sich selbst hin — ein Stück von seiner Jugend, von seiner Gesundheit, von seinen Hoffnungen, von seinen Freunden — alles geht dahin zum Teufel und es wird einsamer und einsamer um einen, wie wenn man einen hohen Berg hinaufsteigt, wo einem schließlich keine Menschenseele mehr begegnet — und man schuftet immer weiter — schließlich schon rein aus Gewohnheit — und fragt sich endlich, wofür? Immer für sich zu sorgen, ist zu langweilig. Man möchte etwas besitzen — etwas Gutes und Schönes — und es hegen und pflegen. Aber es muß einem geschenkt werden. Erzwingen möchte ich es mir nicht . . .“

Sie sah rasch auf. „. . . daß ich deine Frau werde?“

Er nickte.

„Das würde dir auch schwer werden!“

„Wer weiß!“ sagte er langsam. „Aber es würde dir einen Stich ins Herz geben. Dazu hab' ich dich viel zu lieb. Also sei unbesorgt! Komm — wir wollen uns auf die Bank da setzen und uns die Sonntagnachmittag-Menschen ansehen. Das ist ein sanftes und stilles Vergnügen für zwei melancholische Leute, wie wir beide heute sind.“

Erna war etwas unruhig, während sie neben ihm Platz nahm. „Das ist das neueste, daß ein That-sachenmensch wie du in Rätseln spricht. Was heißt denn das: du könntest mich zwingen?“

„Das heißt gar nichts! Das war ein Scherz!“

„Solche Scherze macht man doch nicht!“

„Nein — es thut mir auch leid, daß ich's gesagt hab'.“

Ihr Mißtrauen war noch immer rege. Sie überlegte. „Nein!“ sagte sie nach einer Weile, den Kopf hebend, und atmete auf. „Ich hab' noch einmal nachgedacht. Es gibt kein Mittel, womit du mich zwingen kannst. Sage selbst: Ich bin unabhängig . . .“

„Außerst!“

„Und gesund.“

„Gott sei Dank!“

„Und ganz klug . . .“

„. . . ja . . . ziemlich . . .“

„. . . und reich dazu . . .“

„. . . ja . . .“ sagte er lächelnd und drehte spielend ihren winzigen feuerroten Sonnenschirm zwischen den Händen. „Reich bist du sehr, Erna . . .“

„Nun also . . .“ Die junge Studentin blickte ihm gelassen ins Gesicht. „Wie kannst du dann nur behaupten, daß du mit mir umspringen könntest, wie mit einer Odaliske, die man gewaltsam in den Harem schleppt? Zu thöricht! Was denkst du dir denn nur bei derlei?“

Er lachte. „Gar nichts. Ich wollte damit nur sagen: Das Weib soll . . .“

„Das Weib soll gar nichts heutzutage! Das Weib will!“

Darauf erwiderte er nichts.

„Das Weib will!“ wiederholte sie kampflustig nach einer Pause. „Verstehst du wohl, John Henry?“

„Schön!“ Er lehnte sich zurück. „Das Weib

will! Oder vielmehr: Es will nicht! Also lassen wir's dabei. Vorläufig wenigstens!"

Beide verstummten und sahen vor sich hin. Um sie war das fröhliche Treiben eines Sonntagnachmittags im Neckarthal. Menschenwimmelnde Rachen und schnelle Ruderboote auf dem Fluß, helle Kleider und Schirme hoch an den Halben der Berge, Droschken und Spaziergänger auf der Chaussee, Bürger mit Weib, Kindern und Familienhund, Studenten mit großen Doggen, Engländer, Radfahrer in Menge, in der Ferne mit wehender Fahne und Musik ein von dem Ausflug heimkehrender Verein, Gefiedel und Trompeten aus den Tanzböden, dazwischen Gesang von Mädchenstimmen aus dem Walde und, vom Strom her, der Chorus eines Rodensteiner Liedes aus einem mit buntmützigen Studenten besetzten Rachen, hinter dem zwei schwimmende Bullenbeißer ihre Köpfe wie treibende Kegelfugeln aus dem Wasser hoben — und über allem der blaue Himmel, der knospende Wald und die jetzt, bei Sonnenuntergang ihren rötlichen Glanz verdoppelnde, wie durch eine eigene innere Wärme leuchtende, in ihrem toten Gestein beseeelte Schloßruine.

John Henry van Lennep unterdrückte ein Gähnen. „Langweilig ist's bei euch hier innen in Deutschland! Ich glaube — ich finde mich nie wieder herein! Wenn man erst einmal die Luft da draußen geatmet hat . . . unter den vielen fremden Zonen und Menschen — wenn ich jetzt die Augen zumache, träume ich, ich wäre wieder in Shanghai und es wirtte und

furrte wieder um mich herum von all den gelben Chinesen. Die tragen auch lange Zöpfe und sind gerade solche Philister wie ihr Frauenzimmer, und verachten auch alles, was sie nicht kennen — genau wie eine junge Dame, die jetzt neben mir sitzt. Mir ist's unwohl hier zwischen den Bergen. Ich brauche freien Blick — Wasser — Wind — einen ordentlichen Steamer unter mir oder meinetwegen einen tüchtigen Expresszug. Aber euch hier werden ja die Augen feucht, wenn ihr nur eine alte gelbe Postkutsche im Museum seht und ihr denkt dabei an eure selige Urgroßtante, die noch damit nach Treuenbrieken gefahren ist, und seufzt: „Ja, das waren Zeiten . . .“

„Ich finde es hier sehr hübsch!“ sagte Erna trozig.

„Ich nicht! Das ist, wie wenn ich eine Nummer der ‚Fliegenden Blätter‘ aufschlage: zerstreute Gelehrte, bekneipte Studenten, Sonntagsjäger und Sonntagstreiter, kluge Budel, Bierphilister, und keifende Ehehälften — Kinder — das sind ja alles Gespenster am hellen Tag! Das war einmal! Das ist nicht mehr wahr! Steigt in den Zug und fahrt zum nächsten Hafen — da werdet ihr euch wundern. Oder fahrt nur den Niederrhein herunter, wo wir zu Hause sind, Erna, und seht, wie nachts der ganze Himmel feurig ist von den Flammen der Hochöfen und bei Tag die Wälder von Schornsteinen qualmen — übrigens, ich fahre morgen abend weiter, Erna . . .“

„Wohin denn?“

„Eine kleine Rundreise!“ sagte van Lennep gemüthlich. „Du weißt doch, wir haben vor zwei Jahren

den großen Truſt gebildet, in dem ich einer der Direktoren bin, und was ſich unſerm Ring nicht fügt, das murſſen wir in aller Stille ab. Mit dieſer freundlichen Abſicht reiſe ich jezt zu den lezten drei Fabriken, die unſerm Weltbund noch Widerſtand leiſten. Gehorchen oder Umgebrachtwerden — eine andre Wahl haben ſie nicht. Wir haben ſie jezt in der Taſche. Aber glaube mir: beliebt macht man ſich dadurch bei den Leuten nicht!“

„Auf ähnliche Weiſe biſt du ja wohl auch ſeiner Zeit zu Papa gekommen?“

„Ja,“ verſetzte John Henry raſch und etwas zerſtreut. „Nun — dein Vater war ja ein verſtändiger alter Herr. Da gab's nicht viel Schwierigkeiten.“

„Aber ihr habt euch doch wochenlang geſtritten — manchmal die ganzen Nächte durch — und Papa war jedesmal ganz gelb im Geſicht und ganz erſchöpft, wenn du weggingſt. Ich erinnere mich wohl!“

„Mag ſein!“ ſagte er leichthin. „Dein Papa war etwas eigenſinnig. Ein Mann der alten Schule. Schließlich ſah er ja ein, daß ich recht hatte. Ich habe immer recht. Das iſt eine meiner komiſchſten Eigenſchaften. Ubrigens bin ich dir einen Sonnenschutz ſchuldig. Den da hab' ich eben beim Spielen zerbrochen!“

Sie nahm ihm kopfſchüttelnd das zierliche, in der Mitte zerknickte Gebilde aus den Händen. „Wie haſt du denn das wieder fertig gebracht?“

Er lächelte eigentümlich. „Das iſt mein Haus-

mittel gegen die Nervosität. Da zerbreche ich in aller Stille irgend etwas, um ruhig zu bleiben!"

Erna schaute ihn unsicher an. „Du bist so sonderbar heute. Es will mir nicht aus dem Kopf, was du vorhin sagtest, du hättest ein Mittel, mich zu zwingen . . .“

„. . . meine Frau zu werden?“ Er stand auf. „Du wirst meine Frau, Erna, so sicher wie da hinten die Sonne untergeht. Aber ohne Zwang. Hoffentlich wenigstens. Das steht bei dir allein. Und nun wollen wir nach der Stadt zurück. Es wird dunkel.“

Die Sonne war gesunken. Aber immer noch standen die Steinmassen des Schlosses oben am Berge in einem rosigen Glanze, als hätten die toten Quadern den langen Frühlingstag hindurch alles Licht und alle Wärme eingesogen und ließen sie jetzt wieder aus ihren ephuumrankten Poren als ein geheimnisvolles, schwermütiges Abendglühen in Thal und Fluß, in Nacht und Niederung abwärts strömen. In der Stadt, deren Türme sich schlankgiebelig von dem Dämmergrauen der Rheinebene abhoben, klangen die Abendglocken und vom Neckar her, aus schon beinahe unsichtbaren Booten und Rachen, immer noch helle Mädchenstimmen und ein ferner Männerchor.

„Entsetzlich!“ sagte John Henry van Kenep verdrießlich. „Ich hab's gezählt: Siebenmal haben sie in der Stunde, seit wir hier gehen und sitzen, gefragt, wer eigentlich ‚den schönen Wald so hoch da oben‘ aufgebaut habe, statt sich direkt an die Forst-

verwaltung zu wenden, und mehr als ein duzendmal haben sie ‚Alt-Heidelberg, du Feine‘ gesungen. Mir wird schon ganz weh und angst vor Sentimentalität. Hier fühlt man sich wieder zum guten sanften Michel aus der Biedermaierzeit werden, dem jeder flugs im Ausland ins Gesicht lachte. Mein Geschmack ist das nicht . . .“

Erna nickte. „Du bist eigentlich ein furchtbar armer Mensch, mein lieber John Henry, trotz all deiner Schlaueit und deines kaufmännischen Ruhmes. Zum Beispiel: daß hier neben uns, so weit man in der Dämmerung sehen kann, alles weiß ist und duftet und wie überschneit ist von blühenden Bäumen und der Mond dort oben hinter den Bergen vorkommt und seinen Schimmer drüber gießt, wie in einem Märchenland und im Fluß alles voll ist von silbernen und goldenen Lichtern, wenn er sich in den Wellen spiegelt, und das Schloß oben mit einem Schlag all seine fröhliche Lebensfarbe verloren hat und ganz geisterhaft in dem bläulichen Schein dasteht — stumm und feierlich und wehmütig, daß einem das Herz aufgeht — das alles siehst du ja nicht. Ja — wenn es der Kurszettel wäre!“

„Ja. Ich bin ein Esel!“ sagte John Henry schlicht. „Man hält mich auch allgemein dafür.“

Sie lächelte leise. „Weißt du . . . schließlich kann man so klug werden, daß man wieder dumm wird. Ich bin natürlich nur ein Mädchen — ein Wesen zweiten Ranges — mit dir nicht in einem Atem zu nennen — aber mein Leben genieße ich jetzt . . . so

recht aus voller Brust. Herrgott . . . war der Tag heute schön. Die Frühlingsluft . . . die Berge und der Fluß . . . und um einen gute, heitere Menschen — nicht solche spöttische, blasierte Weltumsegler wie du — sondern Menschen, die sich noch so unbefangen und herzlich an etwas freuen können, daß man sich ganz von selbst mit ihnen freut — und in einem . . . ja . . . so das Rätselhafte . . . das Gefühl, daß man jung ist, und gesund und wohlgestaltet und die Welt offen vor einem daliegt. Ich hätte heute immer nur die Arme ausstrecken mögen und laut aufjodeln, wenn sich das für eine studierende Frau geschickt hätte. So selig war ich! Wie ein Vogel, der glücklich aus dem Käfig entwischt ist! Und sich nicht wieder fangen läßt . . . weißt du . . .“

Ihr Begleiter suchte mit finsterem Gesicht in seiner Tasche nach einem Bleistift, zerbrach ihn wie unabsichtlich zwischen den Fingern und warf ihn in den Fluß, ohne daß seine Züge sich veränderten. Erna kannte das nun schon. „Warum bist du nur so furchtbar nervös?“ fragte sie in leichtem Vorwurf. „Wir können uns doch alles in aller Ruhe sagen.“

„Ich kann dir vieles nicht sagen. Darum bin ich nervös!“

Wieder huschte ein Schatten von Angst über Ernas hübsches Antlitz. „Willst du es mir wirklich nicht sagen?“

„Nein.“

„Niemals?“

„Nur, wenn ich muß!“

„Und wer kann dich dazu zwingen?“

„Du allein, Erna!“

Sie erschrak. „Auf welche Weise denn?“

„Ich werde mich hüten, dir das zu verraten!“ sagte er trocken. Er war wieder ganz ruhig geworden. „Genieße du nur hier dein Leben, wie du's verstehst. Tanze nur wie die Mücke im Sonnenschein. In deinem Alter hat man ein Recht auf Glück. Ich will also in Gottes Namen ruhig warten.“

Sie sah ihn belustigt und doch mit einem beinahe zärtlichen Ausdruck an. „Ach du armer alter Mann! Du Greis von fünfunddreißig Jahren! Geh — John Henry . . . laß uns doch Freunde sein, statt daß du immer noch auf mich warten willst und dich und mich damit quälst. Schau! das, was du in mir siehst und von mir erwartest — das kann ich dir nicht sein: eine korrekte, fühle Dame, die dein Haus in englischem Geschmack repräsentiert, oder gar so eine Schmeichelfaze in der Schummerstunde, wenn du müde vom Kontor kommst — ein großes Kind, das man mit Hüten und Badereisen glücklich macht. Nein, John Henry . . . nein! nein! nein! Du hast auf mich einen Eindruck gemacht wie nie ein Mann. Ich bin gegen dich offen, wie ich nie gegen einen Mann war. Aber meine ultima ratio heißt eben: Nein. Ich muß studieren!“

Er blieb stehen, in einem unterdrückten, unruhig in seinen Augen flackernden Grimm. „Studieren! Ich möchte nur wissen, wer euch Weibern diese Tollheiten in den Kopf gesetzt hat. Von selber könnt ihr doch

nicht darauf gekommen sein! Prügeln sollt' man die Kerle. Ich möchte einmal solch einem Frauenrechtler hier um Mitternacht, wenn man ungestört ist, begegnen und ihn fragen, wie er es eigentlich verantworten kann, einem Mann wie mir seine Braut wegzulocken und zu einem unnützen Blauschtrumpf zu machen. Und wenn der Tropf dann keine vernünftige Antwort weiß . . ."

„Du wirst keine Gelegenheit haben, solch einen Missethäter niederzuschlagen," sagte Erna gleichmütig. „Denn er existiert nicht. Das kommt aus uns selbst! Es ist einfach der Zug der Zeit. Wie vor Jahrtausenden die alten Germanen plötzlich aus ihrer Bärenhäuterei aufgewacht sind, sich die Augen gerieben und den Weg nach Italien eingeschlagen haben, so ist jetzt die Völkerwanderung unter uns Frauen im Gange und wir wandern in euer Reich! Ich mit! Ich fühle den Beruf in mir, Häuptling zu sein — Vorkämpferin — eine der ersten auf der Mauer, schon weil ich vor den meisten andern das Glück habe, Reichthum und damit Unabhängigkeit zu besitzen."

Ihr Gefährte zog langsam eine kurze englische Stummelpfeife aus der Tasche, stopfte sie und zündete sie umständlich an — alles, wie sie wohl wußte, nur um Zeit zu irgend einem Entschluß zu gewinnen, der in ihm gärte.

„Also . . . dein letztes Wort: du bleibst hier und studierst hier?" fragte er gedämpft zwischen den Zähnen.

„Mein letztes Wort! Ich schwöre es dir. So
SITAS, Alt-Heidelberg, du Feine. 14

sicher wie hier der Neckar fließt und dort drüben der Mond steht und wir beide nebeneinander gehen — ich studiere hier meine sechs Semester und mache hier mein Doktorexamen in der philosophischen Fakultät. Und Gott helfe mir dazu! Amen!“

Jetzt — schien es — hatte er seinen Entschluß gewonnen. Es war, als sei eine Last von ihm gefallen, eine immer noch innerlich lockende Versuchung überwunden. Er stieß eine dicke Rauchwolke in die Luft und sah ihr mit leeren Augen nach. „Also reden wir nicht weiter davon. Komm! Und morgen reise ich ab. Und bis auf weiteres sehen wir uns also dann nicht.“

Erna seufzte leicht und blickte zu Boden. Ein sehr schlechtes Gewissen empfand sie doch gegen ihn, so thöricht ihr das auch erschien. Oder nein — er that ihr leid. Sie hatte ihn wirklich lieb. Herzlich lieb. Sonst hätte er ihr die ganze Zeit nicht so wehthun können mit seiner kühlen Ironie gegen das, was doch das Beste und Höchste in ihrem Wesen war. Und dann . . . trotz allem und allem doch eine Art ewiges Eva-Bewußtsein — die tief innerliche geschmeichelte Genugthuung des Sieges über den Mann, der ihrer, des angeblich so schwachen und unbedeutenden Mädchens, im Leben nicht entraten konnte und stumm und trübe neben ihr schritt.

Er that ihr wirklich in tiefster Seele leid und das verwandelte sich nach außen hin in Trost.

„Und außer dem Doktorexamen,“ hub sie an, „werde ich noch, wie ich dir schrieb, Chemie studieren.“

Wegen der Fabrik. Ich will selbst nach dem Rechten sehen können!"

Er erwiderte nichts.

„Und dann," fuhr sie fort, „wird euer Ring da, eure Vereinigung von Massenmördern, mich nicht so leicht besiegen wie die drei armen Fabrikanten, bei denen du morgen mit deiner seidenen Schnur erscheinst. Ich wehre mich meiner Haut! Passe nur auf!"

John Henry warf im Gehen einen langen, unergründlichen Blick zum Himmel hinauf. „Erna . . . rede von allem, was du willst — aber nicht von deiner Fabrik!"

„Warum nicht? Ich bin mündig!"

„Das ist ja eben der Unsinn, daß man kleine Mädchen überhaupt mündig werden läßt!"

Der Ausdruck „kleines Mädchen" empörte sie. „Wenn du so bist," sagte sie scharf, „gut — dann reden wir über diesen Punkt geschäftlich miteinander. Ich muß es thun, ehe du abreist. Ich muß dich bitten, mir einmal Klarheit darüber zu geben, wie hoch eigentlich mein ganzes Vermögen alles in allem ist, damit ich darüber disponieren kann."

„Warum denn? Sage mir, wie viel du haben willst, und ich schicke es dir wie bisher!"

„Aber das genügt mir nicht. Ich will nicht nur mit dem Geldbriefträger verkehren, sondern mit dem Gelde selbst! Ich will es verwenden!"

„Es steckt doch fest in der Fabrik!" sagte er ungeduldig, mit einer Handbewegung, als wolle er das Gespräch abschneiden.

Aber Erna blieb beharrlich. „Es müssen doch noch Überschüsse da sein. Ich bin doch sehr reich! Diese Überschüsse will ich nicht auch noch eurem Truht in den Rachen werfen!“

„Ach — davon verstehst du ja nichts, Erna! Ich bitte dich jetzt so ernstlich wie ein Mann nur bitten kann, lasse das Thema fallen.“

„Ich denke nicht daran. Du hast mich in deinem Dünkel ein kleines Mädchen genannt — gut — jetzt fasse ich die Sache als Mädchen auf und sage mir: Als schlichte Studentin in Heidelberg brauche ich sehr wenig Geld. All die blödsinnigen Ausgaben für Putz, Toiletten, Badereisen, Equipage, Dienerschaft fallen bei einer ernsthaften neuen Frau wie mir fort. Den Überschuß bin ich meinen Mitschwestern schuldig — den andern arbeitenden Frauen. Ich teile ihn in zwei Hälften. Die eine kriegen die Handarbeiterinnen der unteren Stände, die ihren leiblichen Hunger stillen müssen. Damit will ich das Los der Frauen und Mädchen in meiner Fabrik verbessern — etwa eine Kasse stiften — für Aussteuer oder daß sie, wenn sie kränklich sind, sich doch einmal ein paar Wochen in frischer Luft erholen können. Diese Kasse will ich selbst beaufsichtigen. Es ist ja eine Schande: ich habe mich heute wieder den ganzen Tag in Gottes freier Natur amüsiert, und drüben am Rhein, in dem ruhigen Hinterhof, sitzen die langen, langen Reihen von blassen Köpfen über den Tisch gebeugt und arbeiten für mich . . . Und die andre Hälfte gehört den Frauen, die der geistige Hunger treibt —

den Studentinnen. Ich will mit meinen Kameraden redlich teilen — unter so viele, daß es gerade noch für mich langt — unter Meta Wiggers und die kleine Zahnärztin und wer sonst. Die beiden armen Würmer haben ja kaum das trockene Brot und sind so ehrliche, tapfere Menschen. Andre Mädchen auch. Sie brauchen alle gar nicht zu wissen, von wo es kommt. Es wird ihnen durch die Post zugeschickt und damit gut. Dann sind sie zufrieden, und ich bin es erst recht."

Sie hatte sich in Eifer geredet. Ihre Augen glänzten. Ein feiner rosiger Hauch bedeckte ihre Wangen. Van Denep schaute sie von der Seite an. Er hatte sie noch nie so hübsch gesehen wie in dieser Sekunde, mit der Kampflust und dem männlichen Ernst auf den zartgeformten Zügen.

"Ich kann dir jetzt keine Auskunft geben!" sagte er nach einer Weile trocken. "Ich habe die Bücher und Belege nicht hier!"

"Ein Mensch mit deinem phänomenalen Gedächtnis! Ubrigens will ich doch keine Abrechnung auf Heller und Pfennig — nur einen allgemeinen Überblick!"

Er rang stumm mit sich. "Und außerdem habe ich keine Lust, es dir jetzt zu sagen!" erklärte er endlich kurz.

"Du sollst aber! Ich habe ein Recht, es zu verlangen!"

"Erna!" Seine Stimme klang schroff. "Verlange es nicht. Ich warne dich. Jetzt ist nicht die Zeit dazu!"

„Und wann ist die Zeit?“

„Wenn du einmal meine Frau geworden bist!“

Sie lachte zornig auf und wurde dabei doch blaß vor unbestimmter Angst. „Immer wieder das alte Spiel. Was hat denn meine Fabrik mit deiner Werbung zu thun?“

Er zuckte die Achseln, rauchte mit festgebissenen Lippen seine kurze Pfeife und schwieg.

Ihr Herz klopfte. Ihr graute fast vor einer unheimlichen, quälenden Neugier, die plötzlich alles in ihr überschattete. Sie fühlte mit einemmal: der neben ihr mußte wirklich etwas, was sie nicht wußte, trotzdem es sie anging, und gab sich alle Mühe, das Geheimnis zu bewahren und sich nicht von der ungestümen Nervosität seines Temperaments hinreißen zu lassen.

„Jetzt quäle mich nicht länger!“ sprach sie rauh. „Was ist es?“

Er blickte sie mit seinen unsteten lebhaften Augen an. Ein fast unmerklicher Spott kräuselte seine Lippen. „Zweifelst du etwa, daß ich dein Vermögen gut verwalte?“

„Wenn du mir durchaus keine Rechenschaft ablegen willst, muß ich das ja beinahe glauben!“

Raum war das unbedachte Wort heraus, so be-reute sie es. Das hatte sie eigentlich gar nicht sagen wollen. Sie wußte selbst nicht, wie es ihr in der Ubereilung entflohen, und faßte unwillkürlich nach John Henrys Hand, um ihn vor dem Ausbruch seines Unwillens zu besänftigen.

Aber zu ihrem Schrecken blieb er ganz ruhig. Das war bei ihm ein schlimmes Zeichen. Das bedeutete Kampfstimmung. Schonungslosigkeit. Sachliche Kühle. Die Nervenwallungen und Herzensregungen und sonstigen hinderlichen Kleinram unter Deck und alles klar zum Gefecht!

Das war sein wunder Punkt, wie bei ihr das „kleine Mädchen“. Den Stolz des kaufmännischen Gentlemans durfte man bei ihm nicht verletzen.

Nach seiner Gewohnheit eröffnete er den Kampf auf einer ganz unvermuteten Seite.

„Ich reise also morgen weg!“ sagte er beiläufig, „und besuche die drei Fabrikanten, die dir so leid thun! Ebenso bin ich ja, wie du vorhin sagtest, seiner Zeit zu deinem Vater gekommen. Das erste bei solchen Verhandlungen ist: Bücher her! Seid ihr lebensfähig oder nicht? Meistens lautet in solchen Fällen das Ergebnis: nicht! Es gibt unglaublich viel Kapitalisten, die es eigentlich gar nicht sind. Sie können nicht leben und nicht sterben. Der Betrieb hält sie oben, die Schulden ziehen sie herunter. Das ist ein entsetzliches Auf und Nieder zwischen den vier Kontorwänden über dem Hauptbuch, in das kein anderer Mensch sehen darf. Denn nach außen hin steht ja noch alles groß und glänzend da. Nun sind ja die Charaktere verschieden. Der eine ergibt sich in sein Los, der andre kämpft ehrlich und kleinlich dagegen — dann gibt es dritte — hochfliegende, in ihrer Art geniale Phantasten — Dichter unter den Kaufleuten hab' ich sie einmal genannt, wie wir von deinem

Vater sprachen —, die suchen in einem verzweifelden, hohen Spiel das Verlorene wieder zu gewinnen. Sie schließen die Augen gegen die Wirklichkeit, um nicht den fortschreitenden Verfall zu schauen, sie hoffen auf irgend einen ungeheuerlichen Glücksfall — und bleibt der aus — droht alles zusammenzustürzen — dann liebäugeln sie wohl gar schon mit dem Revolver, der neben dem Hauptbuch liegt!”

Er brach einen Augenblick ab. Die beiden schritten mit bleichen Gesichtern im Mondschein die menschenleere Straße entlang. Wohin — wußten sie selber kaum.

„Einen solchen Kaufmann habe ich damals unten am Rhein kennen gelernt!“ hub er wieder an. „Ihm war nicht mehr zu helfen. Vom Standpunkt unfres Trustes aus. Ich hätte ihm meiner Pflicht gemäß die seidene Schnur, wie du es vorhin nanntest, überreichen müssen. Ich habe ihm aber geholfen. Privatim. Und aus meinen eigenen Mitteln seine ganze Fabrik wieder lebensfähig gemacht. Außerlich änderte sich dabei gar nichts. Er blieb nach außen hin vor aller Welt statt mir der Besitzer. Auf m e i n e n Wunsch — ich werde dir gleich sagen, warum. Der Betrieb ging weiter und alles schien gut. Und nur eines war schlimm: dein Vater konnte den Schlag nicht verwinden! Er brach zusammen und ist gestorben, während ich in China war, und in Ehren gestorben und begraben worden. Ich hab' ihn vor dem Bankrott und . . . und Schlimmerem bewahrt.“

„Natürlich ist das alles um deinetwillen geschehen,“

fuhr er fort. „Ich war damals — zur Zeit der seidenen Schnur! — heftig in dich verliebt und warb heftig um dich und fing schon an, an allerhand Vorzeichen zu merken, daß ich im Vorwärtsschreiten war, — daß mein Sieg sozusagen in der Luft lag. Du wehrtest dich ja noch redlich, mit aller Energie, die die Natur dir verliehen hat — aber dein Troß wurde von Tag zu Tag bläßlicher — ich gewann Boden, Zoll um Zoll — es war nur noch eine Frage von wenigen Wochen.

„Da erfuhr ich, mitten in meinem Werben, wie es um deinen Vater stand! Er hatte sich lange gesträubt, mir die volle Wahrheit zu sagen. Eines Mitternachts fiel dann endlich sein entscheidendes Wort: ‚Ich bin bankrott!‘ und ich ging sehr nachdenklich von euch nach Hause.

„Solltest du meine Frau werden, so mußte ich meinem künftigen Schwiegervater helfen! Das war klar. Das betraf meinen eigenen geschäftlichen Ruf. Ein Bankerotteur in der nächsten Verwandtschaft — solch Skelett im Hause liebe ich nicht!

„Die Frage war nur: solltest du es erfahren?“

„Die Versuchung war ja groß! Gerne sahst du mich ohnedies schon. Nun erschien ich dir im Lichte des Wohlthäters und Retters vor Armut und allem andern Unglück — denn dein Vater stand wirklich vor einem andern, einem verzweifelten Schritt! — Ich werde dich einmal seine Briefe aus der Zeit lesen lassen! — und dann thaten bei einem vornehmen, stolzen Menschen wie dir Dankbarkeit und

Pflichtgefühl das übrige. Ja, ich hätte sogar einfach deinem Vater sagen können: 'Ich gebe Ihnen meinen Kredit und nehme dafür Ihre Tochter.' Und es wäre so gekommen!

„Ich hab' das aber nicht gesagt! Du glaubst, um dich zu schonen! Das auch! Denn ich hatte dich lieb und wollte dir nicht wehe thun. Aber im allgemeinen gehöre ich nicht zu den aufopferungsvollen Romantikern. Nein — in erster Linie hab' ich an mich selbst gedacht. Ich bin eine Kampfnatur! Ich raub' mir, was ich brauche! Dich brauchte ich fürs Leben und dich wollte ich erkämpfen — nicht im letzten Augenblick, wo der Sieg mir ohnedies schon nahe war, auf so klägliche Weise mit Dankbarkeit und Pflichtgefühl erkaufen. Das widersprach meinem Selbstbewußtsein. Du solltest mir nichts verdanken, sondern dich freiwillig und stolz mir unterordnen — ich habe alles gethan, um die Demütigung von dir fernzuhalten, und unverbrüchlich stillgeschwiegen. Bis nun diese Tollheit kam — deine Flucht nach Heidelberg! Deine glatte Absage an mich. Und sogar noch ein bißchen übermütiger Spott und Hohn dazwischen.

„Nun — ein Gemütsmensch bin ich gerade nicht! Aber doch, hoffe ich, ein Gentleman. Mein erster Gedanke war freilich: 'Halt! Du gehörst mir! So war das nicht gemeint!' Aber dann mußte ich mir selbst sagen: Sie weiß ja nichts davon — so wenig als irgend sonst ein Mensch, den es nicht angeht, und weiß also auch nicht, was sie thut. Und ich

beschloß, zu schweigen und zu versuchen, dich wieder zu gewinnen, und, wenn es nicht gelingen sollte, schweigend wieder abzureisen und eine bessere Zeit abzuwarten. Du selbst hast mich zum Reden gezwungen. Denn daß man an meiner kaufmännischen Ehre zweifelt, das ertrag' ich nicht. Du hast die Wahrheit wissen wollen. Da hast du sie!"

Sie waren, ohne es zu merken, vor Ernas Hause angelangt. Da standen sie still.

Er klopfte mit dem Spazierstock auf den Boden und sah nicht auf. „Du hast vorhin die Arbeiterinnen in der Fabrik bedauert, weil sie so arm seien! Liebe Erna — du bist ebenso arm. Außer deinem Koffer da drinnen, und dem bißchen Schmuck und Geld, das du bei dir hast, besitzt du nichts auf der weiten Welt — sondern bist mir sogar noch vieles schuldig, ich meine nicht die Rente, die ich dir pünktlich alle Monate als Erträgnis meiner Fabrik ausgezahlt habe, sondern die Ehre und den guten Ruf deines Vaters. Du stehst ganz verlassen und schutzlos in der Welt, und dein einziger wirklicher Freund in der Welt bin ich. Ohne mich gerätst du ins Unglück. Und nun sei tapfer und überlege dir den Fall. Morgen sprechen wir mehr darüber. Gute Nacht, Erna!"



VIII.

Otto Hellmuth saß mit den beiden andern Füchsen, die Zeugen seines Auftritts mit dem Luxemburger gewesen, in seiner Bude, einem jener Studentengelasse, die seit undenklichen Semestern sich innerhalb des Corps von einem zum andern vererbten und schon ganze Generationen von Farbenträgern hatten kommen und gehen sehen, und wartete auf den Bescheid des ersten Chargierten.

Dieser grimme Dreibändermann, auf dessen breiter Brust die bunten Streifen dreier Corps von drei verschiedenen Hochschulen friedlich nebeneinander prangten, war vorläufig sein Ideal im Leben. Er imponierte ihm mehr als irgend ein anderer Mensch auf der Welt, mehr als sein eigener Vater. Voll einer leise mit Grauen gemischten Ehrfurcht sah er zu dem narbenreichen, verwetterten alten Kämpen empor, der, gleich einem finsternen Häuptling aus den Indianergeschichten seiner Knabenzeit, die Schicksale des Cherusterstammes leitete.

Hinter seinem Namen prunkten in langer Reihe die einfachen, doppelten und dreifachen Kreuze, die an seine Chargiertenwürden innerhalb der verschiedenen

Corps erinnerten. Darüber standen die Zirkel dieser Waffenbrüderschaften, mit Ausrufungszeichen geschmückt und zu geheimnisvollen, dem Uneingeweihten räthselhaften Runen verschlungen, wie auf der Wetterseite seines vom Schläger zerfetzten Gesichts, der linken Wange, die verharzten Spuren der Schmisze sich durcheinander wanden und an einzelnen Stellen zu einem beinharten Geflecht verknöcherten, das die scharfe Klinge des Gegners und die krumme Nadel des fließenden Baukarztes kaum mehr zu durchdringen vermochten.

Ein Teil des rechten Ohres fehlte ihm, auch die Nase wies starke Beschädigungen auf und der linke Mundwinkel war infolge eines sehr schlecht geheilten Durchziehers nach oben gewachsen, so daß es aussah, als lache er fortwährend düster vor sich hin. Und das waren nur die Spuren der einfachen Schlägermensuren auf Korb und Glocke, deren er bis jetzt zwei- undfünfzig zählte. Aber Otto Hellmuth von Arras, sein Leibfuchs, war oft dabei gewesen, wenn der grimme und vom Kater grämliche Krieger sich des Morgens wusch. Dann leuchteten nicht nur unter dem kurzgeschnittenen Haar die langen, parallelen Streifen der gewöhnlichen Terzen und Primen — nein, quer über die mächtig gewölbte Brust zogen sich dann in fingerdicken dunkelroten Narbensträngen und als tiefe, harte Rinnen im muskulösen rechten Arm die Male der Säbelmensuren ohne Binden und Bandagen.

Deren hatte er ein rundes Duzend auf verschiedenen Hochschulen bestanden. Knochensplitter in der

Schädeldecke und die von einem flachen Siebe etwas in die Breite geschlagene Pupille des linken Auges erzählten davon.

Außerdem hatte der streitbare Recke in verschwiegener Morgenfrühe mehrere Pistolenmensuren ausgefochten und dabei — das war das Staunen und Grauen der Füchse — einmal seinen Widersacher durch einen Schuß mitten in die Stirne getötet. Er sprach nie davon. Aber die Erinnerung an diesen, auf einer andern Hochschule ausgefochtenen Zweikampf lebte nach den Berichten der Augenzeugen fort. Die Füchse wußten ganz genau, daß der andre im Feuer die Hände hochgehoben, sich um sich selbst gedreht und dann lang und still mit dem Gesicht auf den Rasen gebettet hatte.

Damals war der Dreibändermann auf die Festung gewandert und nach einem Jahr begnadigt worden. Von der fröhlichen Festungszeit erzählte er gerne, etwa wie andre von ihrer Sommerfrische an der Ostsee — sie war für ihn das Idyll, die grüne Dase inmitten des blutigen und verantwortungsreichen Berufs eines führenden Corpsburschen, der nicht nur in der „Cheruskia“ selbst mit eiserner Faust auf Disziplin hielt, sondern auch im Seniorenkonvent der gesamten Corps der Hochschule einen gewaltigen Einfluß besaß, ja dessen Stimme selbst auf dem „hohen Köfener“, der Jahresvereinigung aller deutschen Corps, gewichtig erklang.

Den Füchsen erschien er, wie Germanenjünglingen ein Recke aus alten Zeiten, der von beinahe bereits

fagenhaft gewordenen Zweikämpfen und Zwistigkeiten, von Suspensionen, P.P.-Suiten, Kartellen, Berufserklärungen, selbst von längst ausgestorbenen und verschollenen Corps noch aus eigener Anschauung zu berichten wußte. Darin war seit einem Jahrzehnt sein Leben dahingegangen. Er näherte sich den Dreißig und dachte ernstlich daran, sich zur Ruhe zu setzen, das heißt Jura zu studieren und dann seine Kräfte der Regierung zur Verfügung zu stellen. Aber leicht wurde ihm der Gedanke nicht, aus diesem Reich der Waffen und des Comments, das für ihn die Welt bedeutete und neben dem ihn kaum etwas interessierte, zu scheiden.

Übrigens war er in seinem eigentlichen Wesen ein durchaus gutmütiger, beinahe weichherziger Mensch von nicht unbedeutendem Verstand und freundlicher Gesinnung. Aber über dem allem lag, sowie der Ehrenpunkt in Frage kam, hart und ehern, wie der Panzer über einem Ritter des Mittelalters, die Unerbittlichkeit des corpsstudentischen Standesbewußtseins, das ihn ganz erfüllte.

Und mit diesem ernsten, sachlichen Ausdruck trat der Dreibändermann jetzt ins Zimmer. Er kam von einer Besprechung mit dem Sekundanten des Gegners.

Zunächst schickte er die beiden andern Füchse, die ehrerbietig aufgestanden waren, hinaus. Dann wendete er sich an seinen Leibfuchs.

„Also die Sache ist in Ordnung!“ sagte er, einer Zigarre große Rauchringel entlockend, im Tone eines Mannes, der berufsmäßig ein Geschäft erledigt. „Es

ist ja alles ganz klar . . . thätliche Beleidigung; gegen die Satisfaktionsfähigkeit dieses Diedericks liegt nichts vor . . . Ihr schießt euch morgen früh . . .“

Um diese ungewohnte Beschleunigung des Ehrenhandels hatte Otto Hellmuth selbst gebeten. Der Streit hatte sich vor vielen Zeugen auf der Straße abgespielt. Morgen sprach man schon in der mit Corpssitten und Duellregeln seit Jahrhunderten vertrauten Einwohnerschaft von dem bevorstehenden Zweikampf — die akademischen Behörden bekamen Wind davon und vor allem: seine Eltern erfuhren es! Das wollte er sich und ihnen ersparen. Er konnte ja doch nicht zurück! Wozu also noch Szenen vorher?

„Wir wollen der Sicherheit halber die Sache drüben im Hessischen steigen lassen!“ fuhr der Dreihändermann fort. „Wo die vier Burgen sind. Im Hofraum der vordersten! Da ist man ganz ungestört. Du kennst doch den Platz?“

„Ich war heute noch dort!“ sagte der Fuchs halb lächelnd und entsann sich, daß sein Vater an eben dieser Stelle mit Erna Bauernfeind, um deren willen das alles geschah, sich auf einem Felsblock zur Raft niedergelassen hatte.

„Gut. Morgens um sieben. Um fünf müssen wir von hier wegfahren. Der Wagen hält über der Brücke, damit es nicht auffällt. Diedericks fährt auf dem hiesigen Ufer. Zehn Schritt Barriere mit Avancieren! Dreimaliger Kugelwechsel. Es ist ein Unglück, daß du noch keine Ahnung vom Knipsen hast. Du mußt dich eben auf deinen Fuchsdusel verlassen.

Recht tief abkommen — das ist die Hauptsache. Na — davon später! Ich erwarte dich drüben auf meiner Bude. Du wirst jetzt wohl ein bißchen allein sein wollen. Nachher bleibst du den Abend unter meiner Aufsicht. Eine halbe Flasche Wein und vier weiche Eier werden bewilligt. Weiter nichts. Morgen früh ein Cognac. Daß du mir ja nicht etwa wegen Kaffeekochen das Haus alarmierst! Dann merken die alle gleich, was los ist!"

„Ach wo! Ich bin doch kein kleines Kind!"

„Na — so beinahe noch!" sagte sein grimmiger Berater mit einem flüchtigen Schwanken in der Stimme und drückte ihm markig die Hand. „Also auf Wiedersehen! Mach nicht zu lange! Große Briefe taugen nichts. Und meistens zerreißt man sie ja doch, wenn man wieder glücklich zu Hause ist!"

Er ging. Otto Hellmuth setzte sich an den Tisch, schob Tinte und Papier zurecht und dachte nach. Er wunderte sich selbst, wie wenig aufgeregt er war! Ein bißchen Herzklopfen — ja. Aber das kam nicht von Angst! Es war mehr eine Art nicht unangenehmer Neugierde — eine lebhaftere Spannung, wie das morgen verlaufen würde! Wie die meisten jungen Menschen kannte er das Leben noch viel zu wenig, war er noch viel zu wenig mit ihm durch seine erst werdende Persönlichkeit, durch halbvollendete Pläne und ferne Ziele, durch die Sorge um andre verbunden, als daß ihm das Leben von besonderem Wert erschien. Wenn es not that, mußte man es eben wegwerfen — daran zweifelte er keinen Augenblick. Und

dieser Fall der Not war nun plötzlich eingetreten. Es schmeichelte eigentlich seiner Eitelkeit, daß es so gekommen! Statt morgen auf der simplen Bestimmungsmensur, auf der Hirschgasse zu stehen, wie alle andern Füchse auch — eine alltägliche Geschichte, die keinem imponieren konnte — trat er mit einem alten persönlichen Gegner und Corpsfeind zum Zweikampf mit tödlichen Waffen auf den Plan, als Ritter einer Dame, die man in seiner Gegenwart gekränkt.

An Erna selbst dachte er dabei am wenigsten. Sie war ihm eben nur der äußere Anlaß. Zu näherem Interesse für die um mehrere Jahre ältere, ihm sehr gereift und überlegen vorkommende Welt-dame war sein Gemüt noch zu kindlich-jung. Das begnügte sich vorderhand noch mit der Poesie des Bieres und des Blutes auf der Kneipe und dem Parkboden und allenfalls mit dem Getändel mit einer hübschen Kellnerin.

Aber den Eltern mußte er schreiben! Dabei kam ihm doch der Gedanke: wo werd' ich morgen um diese Zeit sein? und er fröstelte ein bißchen. Er war doch ihr einziger Sohn. Es mußte sehr hart für sie sein, wenn es ein Unglück gab.

Aber dann hörte er wieder die rauhe Stimme seines angestaunten Dreibändermanns: ‚Mach es kurz! Lange Briefe taugen nichts!‘ Der Egoismus der Jugend, die noch nicht an andre und weniger noch mit andern zu denken gelernt hat, siegte.

Er entschloß sich, den Brief auf die Nacht zu verschieben. Viel schlafen würde er doch nicht können

und in der Stille und Ruhe fiel ihm dann wohl das Richtige ein. Morgen früh, beim Wegfahren, gab er dann das Abschiedsschreiben seinem Leibburschen. Und außerdem einen offenen Zettel, auf dem er jetzt noch in Eile über sein bißchen irdische Habe verfügte. Den elfenbeinernen Dedikationsstock mit dem eingravierten Wappen bekam natürlich der Dreibändermann, von dem er stammte, den Bierzipfel und die Busennadel mit dem Corpszirkel die beiden Füchse, die ihm besonders nahe standen, die andern seine Photographie. Den Siegelring, die goldene Uhr und die Börse mit ihrem recht kümmerlichen Inhalt sollte man den Eltern geben; dem Major, der gerade unter ihm wohnte und als alter Herr des Corps ihm schon oft freundlich mit Rat und That und namentlich mit verschwiegeneu Darlehen ausgeholfen hatte, sein Kommersbuch und seine Pfeife.

Damit war alles Irdische erledigt und zu gleicher Zeit steckte sein Mentor den narbenreichen Kopf wieder durch die Thürspalte. „Wo bleibst du denn?“ fragte er ziemlich rauh. „Komm mit! Ich hab' ein paar gute Zigarren für dich gekauft. Es ist nicht lang Zeit! Punkt zehn mußt du zu Bett! Du bist mir zu gelb im Gesicht! Werd' mir nur nicht schlapp, Junge!“

Der Fuchs lachte. Er war mit einemmal wieder ganz sorglos. Die Nähe des Dreibändermanns gab ihm Kraft. Er hängte sich in seinen Arm und stieg unbefangen mit ihm die Treppe hinab, wie sie es schon so manchen Abend gethan, um gemeinschaftlich

nach der Kneipe zu bummeln. Es mußte schon gut enden! Er konnte sich das auch gar nicht vorstellen, daß er auf einmal nicht mehr da war und ringsum die Häuser und die Menschen und die Sonne am Himmel wie sonst. Das war beinahe komisch — dieser Gedanke!

Sonst pflegten die beiden weit früher aufzubrechen und den ganzen Abend bis zur mitternächtigen Heimkehr herrschte oben in der Stube Otto Hellmuths Totenstille. Um so mehr störte heute den Major, der, wie gewöhnlich, bei seiner Studierlampe saß, das ungewohnte Hin- und Hergehen ihm zu Häupten und machte ihn beinahe ungeduldig. Zu seiner Zeit war es doch nicht Mode, daß ein junger Mensch wie ein Tiger in seinem Käfig hin und her lief, aus reiner Aufregung, weil er morgen zum erstenmal auf der Bestimmungsmensur in der Hirschgasse vor die blanke Klinge sollte. In seinem Arger bemerkte er erst, als die Thüre leise wieder in das Schloß fiel, daß jemand in das Zimmer getreten war. Eine längliche hagere Jünglingsgestalt mit wirrem Haarschopf, Stoppelfinn und funkelnder Brille, in einen Schoßrock und viel zu kurze Beinkleider gehüllt, unter denen ein Paar gewaltige, im Dorfstil gehaltene Stiefel weithin den Boden deckten. Die Idealfigur eines Heidelberger Bruder Studio war es nicht und der Major, der vom Exerzierplatz her viel auf Peinlichkeit in Kleidung und Aussehen hielt, runzelte bei diesem Anblick unwillkürlich mißbilligend die Stirne.

„Verzeihen Sie . . .“ sagte der Fremdling ver-

legen . . . „ich habe wohl zu bescheiden angepocht! Herr Major hörten mich wohl nicht?“

Der andre stand auf. „Macht nichts! Kommen Sie näher, Herr Studiosus Kindervater . . . Bitte, setzen Sie sich!“

Das that der Jüngling.

„Wie kann man nur Kindervater heißen? Und noch dazu als junger Theologe?“ dachte der Major in seinem Innersten und fuhr laut und leutselig fort: „Nun, wie geht's? Was machen die Studien? Sie kann man das ja fragen! Sie sind ja der einzige Hausgenosse außer mir, der die Hörsäle von innen kennt. Oder wollen Sie doch noch ausziehen?“

Der lange Theologe schüttelte sanft den Kopf und rückte seine Brille zurecht, um eine Zigarre aus dem Kistchen zu wählen. „Jetzt bleibe ich schon hier wohnen! Ich hab' ja auch die Semestermiete schon gezahlt!“

Er hatte allen Grund, diese Worte so gottergeben zu sprechen. Lange vor Beginn der Vorlesungen hatte er sich entschlossen, das geringe Häuflein der Beflissenen der Gottesgelehrtheit an der lebenslustigen Heidelberger Hochschule zu vermehren, weil weiter oben am Neckar, in Tübingen, die Landschaft seinem beschaulichen Sinn nicht genug Reize bot, und sich gleich bei seiner Ankunft in einem still und ehrbar aussehenden Hause ein Stübchen gesichert.

Eine Weile war es auch wirklich da ganz still gewesen. Aber wie wurde ihm dann zu Mute, als

sich nach ein, zwei Wochen allmählich alle Räume mit den aus den Ferien heimkehrenden Burschen und Füchsen der „Cheruskia“ zu füllen begannen! Bunte Mützen leuchteten aus den Fenstern, große Doggen knurrten ihn mißbilligend auf den Treppen an und schnappten ihm, wenn er sich vorbeischlich, nach den Baden; schwankende Gestalten suchten nachts lärmvoll ihren Pfad und polterten zuweilen, wenn sie sich im Stockwerk geirrt hatten, donnernd an seine Thüre, die Opfer der Mensuren wurden, das Haupt gespenstergleich mit einem Turban weißer, nach Jodoform duftender Mullstreifen umwunden, sonst aber ganz fidel, vor seinen erschrockenen Augen die steile Stiege hinaufgeleitet, hinterher kamen Paukarzt und Corpsdiener — kurzum, er sah sich in der Lage eines friedfertigen Bleichgesichts, das unversehens mitten in den Wigwam wilder Rothhäute geraten war.

Das erste, was er that, war die nachdrückliche Versicherung, daß er als Theologe nie und unter keinen Umständen, weder mit List noch mit Gewalt, dazu zu bewegen sein würde, Satisfaktion zu geben und seinen Kopf der Klinge irgend eines wildfremden Kriegers hinzuhalten. Dadurch glaubte er sich gesichert, obwohl die Cherusker auch ohne das nie daran gedacht hätten, dies harmlose Menschenkind anzurempeln.

Man hatte sich an den hoch aufgeschossenen, kurz-sichtigen Theologen gewöhnt, diesen in fremde, bierfeuchte und lärmvolle Gefilde verslogenen weißen

Raben, der seine Miete im voraus zahlte, morgens allen Ernstes ins Kolleg ging und sich des Abends selbst seinen Thee auf dem Spiritusflämmchen kochte.

Wie er da auf einer Kante seines Stuhles saß, an der Zigarre sog und leise seufzte, merkte der Major, daß den Studiosus Kindervater irgend etwas drücken müsse. Vielleicht die Absicht, einen Pump anzulegen. „Na — was gibt's denn?“ fragte er ermutigend.

„Ja — sehen Sie . . .“ sagte der Theologe schüchtern und unruhig. „Es ist mir ja peinlich . . . aber ich kann damit nicht hinter dem Berge halten! Es betrifft den jungen Baron von Arras . . . Es ist doch eine Sünde, Menschenblut zu vergießen! Das muß verhindert werden . . .“

„Damit werden Sie auf der Hirschgasse wenig Glück haben!“ lachte der alte Herr.

„Ja — wenn es nur die Hirschgasse wäre — obgleich ja das Reichsgericht bekanntlich auch den Schläger für eine tödliche Waffe erklärt hat . . .“

„Da müßten wir alle längst tot sein!“ sagte der ergraute Cherusker behaglich. „Schon seit vielen Generationen! Das Reichsgericht in Ehren, aber . . .“

„ . . . Aber es handelt sich um Pistolen!“ Der Jüngling dämpfte, selbst von dem Wort erschrocken, seine Stimme bis zum Flüstern. „Ich wohne doch Thür an Thür mit dem Baron Arras. Ich muß jedes Wort hören und bin manchmal in Verzweiflung, wenn er stundenlang nebenan seinen Pudel abrichtet, während ich Hebräisch treibe. Und so hab' ich vor-

hin wenigstens einen Teil ganz deutlich gehört. Sie sprachen von zehn Schritt Distanz und dreimaligem Kugelwechsel und Avancieren und nun sind sie fort . . .“

Der Major stand erregt auf. „Das wäre ja noch schöner! Auf Pistolen! Das ist ein Unfug! Haben Sie denn nichts von Ort und Zeit gehört?“

„Nein. Da sprachen sie ganz leise. Und über die Veranlassung überhaupt nicht. Und dann ging ich mit meinem Gewissen zu Rate und hielt es für meine Menschenpflicht, Ihnen das zu eröffnen . . . selbst wenn die Cherusker mich daraufhin nötigen sollten, aus dem Hause auszugehen . . .“

„Ja — Sie haben ganz recht!“ Der alte Herr schritt unruhig auf und nieder! „Aber was macht man jetzt nur? Mit dem Jungen reden? Gott weiß, wo er steckt und wann er nach Hause kommt . . . oder sich an die Chargierten wenden . . . aber die werden wieder erklären, sie wüßten von nichts . . . Eigentlich bin ich auch zum Einschreiten gar nicht berechtigt. Das muß ich dem Vater überlassen! Ich will morgen so früh wie möglich zu dem Professor hin und es ihm sagen . . .“

„Und wenn sie sich morgen früh schon schießen?“

„Das ist sehr unwahrscheinlich! Die Geschichte muß ja eben erst passiert sein. Sonst wäre der junge Mann doch nicht den ganzen Tag fidel und munter in unsrer Gesellschaft gewesen. Der einzige, der einschreiten kann, ist der Vater! Und ein Mann wie

er hat ja auch die nötige Autorität! Um acht bin ich morgen bei ihm. Ich danke Ihnen sehr, Herr Kindervater!"

* * *

Um die Villa Arras oben am Berge verschwamm der Blütenschnee im Abenddunkel. Nur sein leises Rauschen war noch da und sein süßer, schmeichelnder Duft, den der Nachtwind durch das halboffene Fenster in das Familienzimmer trug.

Frau von Arras saß, von dem Ausflug mit den Jhnen zurückgekehrt, am Tisch. Sie las Korrekturen für ihren Gatten, der im Zimmer auf und nieder ging, und bewegte lautlos, den sachlichen Ernst des Fachmanns auf dem Gesicht, die schmalen, scharfgeschnittenen Lippen. Neben ihr spielte die ältere Tochter mit ihrem Baby, das sie, weil es schrie, aus der Wiege geholt hatte. Nun trug sie das stillgewordene kleine Wesen mit einem Tänzelschritt und einer anmutig schaukelnden Bewegung des ganzen Körpers hin und her. Auf ihrem rosigen Antlitz war so wenig von Gedanken als auf den Zügen Doktor Adrianes vielleicht zu viel — nur kindliches Mutterglück und Mutterstolz, ein naives Sichgenügen: Mann, Frau, Kind — was gibt es denn noch weiter auf der Welt?

Margot, die jüngere, hielt eine Stickerei in der Hand. Sie sah oft von ihr auf, mit einem ernststen, selbst schon halb mütterlichen Blick nach dem Baby. Was sie dachte, ob sie überhaupt dachte — wer konnte

es wissen? Es war wohl mehr ein unbestimmtes Steigen und Fallen von Empfindungen, von kaum bewußten Hoffnungen und Wünschen — ein sich in die Welt hineinträumen und sich durch die Welt hindurchträumen bis zum Ende — ein Mädchenleben und Frauensein wie viele andre — wie die meisten.

Ihr Vater schaute auf sie hin! Es wunderte ihn auf einmal, daß die beiden Töchter den Eltern so unähnlich waren — der Mutter sowohl wie ihm! Und seine Frau und er wiederum so voneinander verschieden!

Nach außen freilich nicht? Konnte es etwas Harmonischeres geben als diese durchgeistigte, in hohem Sinne vornehme Ehe, in der die Gattin die Mitarbeiterin, der wissenschaftliche Gehilfe des Mannes war?

Sie ging ja ganz in ihm auf, soweit sie ihn verstand. Was er ihr verschwieg und aller Welt — ferne, unendliche Gebiete des Seelenlebens — das erkannte sie nicht und konnte es auch nicht erkennen. Dazu fehlten ihr die Augen . . . das Mitempfinden all des Unbestimmten, das lockend und geheimnisvoll in den Dämmerthälern, in abgetheilten Verstecken der Seele schwingt und klingt, in die das klare Tageslicht des Verstandes, vor dem zweimal zwei gestern und morgen vier ist, nur noch seine letzten Strahlen sendet. Eine reiche Menschenbrust ist zu reich, als daß von einem Mittelpunkt aus schonungslose Helle sich über alles ergießen könnte, was in verschwiegene Höhen und Tiefen da sproßt und lebt. Es gibt da weite Länder in ihnen — in denen ist zweimal zwei

fünf. Und es sind nicht die schlechtesten. In ihnen scheint der Vollmond und duften die weißen Blüten wie da draußen, und in ihnen kichert und lacht ein übermütiges Geistervölkchen ob der langweiligen, farblos klaren Welt draußen, in der alle Tage dieselbe pedantische Weisheit als Wahrheit gilt. Ach — im Gegenteil — was nicht ist und immer war, was Form und Farbe ewig wechselt, was immer nahe bleibt und vor jedem Handgriff in nichts zerrinnt, in das Geflüster eines Sommernachtsstraums, in ein fernes Singen und Grüßen, in einen Windhauch von seligen Inseln weit überm Meer — das ist vielleicht die letzte Wahrheit. Die Wahrheit der Dichter.

Ein Dichter kann kein Denker sein — aber in manchem großen Denker, in manchem wagemutigen Sucher und Finder, wie in ihm, steckt ein Stück vom Dichter. Weit vor dem langsam wägenden Verstand fliegt die Phantasie dem unbekanntem Ziel entgegen, wie der Stoßfalle vor dem Jäger, und weist mit siegreichem Schwingenschlag den Weg.

Und das waren die eigentlichen Feiertagsstunden — die Stunden des freien Schwebens über den gewohnten, altbekannten Stätten hinaus in die geheimnisvollen Dämmergrenzen, in das Gebiet des Ahnens und Grauens — des Sicheinsfühlens mit einer unendlichen Gewalt, die alles durchdringt und doch in ihrem Wesen von keinem erschaut wird — nur in den paar toten Bruchstücken, die als Menschenwissen die Völker einen, in den paar toten Dogmen, die als Menschenglauben die Völker entzweien.

Philosoph und Dichter! . . . Seiner Frau hatte er früher einmal seine Jugendgedichte gezeigt. Sonst niemand. Ihre kühle Anerkennung hatte ihm ein Lächeln entlockt. Das war, wie wenn sie einen Schmetterling seziierte. Gewiß keinen besonders seltenen und farbenprächtigen Schmetterling — aber immerhin ein besflügeltes Ding, das über den Gedanken gaukelt, in Sonnenschein und Träumerei und einem leisen Herbstgefühl mitten im Frühling.

Nun war es Herbst! Da war sein Enkelkind. Im Spiegel sah er ein dem Ergrauen nahe Haupt. Herbst und Sehnsucht. Nicht eine Sehnsucht, verstanden zu werden — schließlich kann kein Mensch den andern verstehen. Verstehet er doch nicht einmal sich selbst, sondern lernt sich allmählich kennen und findet sich im Lauf des Lebens mit sich ab — nein, ein Drang, nicht allein zu sein in dem, was über den Verstand hinausgeht. Einen jungen Kameraden zu haben, der mit empfindet, der unbewußt mit dichtet und sinnt, der lachen kann und sich des Mondscheins und Blütenschnees freuen, wenn drinnen die Weisheit grübelnd beim Lampenlicht sitzt. Und doch nichts findet. Denn es gibt kein Wissen.

Die Einsamkeit nistete in ihm, während er im Kreise der Seinen langsam durch das Zimmer ging. Er sah seine Töchter: Wer seid ihr? Was wißt ihr von mir? Aus den Büchern erfahrt ihr, daß ich ein berühmter Mann sei, und ihr liebt mich, ohne mich zu kennen, und verlaßt mich, ohne mich zu verlieren, und folgt eurem Mann und lernt das Ver-

gessen. Und Enkelkinder kommen, vielleicht Urenkel — alle von meinem Stamm und doch nicht mein.

Und dann schaute er auf seine Frau. Sie saß, ohne aufzublicken, mit ernstem und strengem Gesicht und las die Korrekturen.

Und er erstaunte. So fremd kam sie ihm vor — die Gefährtin seit bald einem Vierteljahrhundert. Die Genossin seines äußeren Lebens, die Gehilfin seiner Wissenschaft — aber nicht sein andres Selbst. Nicht einmal die Vertraute seines Selbst. Mehr Mann als Frau, konnte sie mit ihm denken, nicht mit ihm fühlen. Da, wo andre Frauen begannen, bei dem, was sich nicht erklären und beweisen ließ, was geahnt und geglaubt, was instinktiv mitempfunden wird, da machte sie Halt. Da blieb sie stehen, ein treuer Freund, der eine Strecke Wegs mitgeht, soweit es seine Kräfte erlauben.

Und groß waren ihre Kräfte nicht. Sie bestanden im Wissen. Es kam nichts aus dem eigenen hinzu. Das schöpferische „Ich“ war ihr versagt, wie wohl fast jeder Frau.

Ein kluger Freund, dem man sein Letztes nicht sagt, weil er es doch nicht begreifen würde. Solche Freundschaften gab es viel im Leben. Solche Freundschaft war jetzt, wo sie gealtert und die Kinder herangewachsen waren, ihre Ehe. Ein ruhiges Beisammensein nach vieljähriger Gewohnheit.

Jetzt auf einmal hatte ihn etwas aus der Gewohnheit wachgerüttelt. Er blickte um sich und staunte, daß ihn immer wieder dieselbe Frage erfüllte: Wo

bist du denn? Wer bist du denn, daß du dein Heim unter fremden Menschen suchst? Die da um dich sind, haben allzuwenig mit dir gemein!

Wieder ruhte sein Auge auf Doktor Adriane.

Sie war nicht über ihre Jahre gealtert. Aber früher hatte die Jugend den eigentlichen Grundcharakter ihres Gesichtes, den herben Ernst, etwas verschleiert. Jetzt trat er deutlicher hervor und machte sie merkwürdig ihrem längst verstorbenen Vater ähnlich, einem etwas absonderlichen Professor, der sie, sein einziges Kind, stets wie einen Sohn erzogen hatte, in der frostigen Höhenluft akademischer Gelehrsamkeit, in der ihre Familie seit drei Menschenaltern auf den Kathedern der Universität geglänzt, in der sie selbst sich wieder ihren Gatten gewählt und, vor wenigen Jahren, ihr eigenes Doktordiplom errungen hatte. Es war Vererbung in ihr. Sie wurzelte mit ihrem ganzen Sein und Wesen in dem Reiche deutscher Hochschulen, und die ganze nüchterne Verstandesklarheit, der tiefe, gründliche Fleiß, der Ernst weltabgewandter, engumgrenzter Fakultätswissenschaft, der ihren Vater, ihren Großvater und Urgroßvater erfüllt, lebte in ihr, der Letzten des alten Humanistengeschlechts, wenn auch schon verblaßt und unproduktiv geworden, noch einmal auf.

Adriane von Urzas schob mit einem leichten Aufatmen der Befriedigung die letzte Korrektur zurück und sah empor. „Eine etwas exaltierte Person ist sie doch!“ sagte sie unvermittelt.

„Wer?“

„Mein Gott . . . dein neuester Schützling! Dies Fräulein Bauernfeind!“

„Sie ist noch jung!“

„Gewiß! Aber dieser jugendliche Sturm und Drang ist nicht unsere Sache! Nur keine Übertreibungen! Wir müssen in unserm Emanzipationskampf ganz langsam und methodisch vorgehen. Die Hitzköpfe, wie Fräulein Bauernfeind, schaden nur. Sie kann ja natürlich nichts dafür, daß sie so auffallend hübsch und in ihrer Art sehr liebenswürdig ist. Aber gerade darum sollte sie sich in acht nehmen! Gerade dadurch erhält alles, was sie thut und treibt, einen andern Anstrich als bei andern. Es kommt leicht ein bißchen Koketterie hinein . . . eine ganz unschuldige, harmlose Koketterie natürlich, von der sie selber wahrscheinlich gar nichts ahnt — aber immerhin — es kann mißverstanden werden . . .“

„Von keinem, der ein junges Mädchen kennt! Sie ist doch ganz mädchenhaft. Ich finde, sie gibt sich ganz einfach und natürlich!“

„Bei einem jungen Mädchen an sich würde es auch gar nicht auffallen. Aber eine Studentin . . .“

„Eine Studentin ist auch nur ein Mensch!“ sagte der Professor. „Lasse sie nur, wie sie ist. Wozu ärgern wir uns über unsern Nächsten! Mag er doch selber zusehen! Das ist ein junger, gesunder, fröhlicher und kluger Mensch — die wird schon ihren Weg im Leben machen!“

Doktor Adriane zweifelte. „Klug? Weißt du — ich glaube, es ist mehr Temperament! Das schäumt

bei ihr alles über, wie wenn man eine Seltflasche aufmacht. Aber was darin ist, muß sich erst zeigen!"

„Also nach deiner Meinung ist Temperamentlosigkeit ein besonderer Vorzug bei einer Frau?"

Sie zuckte die Achseln und begann langsam eine Broschüre aufzuschneiden. „Es scheint mir mehr die Frage, inwieweit man sein Naturell im Zügel halten soll. Das ist zuweilen unbequem! Ich weiß es. Ich war doch auch einmal zweiundzwanzig . . .“

Er erwiderte nichts. Er entsann sich, daß Adriane mit zweiundzwanzig Jahren genau ebenso gewesen war wie jetzt. Damals hatte ihn gerade der seltsame Ernst und die Frühreise des jungen Mädchens so angezogen. Bei ihr war er seiner steten Sorge ledig; in der Ehe nicht verstanden, von der Frau herabgedrückt oder ihr fremd zu werden. Damals setzte er auch sogar seine besondere Hoffnung darauf, daß sie im beiderseitigen Altern sich erst recht verstehen würden — weil er eben selbst zu jener Zeit mit noch nicht dreißig sich weit über seine Jahre alt fühlte. Es war ihm, als sei er seitdem, erst langsam und unmerklich, dann aber seit dieser Lebenswende, dem fünfzigsten Geburtstag und der schweren Krankheit, die ihm vorausging, immer jünger, im Herzen leichter und freier geworden, je weniger er seine Wissenschaft als eine schwere Last, als eine drückende Mahnung zum Weiterstreben empfand, je mehr ihm, auf der Höhe eines forschungsreichen Lebens, alle Weisheit der Welt sich zu der philosophischen Überzeugung verdichtete, daß es kein Wissen gab.

Seine ältere Tochter nahm das Gespräch wieder auf. „Ich muß es doch meinem Mann schreiben!“ sagte sie und wiegte, gedankenlos trällernd, das Baby, „daß ich eine leibhaftige, ganz richtige Studentin kennen gelernt hab'! Und dabei eigentlich doch eine Dame wie andre, zu merkwürdig!“

Margot, der Backfisch, hatte inzwischen in ihrer Ecke träumerisch gefaulenzt. Jetzt aber wurde sie lebendig. „Wenn ich ein Mann wäre,“ sprach sie mit schwärmerischen Augen . . . „ich nähme sie gleich! Rasend thät' ich mich in sie verlieben! Ich finde sie himmlisch! Ich hab' mich bloß geniert, es ihr zu sagen. Sie imponiert mir furchtbar. Ich möcht' ihr so gerne einen Brief schreiben! Aber am Ende lachst sie mich dann aus — meinst du nicht auch, Mama?“

Doktor Adriane hob die Augen nicht von der Broschüre. „Ich meine, daß jetzt genug von Fräulein Bauernfeind die Rede gewesen ist,“ sagte sie trocken und blätterte gelassen weiter in der Flugschrift, dem Bericht einer Gewerbeinspektorin über die Lage der Arbeiterinnen in der sächsischen Textilindustrie.

Sie kam gar nicht auf den Gedanken, daß irgend eine Gefahr drohen könne. Man war ja zusammen, Hand in Hand, in die zweite Hälfte des Lebens hinabgestiegen, das Herz war kühl, alles umher war wohlgeordnet, verständig und klar für den Rest der Daseinszeit eingerichtet — wie sollte in die herbstlich helle und leidenschaftslose Gedankenwelt dieser Ehe

irgend eine Überraschung von da draußen kommen, wo der Frühlingswind mit den ersten Blüten im Mondschein spielte?

„Schade, daß wir nun gerade so bald fort müssen!“ sagte sie, in die blaue Dämmerung hinausschauend. „Jetzt wird es hier gerade schön. Aber länger als acht, vierzehn Tage höchstens können wir hier nicht mehr bleiben — wenn du wirklich im kommenden Semester wieder lesen willst . . .“

„Ja. Das muß ich!“ sagte er kurz.

Sie nickte. „Ich meine auch. Ich denke, wir setzen die Abreise auf heute über acht Tage fest. Dann haben wir reichlich Zeit, alles zu ordnen und uns zu verabschieden. Ist dir das recht?“

„Gewiß. Ich bin mit allem einverstanden!“

Er ging noch ein paarmal langsam im Zimmer hin und her und dann durch die Veranda hinaus in den Garten, wie er es häufig zu thun pflegte. Da blieb er stehen, im hellen Mondschein zwischen den weißen Büschen, und sah unter sich die silbern überglänzte Stadt mit ihren zahlreichen rötlichen und gelben Lichtpunkten und dem bläulichen Glitzern der Neckarwellen. Ein dumpfer, vielgestaltiger Lärm drang von dort herauf. Er schloß die Augen, und während ihn nun der Nachtwind leise umwehte, hatte er die Empfindung: du bist in Italien! An einem jener jungfräulich herben Lenztage, in denen noch Winterfalte in der Luft liegt und die Bäume blattlos starren, und doch schon die Sonne in lebensheißen Strahlen auf den von Blumen bunten Rasenteppich nieder-

brennt und ein kosender, südlicher Hauch darüber spielt und bebt — ein Ahnen: der Sommerhimmel, die Wärme, die langen, lichten Tage sind nah!

Und da hieß es, in einer Woche die Koffer packen und gen Norden reisen! In die Heimat zurück! In das graue Leben der Pflicht und des Alltags zurück. In den düfteren alten Hörsaal mit seinen langen Reihen junger Gesichter, die immer dieselben zu sein schienen, wenn sie auch Halbjahr um Halbjahr wechselten, und immer gleichmäßig ehrerbietig, zerstreut, gelangweilt oder voll ängstlicher Spannung zu der Weisheit auf dem Katheder emporblickten, die keine Weisheit war! In die Studierstube zurück, mit dem tiefen Schweigen ihrer Bücherreihen und dem unsichtbaren, unheimlichen „Ignorabimus!“ über dem Schreibpult des Gelehrten! In die Vergangenheit zurück, aus der die Zukunft sich ebenso eindönig und immer schattenhafter, immer wesenloser werdend, weiterspann!

Was war die Zukunft: das Haus wurde leerer und leerer. Der Sohn hatte es schon verlassen. Die eine Tochter auch. Bald folgte die zweite. Dann war alles still. Keine Kinder mehr da. Nur die ernste, ewig gleichmäßig kühle Frau, die neben ihm alterte, und er mit ihr, je weiter die Jahre rollten, weiter, immer weiter, ohne Neues zu bringen, ohne viel Glück und Unglück zu spenden, bis endlich eines Tages die Uhr stillstand und die Nacht kam.

Leben, Leiden und Lieben — was war das für eine geheimnisvolle Sehnsucht, die sich in ihm regte,

als hätte er vor endlos langer Zeit etwas befehen und sei darum betrogen worden und fordere sein Eigentum vom Schicksal zurück? Was war das alles seit gestern — seit diesem ersten Beisammensein mit Erna hier an der Stelle, wo er eben stand?

Er ging auf und ab. Er begann mit sich zu ringen. Es war ja lächerlich. Ein Mann in seinem Alter und dies junge Mädchen!

Gewiß wäre er achtlos an ihr vorbeigegangen, hätte er nicht in einer seltsamen Feierzeit seines Erdenlebens ihren Weg gekreuzt: von schwerer Krankheit genesen — aus rastloser Thätigkeit in träumerische Beschaulichkeit entrückt — noch halb losgelöst von der Gewohnheit des Daseins und wieder erwachend unter weißen Blüten, zur Frühlingszeit im Neckarthal — und dazu auf der Höhe seiner Tage, auf dem letzten Gipfel, von dem es wieder abwärts geht — da war sie zu ihm gekommen!

Da war die Jugend zu ihm gekommen. Jugend, Glück, neues Leben — das war sie!

Und wer das fühlt, der ist verliebt.

Und sieht und hört nur noch eins: dies kluge, hübsche Mädchengesicht mit den krausen Locken über der weißen Stirne — dies fröhliche Lachen, unter dem sich doch hoher Ernst und festes Wollen barg — diese glockenhelle Stimme, mit der sie im Rahn das „Alt-Heidelberg . . .“ gesungen. Er wußte genau: das war der entscheidende Augenblick gewesen: als sie da hoch aufgerichtet stand, vom Sonnengold umflossen, die Augen feucht vor Freude an all der Schön-

heit ringsumher — vor Freude am Leben und Jungsein — da war es geschehen.

Wie ein Träumender schritt er im Mondschein durch den Garten, stellte mechanisch da einen Stuhl zurecht, bog dort eine Ranke zurück und hatte immer wieder nur die Vorstellung: „Das ist unmöglich, daß ich sie in acht Tagen nicht mehr sehen soll!“



IX.

Seltfam — es war doch alles wie sonst: Die Morgensonne stand am Himmel, es blaute weithin über Berg und Thal und glänzte weiß, ein Meer von Blütenschnee, drüben an den Hängen und Halden, ein Knospen war an den Bäumen, ein schmeichelndes Wehen des Frühlings über der alten Musenstadt und ihren Neckarwellen, draußen gingen die Fremden mit ihrem roten Bädeler in der Hand und bummelten die Studenten in ihren bunten Mützen, gerade so hatte Erna Alt-Heidelberg gesehen, als sie gestern zum erstenmal darin erwacht, und doch war alles so anders.

Ihre Augen sahen die Dinge anders. Ein grauer Flor lag davor. Der Sonntag war fort aus ihrem Leben für immer! Der Wochentag war da.

Nicht die Arbeit, die adelnde und stählende. Die hatte sie ja ersehnt und gesucht als ihre Freundin im Leben. Nein — die Not und Sorge — die grämliche Landregenstimmung des Alltags, das kleinliche Bangen kleiner Leute: Wie wird es morgen werden?

Arm! Ganz einleuchtend wurde ihr diese Vor-

stellung nicht. Das einzige deutliche Bild, das sie damit verbinden konnte, war wieder der Hof in der Fabrik und hinter den Fenstern die langen Reihen blasser Köpfe stumm über ihr Tagewerk gebeugt . . .

Das waren die armen Frauen und Mädchen! Ihresgleichen! Ein Widerwillen faßte sie — eine Empörung. Wie gehörte sie in diese schmutzige Welt, wo man arbeiten muß, um nicht zu verhungern? Arbeiten muß! Das war es. Freie Arbeit ist ein Glück. Aber das dort war Frondienst — war verdrossene Gleichgültigkeit. Man sah es den Gesichtern wohl an.

Man hat doch nun einmal Geld! sprach irgend eine empörte Stimme in ihr. Und sie merkte jetzt erst, wie viel Hochmut der Mensch in sich herumtragen kann, ohne es auch nur zu ahnen. In ihren Kreisen hatte man eben Geld. Seit Urgroßväterzeiten. Alle Menschen um einen herum hatten Geld! Mit andern kam man nicht zusammen. Das ging nicht. Man fühlte das gegenseitig wohl. Man bedauerte solche Leute, wie ein Gesunder einen Kranken, dem es an den notwendigsten Lebensbedingungen fehlt.

So seltsam es war — sie schämte sich beinahe, so auf einmal ganz ohne Geld dazustehen! Gewiß — sie konnte nichts dafür. Aber ausgelacht wurde sie doch. Oder nein — bemitleidet! O pfui — bemitleidet! Sie hörte schon im Geiste das Unfengemurmur der Ruhmen: ‚Ja — siehst du wohl, liebes Kind!‘ und die Stoßseufzer der abgewiesenen Freier: ‚Na —

Gott sei Dank! Das wäre ein schöner Reinfall gewesen! und vor allem John Henrys gleichmütig-herrisches: „So — liebe Erna — nun sei so gut und komm mit mir zurück!“

Hätte ihr Vater ihr wenigstens einmal irgend eine Andeutung gemacht! Nein — da wurde sie mit allem Luxus erzogen, an tausend Dinge gewöhnt, die gar nicht notwendig waren, um nun bei Wasser und Brot leben zu sollen! Freilich er hatte es gut gemeint. Er wußte sie in Zukunft ja in sicheren Händen, als die Braut John Henrys! Und immer wieder John Henry!

Sie setzte ihren Hut auf, um das Haus zu verlassen, als könne sie ihm dadurch entgehen. Und während sie sich vorher mechanisch im Spiegel musterte, dachte sie voll Bitterkeit bei sich: „Wozu bedarf eigentlich eine Bettlerin so schöner Kleider?“

Wenn die verbraucht oder außer Mode waren, gab es keine neuen! Dann mußte sie schlicht und geschmacklos gehen, nicht halb so hübsch wie bisher. Und sie merkte mit Beschämung, daß sogar daran ihr Herz hing!

Sie fühlte sich ganz bedrückt, ganz zernirscht — beinahe schuldbewußt, während sie am Fenster stand. Es war ein so unbehagliches Gefühl, kein Geld zu haben. Es war, als sähen einen alle Menschen mit vorwurfsvollen Blicken an: „Wie — Sie haben Ihr Vermögen verloren? Aber wie kann man denn nur? Das schießt sich doch nicht!“

Es schickte sich wirklich nicht, deklassiert zu sein!

Es stand ihr so gar nicht zu Gesicht. Es erzeugte eine Beklemmung in ihrem Innern — sie bemerkte wie alles, was sie bisher gedacht und gewollt, sich umzumälzen begann. Alle Dinge verschoben sich vor ihren Augen. Sie sah die Welt auf einmal ganz anders!

Merkwürdig, wie viel Menschen auf der Welt doch arbeiteten! Diese Droschkenkutscher und Straßenlehrer, dieser vierschrötige Fuhrmann, dieser gährende Polizeidiener, die vielen Maurer und Mörtelträger da am Neubau, die Verkäuferinnen im Laden, der Schuster in seiner Werkstatt, der Bauer da mit dem Handkarren, diese Frauen mit Wäschebündeln, diese Mägde mit Marktkörben — ja, eigentlich arbeiteten ja alle Leute! Ganz selten sah man einmal jemand, der freie Zeit hatte, einen Fremden, einen Studenten, eine junge Dame.

Zu diesen paar Menschen hatte sie bisher gehört! Das war ihre Welt. Die andre, die eigentliche, die Welt der Arbeit hatte sie täglich vor Augen gehabt und doch nicht recht gesehen. Oder vielmehr, nach Erziehung und Bildung, darüber hinweggesehen. Diese Arbeiter waren da. Aber es waren doch mehr die Verrichter automatenhafter Dienste, die man keines rechten Blickes würdigte. Man kannte sie nicht. Sie interessierten einen wenig. Es war etwas Schattenhaftes, Unpersönliches an ihnen.

Und doch waren diese Leute in der ungeheuren Mehrzahl. Und ihr Gebot: Unser täglich Brot gib uns heute! — das war wohl der Wahlspruch auf der ganzen Erde.

Eben rollte ein Wagen vorbei. Ein paar Corpsstudenten fuhren zur Hirschgasse. Die bunten Mützen blinkten, der Kutscher knallte mit der Peitsche, die Hunde sprangen bellend hinterdrein — so ging die Fahrt hinaus in das blühende Neckarthal — in den Frühling. Genau wie gestern.

Erna sah ihnen feindselig nach. Warum hatten diese jungen Leute mit den verwöhnten, glatten Gesichtern ihren monatlichen Zuschuß von zu Hause und sie nicht mehr? Das waren doch Männer, die arbeiten konnten, und sie ein junges Mädchen. Nach der Anschauung ihrer Kreise doch eine Art Luxusgegenstand, den man sorgsam vor aller Zugluft des Daseins bewahrte und blumengleich zart und duftig zu erhalten suchte.

Plötzlich fiel ihr ein, wie schön es jetzt an der Riviera sein müsse. Aus reinem Troß — sie merkte es wohl! Weil sie wußte, daß sie jetzt nicht mehr hinkonnte. Sonst wäre sie gar nicht auf den Gedanken gekommen, zu jener Zeit, wo sie nur den Wunsch zu äußern brauchte, um sofort Reisebegleitung, Eisenbahncoupé und Hotelzimmer besorgt zu erhalten. Das Deklassiertsein — das war es, das stak wie ein Stachel in ihrem Herzen und lähmte alles klare Denken und Nachsinnen über die Zukunft, wie sehr sie das auch versuchte, und erfüllte sie mit einem tiefen Gefühl erlittenen Unrechts, einer Erbitterung gegen alles, was sie bisher im Leben umgeben hatte.

Dabei hatte sie die fixe Idee: Es ist doch ein Segen, daß David Gallus mich nicht erst in sein

Laboratorium gelassen hat. Das hätte unnütz so und so viel Mark gekostet und die paar Silberstücke waren jetzt ein Vermögen.

Etwas Geld — etwa tausend Mark — hatte sie ja noch. Aber freilich . . . die gehörten schließlich auch nicht ihr, sondern John Henry, der ihr seit dem Tode ihres Vaters, seit einem Jahr, aus seiner Tasche ihre Rente bezahlte. Von dieser Rente John Henrys war das Kleid gekauft, das sie anhatte. Der Hut, den sie trug, Stiefel und Handschuhe — alles. Und wenn sie ihr bißchen Schmuck verkaufte, um sich neu und bescheiden zu equipieren, so war dieser Schmuck wieder ein Geschenk John Henrys. Selbst die Zehnpfennigmarken, mit denen sie vorgestern ihren eingeschriebenen Abschiedsbrief an ihn frankiert, selbst die waren sein Geld. Alles gehörte ihm.

Sie trat in das Zimmer zurück. Jetzt plötzlich klärte sich die Sachlage: Wie sie da ging und stand, war sie also eigentlich einfach das Eigentum John Henry van Lenneps! Er reklamierte sie als seinen Besitz in ganz gutem Glauben und mit vollem Recht. Denn es handelte sich nicht nur um die Geldopfer, die er für sie gebracht. Weit stärker war doch der moralische Zwang. Er hatte ihrem Vater Leben und Ehre gerettet.

Sie fröstelte. Wenn er nun damals nicht gekommen wäre. Oder seine Schritte gleichgültig vorbeigelenkt hätte. Er hatte viel Not und Elend von ihr und den Ihren abgelenkt und forderte dafür nichts als die selbstverständlichste Dankbarkeit — nein, nicht

einmal das: nur das einfache Festhalten an einem früher gegebenen Worte.

Eigentlich hatte er ganz recht!

Und sie sagte trotzig und ganz laut vor sich hin:
„Also nun bin ich sein Eigentum!“

Da dachte man frei zu sein, ein selbständig handelnder Mensch! Und nun erfährt man beim ersten Schritt in das verbotene Land: „Siehe — du bist des Mannes! Er soll dein Herr sein!“

Es war ihr selbst nicht gewiß, ob sie daran glaubte oder nicht. Aber sie sprach es sich immer wieder voll finsternen Trostes in ihren Gedanken vor. Und allmählich begriff sie: die ganze Entscheidung ihres Lebens lag in ihrer heutigen Antwort an ihn. Ja hieß die reuige Umkehr zu dem Gestern, hieß Wohlstand wie bisher und ein sorgenloses Dasein wie bisher an John Henrys Seite. Nein war das Festhalten an dem Morgen — ein Schritt ins Ungewisse hinaus, in Nacht und Not . . . Und ein Verleugnen des gegebenen Wortes, wie das Ja ein Verleugnen ihres eigensten Wesens war.

Als sie die Thüre ihres Zimmers aufflinkte, um draußen im Frühling frische Luft und frischen Mut zu schöpfen, stand davor ein kleiner Kellner mit einem Brief. Ob vielleicht Fräulein Bauernfeind hier wohne, fragte er sie. „Ja — geben Sie nur her!“ sagte sie mechanisch. „Das bin ich!“ Und dann öffnete sie und las: „Liebe Erna! Ich will Dir Zeit lassen, um über das alles nachzudenken, was Du leider gestern von mir hast hören wollen. Ich glaube, es ist besser

so. Um fünf Uhr nachmittags bin ich bei Dir. Mit bestem Gruß Dein J. S. van Lennep."

Um fünf! Da hatte sie noch lange Zeit. Das machte ihr die Brust schon leichter. Und zugleich hörte sie zu ihrer großen Beruhigung, wie sich endlich nebenan etwas regte und bald darauf Meta Wiggers an ihre Thüre klopfte, um ihr, ehe sie ins Kolleg ging, guten Morgen zu sagen. Die Philologin machte große Augen: Erna nahm ihr ohne weiteres ihr Heft aus der Hand, führte sie zu einem Stuhl und bat, viel sanftmütiger und bescheidener, als sonst ihre Art war: „Liebe kühle Blonde, laß heute dein Kolleg im Stich — ich weiß, es ist eine ungeheuerliche Zumutung, aber es muß sein, mir zuliebe — und setze dich dahin und höre mir zu!"

Und nun erzählte sie ihr den großen Umschwung in ihrem Leben. Der Reihe nach alles, wie es sich seit gestern ereignet. „Und da sitze ich nun!" schloß sie, „und bin auf einmal arm wie eine Kirchenmaus und alles dreht sich um mich im Kreise und ich weiß gar nicht, was nun werden soll! Weißt du's?"

Die Kandidatin war sehr ernst geworden und nahm ihre beiden Hände in die ihren. Ihre Augen schimmerten feucht vor Anteilnahme. Erna hätte am liebsten herzlich mitgeweint. Aber sie bezwang sich und machte ein troziges Gesicht: „Liebe Meta — das Mitleid hilft mir nichts. Die Frage ist jetzt, was ich thun soll. Was würdest du thun?"

„Willst du ganz ehrlich meine Meinung hören?" fragte endlich die blonde Philologin.

Erna nickte. Sie fing nun doch an zu schluchzen und drückte sich ihr Taschentuch vor das hübsche, blaß gewordene Gesicht.

„Nun denn: Du sollst einfach bleiben, was du vorgestern um diese Zeit noch warst, die Braut deines Bräutigams und seine künftige Frau. Dann ist es, wenigstens nach außen hin, als wäre nichts geschehen! Du könntest dir denken, deine ganze Reise nach Heidelberg und zurück sei nur ein seltsamer, bunter Traum gewesen!“

„Und das rätst du?“ Erna schlang ungläubig die Hände ineinander.

Die Philologin lächelte melancholisch. „Liebe Erna . . . ich glaube, ich habe redlich nach Freiheit gestrebt. Es hat lange Monate gegeben, da bin ich hungernd zu Bett gegangen, so wenig Geld hatt' ich! Du bist im Luxus aufgewachsen — du weißt nicht, was das heißt: frei sein wollen und dabei arm sein! Verbrenne nicht die Brücke hinter dir, Erna! Kehre in den Wohlstand zurück! Du brauchst ihn!“

Die junge Studentin stand erregt auf. „Wirklich . . . wir verdienen unser Schicksal!“ stieß sie hervor. „Heiraten . . . nur heiraten . . . Das ist immer wieder der letzte Schluß! Man verliebt sich in einen Mann und nimmt ihn und es ist gut. Weiter weißt auch du nichts! Du bist eben verliebt, kühle Blonde! Bis über beide Ohren verliebt. Ich glaube, wenn der Doktor Bonifer jetzt zur Vernunft käme und hielte reumütig um deine Hand an — du nähmst ihn gleich!“

„Ja!“ sagte die Kandidatin so einfach, daß Erna ganz überrascht zurücktrat.

„Erstens hab' ich ihn wirklich gern!“ fuhr sie ruhig fort. „Das will ich gar nicht mehr in Abrede stellen. Und da das der Fall ist, sehe ich nicht ein, warum ich mir nicht die vielen Vorteile zu eigen machen soll, die der Frau eines vermögenden Mannes winken. Wie anders könnte ich dann meine Studien betreiben und vollenden als jetzt, wo ich die Hälfte meiner Zeit auf den Broterwerb verwenden muß. Glaubst du, es sei ein Vergnügen, jahrelang all diesen Ausländern Deutsch zu lehren und ihre Feste durchzusehen? Du kennst ja die Menagerie! Heute nachmittag um zwei versammelt sie sich wieder und mir graut jetzt schon davor! Hätte ich Geld, so wäre ich frei davon. Und ebenso ist es mit dir. Und daß du deinen Bräutigam nicht liebst, wirst du schließlich doch selbst nicht behaupten!“

Erna schüttelte den Kopf. „Das ist der große Unterschied zwischen uns. Geseht, du hättest deinen Bonifer . . .“

„Ach . . . er kommt nicht! Da sei unbesorgt!“ sagte die blonde Philologin traurig lächelnd. „Er sitzt bei Dina Spielvogel!“

„Wer weiß! Aber wenn du ihn hättest, so wickeltest du ihn um den Finger! So fahrig und nervös wie der ist und du so kühl und bestimmt. Da bist du freilich frei! Aber ich und John Henry . . . das ist etwas andres. Er ist stärker als ich. Wenn er mich erst einmal hat, macht er mit mir, was er will! Das

weiß ich ganz genau. Dagegen eben wehre ich mich. Ich will nicht unfrei werden und von einem andern Menschen zugestutzt werden wie der Baum im Garten und die besten Triebe und Blüten werden blindlings abgeschnitten und fallen zu Boden. Und wenn ich ihn auch wirklich gern hab', so ist das doch ganz verschieden von dir: Es ist viel Zorn in meiner Liebe und viel Troß und viel Trauer, daß er mein Bestes nicht sieht und nicht sehen will. Gerade weil ich ihn lieb hab', will ich nicht von ihm wie ein ungehorsames kleines Kind an der Hand nach Hause zurückgeführt werden. Das entwürdigt ihn und mich!"

„Aber wovon willst du dann leben, Erna?"

„Ja, wenn ich das wüßte!" Die hübsche Studentin starrte vor sich hin. „Schließlich — andre leben ja auch! Man müßte eben sehen, wo etwas zu verdienen ist! Ich müßte um Rat fragen! Euch nicht! Die kleine Zahnärztin kann mir schließlich so wenig helfen wie du! Das ist ganz natürlich. Ihr steckt selbst zu sehr im Kampf ums Dasein. In der Sorge um den morgigen Tag verliert man den Überblick. Ich werde ihn auch verlieren. Aber eben darum brauche ich jetzt einen Freund und Berater, der über diesen Dingen steht. Was er mir sagt, das werd' ich thun!"

„Aber du kennst doch niemand hier!"

„O doch! Ich habe hier einen Freund! Ich bin jetzt von Herzen froh, daß ich gleich vorgestern meinen Brief bei Professor von Arras abgegeben habe und dadurch den ganzen Sonntag in seiner

Gesellschaft zubringen konnte. Er hat mir die Hand geschüttelt und gesagt: ‚Auf gute Freundschaft!‘ Das ist bei einem Mann wie ihm kein leeres Wort. Das ist für mich jetzt ein Halt im Leben. Wann und in welcher Angelegenheit ich will, ist er für mich zu sprechen. Er hat es ausdrücklich gesagt. Ich gehe also jetzt zu ihm. Das ist doch eigentlich ganz einfach und selbstverständlich.“

„Und du willst wirklich dem Professor alles von deiner Entlobung erzählen?“

„Davon kein Sterbenswort!“ Erna war jetzt ganz kühl und ruhig geworden. „Das ist nicht nötig! Das muß ich mit mir selbst abmachen! Und ich fühle immer deutlicher: Ich werde hier bleiben und muß hier bleiben, trotz ihm. Nein — was ich Herrn von Arras sagen werde, ist einfach: ‚Herr Professor — ich habe gestern die Unglücksnachricht erhalten, daß ich mein ganzes Vermögen verloren habe. Was fange ich nun an, um mich über Wasser zu halten? Bis heute nachmittag muß ich mich entscheiden, ob ich das Gnadenbrot bei Verwandten annehmen oder mich selbständig machen soll . . .“

„Nun — und dann?“

„Dann wird er mir seinen Rat geben! Ein Mann wie er! Mit seinen Beziehungen und Verbindungen. Ihm ist es ein Leichtes, mir zu helfen. Ich will ja gerne arbeiten! Man muß mir nur Arbeit verschaffen. Das kann er gewiß!“

„Vielleicht!“ sagte die Kandidatin kühler, als es Erna lieb war.

„Ja — du natürlich!“ sprach sie, die Thürklinke wieder in der Hand. „Du vertraust auf keinen Menschen in der Welt . . .“

„O doch! Auf mich selbst! Das solltest du auch, wenn du schon den Kampf mit dem Leben aufnehmen willst. Glaube mir, es ist besser. Man erspart sich manche Enttäuschung. Aber vielleicht hast du mehr Glück als ich. Gehe nur und versuche dein Heil bei dem Professor. Es ist wirklich das einzige, was du vorläufig thun kannst!“

Erna ging. Erst als sie schon einige Straßen durchschritten hatte, fiel es ihr plötzlich ein, daß es zu einem Besuche doch eigentlich noch zu früh war. Raum neun Uhr morgens. Um diese Zeit konnte sie nicht schon ihrem Gönner ins Haus fallen. Sie mußte mindestens noch eine Stunde warten.

Aber wo? Nach Hause zurück wollte sie nicht. Sie fühlte eine leise Mißstimmung gegen die kühle Freundin und ihre harte, leidenschaftslose Lebensphilosophie. Am besten, sie schlenderte eine Weile ziellos dahin, wie ihre Gedanken sie trieben und ihre Füße sie trugen. Es war ja jetzt alles gleich.

Und wie sie langsam des Weges ging, hörte sie aus einem kleinen, kokett in knospendes Grün gehüllten Hause ein träumerisches Klavierspiel und las auf dem Schild am Hausthor den Namen Dina Spielvogel. Also hier wohnte die Präraphaelitin. Wenn sie jetzt bei ihr eintrat, um sich über die Zeit hinwegzutäuschen? Eingeladen war sie ja und empfangen wurde sie jedenfalls. Sie sah ja den Schatten der schwächigen

Hausherrin, die offenbar nur aus Langeweile ein paar Accorde auf dem Klavier gegriffen und jetzt schon wieder aufgehört hatte, hinter den Fenstervorhängen vorüberhuschen.

Und immerhin war Dina Spielvogel doch auch in ihrer Art eine neue Frau. Frei und selbständig. Vielleicht konnte man auch von ihr erfahren, wie man sich durch das Leben schlug.

Erna sah noch einmal auf die Uhr. Es war immer noch nicht neun. Dann zog sie die Schelle, ließ sich anmelden und wurde sofort in das Allerheiligste der Hausherrin geführt.

Dina Spielvogels Boudoir war kein Raum wie andre — ein beliebiges Gemach, in dem sich eine beliebige Anzahl Menschen aufhalten konnte — nein — hier trug alles den Charakter der alleinigen Bewohnerin, war alles nur um ihretwillen da, um ihr Bild in das rechte Licht zu setzen — ein seidengefüttertes Stui für einen kostbaren Schmuckgegenstand.

Alle Tapeten und Vorhänge waren in Seegrün gehalten, die Ecken und Winkel in halbem Schatten. Schräg am Fenster, in künstlich gedämpftem Licht stand eine Ottomane, am Hauptende mit grünseidenen Pfühlen und ebenholzschwarzen Seidenkissen ausgestopft und auf dieser stimmungsvollen Unterlage ruhte, die Augen träumerisch halb geschlossen, von einem durch die Scheiben einfallenden Sonnenstreifen golden verklärt, ein blasser, ahnungsloser Kinderkopf mit niedriger weißer Stirne und madonnenhaft ge-

scheiteltem und glatt über die Ohren weg zu beiden Seiten des rosigen Gesichts frisiertem Haar, dessen strahlendes Venetianerblond Erna ein tiefes Mißtrauen einflößte.

Als bemerke sie jetzt erst die Eingetretene, sprang Dina Spielvogel verwirrt lächelnd auf und stand in ihrem weißen Kleid und der frommen Frisur, hell vom Licht des Fensters umwoben, mädchenhaft und unschuldig wie ein Botticelli-Engel da, und plötzlich dachte sich Erna: Das ist ja eine raffinierte Komödiantin! — Und was, zum Kuckuck, hat sie ihre Ohren unter diesen thörichten Bandeaux zu verstecken?

Aber da kam ihr schon die junge Heilige leise lachend entgegen und bot ihr die Hand. „Ach . . . ich hab' geträumt . . . verzeihen Sie . . . ich träume so gerne stundenlang bei Tage . . . erst gegen Abend werd' ich Mensch! Die Nerven, liebes Fräulein Bauernfeind — die Nerven — die Nerven — Träumen ist immer noch das beste Mittel dagegen . . .“

Währenddessen hielt sie aber unbewußt noch die glimmende Pappros in der linken Hand. Das ganze Gemach war von einem schweren Zigaretten- und Parfümduft erfüllt, der sich Erna auf die Brust legte und ihren Arger erregte. ‚Schwindele nur, du Nervenbündel!‘ lag es ihr auf den Lippen, während sie sich setzte. ‚Das nennt die träumen! Geraucht hast du und dazu einen Roman von Pierre Louys gelesen! Dort liegt er ja noch in der Ecke hinter der Portiere, wo du ihn rasch hingeworfen hast, ehe ich hereinkam!‘

Aber sie gab diesen Gedanken nicht Raum, sondern lächelte wohlherzogen, sah sich im Zimmer um und wies dankend die von der mädchenhaften Hausherrin angebotenen Zigaretten zurück.

Diese zündete sich mit geübter Hand eine neue an. „Sie rauchen nicht? Wie kann man nur? Wie täuschen Sie sich denn dann über die toten Stunden hinweg . . .“

„Ich hab' gar keine!“ sagte die Studentin etwas unbehaglich.

„. . . Dann wissen Sie noch nicht, was das einzige Glück auf der Welt ist!“ fuhr Dina Spielvogel fort. Sie hatte, wie ihre Besucherin bald merkte, die Gewohnheit, auf gar keine Gegenrede zu achten. „Die Zigarette! Warum? Sie ist auch Dunst und Rauch? Also der Inbegriff des Lebens! Bonifer sagte das gestern. Ich selbst bin nicht so geistreich — bin nur ein arm unwissend Kind! — Haben Sie etwa noch Furcht vor den Männern, weil Sie nicht rauchen? Ich nicht! Sie sind doch auch emanzipiert?“

Erna horchte kopfschüttelnd und ohne zu antworten auf das krause Gerede.

„Furcht vor den Männern?“ wiederholte träumerisch die mädchenhafte Madonna im weißen Unschuldsgewand, die mit gefalteten Händen vor ihr auf dem Ruhebett saß und schwermütig zur Decke schaute, um ihre schönen Augen zu zeigen. „Berachten Sie die Männer auch so? Ich gründlich! Ich kann nicht sagen, wie! Die Menschen überhaupt! Freilich: die wahre Menschenverachtung beginnt man bei sich selbst,

sagt Bonifer. Ich verabscheue mich, wenn ich mich nicht bemitleide!" Sie warf einen prüfenden Blick in den Spiegel und strich mit flacher Hand den venetianisch roten Botticelli-Scheitel glatt.

„Und wie stehen Sie mit sich? Auf dem Kriegsfuß natürlich? Sie haben recht! An sich selbst muß man zu Grunde gehen! So verstehe ich wenigstens die Decadence . . .“

„Ach du Schaf!“ dachte Erna und sagte laut: „Ich bin mit mir ganz zufrieden! Ich arbeite! Mehr kann man nicht thun!“

Diesmal hatte die andre ausnahmsweise zugehört. Sie spielte zerstreut mit einem Bande Maeterlinck, der neben ihr auf einem Tischchen lag. „Da seien Sie froh! Aber es wird anders kommen! Sie kennen das Leben noch nicht, liebes Kind!“

Liebes Kind! Dabei war die nervöse Heilige auf dem Divan kaum ein paar Jahre älter als sie, Erna Bauernfeind. Die Studentin rückte unwillkürlich näher. Sie fing an, Dina Spielvogel humoristisch aufzufassen.

„Gehen Sie bei den Scandinaviern in die Schule!“ murmelte die und biß sich plötzlich wie in einem Hornanfall der Erinnerung auf die Lippen. „Lesen Sie Strindberg! Der letzte Mann! Er verachtet uns! Die große Verachtung heißt Genesung! Jbsen! Jbsen ist Gift! Gift heißt Gesundheit! Das sind Bonifersche Gedanken. Er hat sie mir gestern beim Weggehen geschenkt! ‚Eine Handvoll geistiges Trinkgeld!‘ meinte er. Ein merkwürdig bedeutender Mensch! Aber lesen Sie Jbsen, Kind! Jbsen thut uns not!“

Und sie legte wie ermüdet das rotblonde, rosige Kinderhaupt auf die grünseidenen Kissen zurück, schloß halb die Wimpern und glich jetzt wirklich einer märchenhaften und heillos hysterischen „Frau vom Meere“, um die der Zigarettenrauch im Sonnenstimmer eine Art Märtyrerreifen wob.

Erna vergaß völlig den Zweck ihres Besuchs. Die alte Kampflust wurde in ihr wach. „Verzeihen Sie, Fräulein Spielvogel!“ hub sie an und setzte sich aufrecht, „. . . aber ich möchte meinen . . .“

Die Augen ihres Gegenüber weiteten sich. Sie hob den glattgeschaitelten jungfräulichen Kopf und machte ein überraschtes und vergnügtes Gesicht. „Glauben Sie, daß ich noch Fräulein bin? Noch im Puppenstand? Ach nein — dann hätte ich mir doch nicht erlauben können, Sie ‚Kind‘ zu nennen, mein liebes Kind — worüber Sie eben so verdrießlich sind . . .“

Das hatte sie also doch gemerkt! Dumm war sie überhaupt eigentlich nicht! Aber konfus! konfus! Erna graute bei dem Gedanken an das Chaos, das unter diesen rotblonden Bandoaux herrschen mochte. Sie entschuldigte sich. „Ich wußte nicht, daß Sie verheiratet sind. Sonst . . .“

„Geschieden!“ sagte Dina Spielvogel lakonisch und blies mit spitzen Lippen, gerunzelter Stirne und dem ernststen Gesichtsausdruck eines sich produzierenden Kindes einen Rauchringel in die Luft.

Erna lehnte sich unbehaglich zurück. Dies mädchenhafte weiße Wesen da geschieden! Das war über-

raschend! Und immerhin — es verlieh ihr ein gewisses Übergewicht! Den Vorrang einer Frau, die schon geliebt und gelitten hat!

Die Madonna entsandte immer neue Wunderwerke von Rauchringeln zur Decke. „Fräulein! Das sagt mir jeder und jede. Die Welt ist langweilig. Alle sagen dasselbe. Auch Bonifer! Wie alt sind Sie denn?“

„Zweiundzwanzig!“

„Und ich sechsundzwanzig!“ sprach Dina Spielvogel kindlich lächelnd und warf die Zigarette fort, um eine neue zu machen. „Aber nicht wahr: Man sieht es mir nicht an? Man könnte mich für neunzehn halten? Darum hält man mich immer für ein Fräulein! Ach nein! — Bin weder Fräulein, weder schön . . .“

Sie seufzte und Erna war eine Weile stumm. Dann wechselte sie das Gespräch, das ihr peinlich war. „Und nun wollen Sie hier studieren, gnädige Frau?“

Dina Spielvogel lachte bitter und nervös auf. „Studieren! Glauben Sie, man ließe mich in die Kollegien! Überall hat man mir die Thüre vor der Nase zugeschlagen. Wissen Sie, was sogar Frau Doktor Adriane von Arras mir neulich gesagt hat: Man nähme mich nicht ernst! Ich hätte nicht nur keine Vorbildung, sondern auch keine Ausdauer, keine Logik, keine Vernunft . . . was weiß ich! Diese Frau ist schonungslos! Das ist überhaupt ein Mann!“ Sie sprang ungestüm auf und umfaßte schmeichelnd

und flehend Ernas beide Hände. „Nein — bitte — bitte! Nicht studieren — kämpfen! Kampf gegen den Mann! Bis aufs Messer! Wir alle müssen uns zusammenschließen. Keine Frau darf fehlen! Schwester neben Schwester! Ich will euer Führer sein . . .“

„Wohin?“ fragte die Studentin ziemlich kühl.

Der erregte Botticellische Engel machte sich empfindlich von ihr los und ließ sich wieder auf den Divan fallen. „Immer das Gefrage!“ klagte sie. „Wohin? Was weiß ich! Selbständig müssen wir eben werden, wie ich es schon bin! Frei vom Manne!“

Dies „selbständig“ gefiel Erna. Nun kam sie doch dem Zweck ihres Besuches näher. Sie wurde lebhaft. „Also Sie haben sich ganz auf eigene Füße gestellt, gnädige Frau?“

„Vollkommen!“ sagte das geschiedene Kind energisch.

„Und darf man fragen, wie?“

„Nun — Sie sehen ja!“ Die andre musterte zufrieden ihr kleines seidengepolstertes Reich, das dem Nest eines erotischen Biervogels glich.

„Aber — ich meine — erwerben Sie sich nun selbst Ihren Lebensunterhalt?“

Die Madonna warf einen sanften Blick nach der Decke.

„Das ist doch Nebensache. Die Hauptsache ist: Wir müssen uns organisieren! Es müssen Herrscher naturen auferstehen —“ Sie schaute träumerisch in den Spiegel, als sähe sie dort schon schon solch ein kom-

mendes Weib. „Keine Halbheiten! Keine faulen Verträge! Nein — Krieg! Krieg! Krieg dem Manne!“

Erna erhob sich. Es belustigte sie jetzt trotz ihres Kummeres, daß sie diesen nervösen Schmetterling jemals zu den denkenden Wesen gerechnet hatte. Wenn die nun ihr Geld verlor — die stand weit hilfloser im Leben da als sie, die wissenschaftlich vorgebildete akademische Frau. Oder vielleicht doch nicht. In dieser Dina Spielvogel war eine eigentümliche Kraft — die Kraft der Schwäche über nervöse Menschen. Für die besaß sie einen unwiderstehlichen Reiz. Sie verstand es, auf den weltchmerzlichen Seelensaiten solcher Hamlets zu spielen, daß das verstimmte Instrument nach Wunder was erklang. Eben weil sie selbst ganz Nervenbündel war, war sie eine instinktiv mitfühlende Seele und tröstete, wo andern, einfach und gesund empfindenden Frauen ratlos das Verständnis versagte. „Gift ist Gesundheit!“ hatte sie ja selbst vorhin erklärt und sie erzeugte wirklich einen Anschein von Gesundheit in solchen Gemütern.

Eben als Erna sich verabschieden wollte, öffnete sich die Thüre und Doktor Bonifer trat ein, die lange schmalschulterige Gestalt wie immer etwas vornübergebeugt, den blonden Apostelkopf mit den feuchten blauen Augen wie immer etwas verwildert, einen Paß Bücher in der Hand.

Er war hier Hausfreund und ließ sich, nachdem er Erna mit dem unsicheren Blick des Kurzsichtigen einen Augenblick angestarrt und dann melancholisch lächelnd begrüßt hatte, ohne weiteres in einen Sessel fallen.

„Nun — was ist's?“ fragte er wie geistesabwesend.
„Wovon ist die Rede?“

Dina Spielvogel nahm aus einem Blumenfass ein Bündel tiefblauer italienischer Beilchen, hielt sie, um die Farbenwirkung zu prüfen, einen Augenblick neben seinen zerzausten blonden Vollbart und steckte sie ihm dann in das Knopfloch. „Vom Krieg gegen euch!“ sagte sie dabei halbblaut, in einem seltsamen Ton.

Er nickte, mehr zu Erna als zu seiner Freundin gewandt. „Das ist der einzige Krieg, der heutzutage noch Berechtigung hat! Ich bin sonst selbstverständlich für die allgemeine Abrüstung und den ewigen Weltfrieden. Aber diese Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau muß noch kommen! Und sie ist nahe! Einmal muß die Erkenntnis des vieltausendjährigen Unrechts aufdämmern, das wir an euch verübt haben.“

Die junge Märtyrerin an seiner Seite nickte traurig und Erna hatte wieder ein unbehagliches Gefühl. Sie konnte dem, was er sagte, ja nicht widersprechen. Aber trotzdem — ein Mann — es gefiel ihr nicht. Die Männer sollten so mit sich reden lassen, aber nicht selber so reden! Es erniedrigte. Und ein Sieg über solche Männer war gar kein Sieg.

„Ihr habt jetzt eure Frauenbewegung, in der Sie beide, meine Damen, ja auch tapfere Rekruten sind!“ hub Doktor Bonifer wieder an und durchpflügte nach seiner Gewohnheit unruhig mit den Fingern den wirren Apostelbart. „Aber ebenso wichtig erscheint

mir, daß wir jetzt auch eine Männerbewegung zu stande bringen — eine Bewegung nach vorwärts, zu euch hin. Aus der modernen Barbarei, aus dem Krieg und Militarismus vor allem heraus! Auf dem Krieg gründet sich unsre Tyrannei über euch! Eure Ur-Ur-Uhninnen wurden als Sklavinnen im Kriege geraubt . . .“

„. . . Und wir sind Sklavinnen geblieben!“ seufzte Dina Spielvogel.

„Das ist wohl richtig!“ sagte Erna, um aus Höflichkeit beizustimmen. „Ich glaube sogar, daß jetzt noch gerade die starken, die männlichsten Männer uns gar nicht ohne Kampf besitzen möchten, sondern uns gerade wie eine Kriegsbeute mit aller Anstrengung erobern wollen. Wir sollen immer noch so etwas wie eine schöne Helena sein. Darum schon mißtraue ich einem ewigen Waffenstillstand mit den Männern!“

Der blonde Friedensfreund schlug nervös mit der Hand auf sein Knie. „Doch, Fräulein Bauernfeind . . . doch: dieses goldene Zeitalter muß kommen, so gewiß die Nacht der Sonne und die Barbarei der Kultur weicht. Wir sind die Barbaren! Ihr seid die Zivilisation und Sitte — der Fortschritt der Menschheit . . .“

„Danke sehr!“ sprach Erna bescheiden. Sie fühlte, daß sich ein spöttischer Kobold in ihr regte und gab sich alle Mühe, ihn zu unterdrücken. War das die Dankbarkeit gegen einen Mann, der so eifrig für die Frauenrechte eintrat? Aber sie konnte sich nicht helfen: So dachte sie sich den Mann der Zukunft nicht —

sondern immer wieder, sie mochte machen, was sie wollte, in der Gestalt eines zu ihr bekehrten John Henry van Lennep.

Eine Pause entstand. Doktor Bonifer schmachtete stirnrunzelnd und mit dem düsteren Ausdruck eines hoffnungslos Verliebten Dina Spielvogel an und die wieder schaute, ein träumerisches, mädchenhaftes Lächeln auf dem rosigen Gesicht, durch das Fenster nach dem blauen Himmel empor, als erbitte sie gleich einer jungen Heiligen die Verzeihung aller ihrer Verfolger vom Himmel, und Erna, die beide beobachtete, dachte bei sich: Kinder — was seid ihr dumm! Verliebt sein — nun gut! Aber zu thun, als hätte man die Verliebtheit erst entdeckt, um daraus die Frauenfrage zu machen — und noch dazu mit diesem glattgescheitelten Rindskopf, dieser Dina, als Objekt — es war wirklich ein Unfug. Als ob man eine Karikatur seines eigenen gesunden Wesens und Wollens vor sich sähe. Sie stand zum zweitenmal auf.

Die Hausherrin bemerkte es nicht. „Bonifer — was ist das Weib?“ fragte sie, die Augen wie im Traum geschlossen und mit dem Ausdruck eines nach Zuckerwerk verlangenden Kindes, ihren Freund. Und der räusperte sich und sagte, starr auf sie blickend wie ein Nachtwandler — „Das Weib? — das Weib ist einfach der höhere Mensch . . .“

Jetzt mußte Erna wirklich lachen und streckte der Madonna die Hand hin. „Adieu! Und glauben Sie dem Herrn Doktor nicht, gnädige Frau! Wir sind gar keine Wunderwesen! Das reden uns die Männer

nur ein, wie ich als Backfisch zu meinem Papagei gesprochen habe: „Dorchen — du bist viel zu schön und bunt und selten und teuer! Du darfst nicht aus deinem Käfig heraus. Sonst beißen dich die bösen Spazken draußen tot!“ Ach nein, Herr Doktor — wir wollen kein Geflügel mehr sein, weder Engel noch Gänschen — oder beides zugleich! — sondern ganz einfach Menschen — Menschen wie die Männer, und Menschen, die noch mehr Fehler und Untugenden abzulegen haben als die Männer, weil in unsrer Erziehung viel mehr gesündigt worden ist. Also gehen wir und erziehen wir uns! Das ist meine Anschauung von der Frauenbewegung. Adieu!“

„Gott sei Dank,“ sagte Doktor Bonifer, als Erna draußen war, und warf einen scheuen Blick nach der Thüre. Dann näherte er sich vorsichtig Dina Spielvogel und drückte einen ernststen Kuß auf ihren Mund. Und sie ließ es träumerisch und stumm, wie eine weihevollere Zeremonie, über sich ergehen.

Gott sei Dank! dachte sich Erna ebenfalls, während sie ihren Weg weiterschritt. Lieber Feinde als solche Freunde unsrer Sache! Solche Bonifer und Genossen! Es gab offenbar Männer, die ein Instinkt des Schutzsuchens, ein Drang, sich an irgend einem Halt anzuklammern, zu den Frauen trieb, weil sie bei ihresgleichen kein Verständnis für die Schwingungen ihres spinnwebendünnen und fränklichen Nervensystems, sondern nur Gleichgültigkeit oder Barschheit fanden. Sie aber waren noch stolz auf die Mimosenhaftigkeit ihrer Seele. Sie nannten es

Decadence und predigten aus ihrer Schwäche heraus die Stärke des Weibes. Als ob die Frauensklaven die Frauen befreien könnten! Höchstens machten sie solche Schwindelköpfschen, wie Dina Spielvogel, noch ganz verrückt, zu bunten Vogelscheuchen der Frauenbewegung, um alle geistig gesunden Zeitgenossen vom Betreten des Neulands abzuschrecken.

Warum denken die meisten Männer der höheren Stände so gering von uns? — überlegte Erna im Gehen weiter. Bei unsern Arbeitern und Bauern ist das nicht der Fall. Die unternehmen nichts, ohne mit „Muttern“ gesprochen zu haben. Gingegegen wir? Wir sind im allgemeinen von den Interessen des Mannes in freundlicher und schonender Weise ausgeschlossen. Warum? Offenbar, weil wir den Männern unsrer Umgebung die Überzeugung beigebracht haben, daß wir diese Interessen nicht verstehen — wie jener blasse, vergräunte Küchen- und Scheuergeist gestern im Gallusschen Hause — oder sie falsch verstehen, wie diese außer Rand und Band geratene Dina Spielvogel. Beides ist dem Manne gleich gräßlich.

Und in ihrem Zorne über Dina Spielvogel wurde Erna ganz rebellisch. Solche Karikaturen waren doch nur möglich, wenn an dem Urbild etwas nicht ganz vollkommen war. Vielleicht mußte man das deutsche Frauenideal selbst etwas reformieren. Seit hundert Jahren war ja dies Ideal schon geschaffen, so zart und duftig, wie es keine andre Nation ihr eigen nannte. Es war blond und hatte große blaue Augen und hieß an Wochentagen Gretchen und Sonntags,

in feierlichen Stunden, Germania — und folgte man ihm rückwärts die Jahrtausende hinauf, so schloß es als Walfüre träumend und blond im Kreise der Flammen.

Was es an Schätzen des Herzens, des weiblichen Gemütes und Empfindens gab, hatte man in ihm vereint. Aber die Vorzüge des Kopfes? Wo waren die? Und andererseits bildeten sich die deutschen Männer im neuen Reich immer mehr aus der weichherzigen Träumerei von einst zu kühlen, harten Thatenmenschen um. Hier wurde einseitig immer mehr der Kopf entwickelt — dort, beim Weibe, nach altem Brauche nur das Herz. Mußte sich da nicht die trennende Kluft öffnen, das große Mißverständnis zwischen beiden Geschlechtern eintreten? Und drohte es in Deutschland nicht mehr, als in irgend welchen andern Kulturnationen, just deswegen, weil man vom deutschen Gretchen eben nur Gretchenhaftigkeit verlangte, wie zu Zeiten der Großmütter? Höher stand doch die geistige Freiheit des Weibes, die nicht vor dem Mann in ängstlicher Wonne schauert, sondern die ihn liebt, weil sie ihn versteht — trotz dem sie ihn versteht! Gebt uns nur Freiheit! Für die Weiblichkeit wollen wir schon selber sorgen. Sie liegt zu tief in unserm besten Wesen. Aus der Unmündigkeit aber entspringen solche losgelassene Meerkäzchen wie Dina Spielvogel und schneiden ihre Grimassen zum Abscheu aller vernünftigen Menschheit.

Sie hatte bei diesen Erwägungen ihr eigenes Los eine Weile ganz aus dem Sinn verloren. Jetzt plötzlich

fiel es ihr wieder ein — zuerst wie eine sonderbare, ganz unmögliche Sache, wie ein Traum aus der verwichenen Nacht, den man, wieder erwacht, mitleidig belächelt, dann in einem mehr und mehr wachsenden Bangen als die greifbare, starre Wirklichkeit.

Sie mußte, daß alles wahr war, und brauchte doch immer wieder einige Anstrengung, einige Überlegung, um es zu glauben, so unwahrscheinlich erschien ihr diese Wahrheit. Es war so plötzlich gekommen. Ein Blitz aus dem blauen Frühlingshimmel über ihr. Aber wenn sie sich dann wieder in die neue Sachlage hineinversetzt hatte, zweifelte sie nicht mehr an dem Unglück selbst, sondern an sich und der Art, wie sie es trug. Wie war es nur möglich, daß ein Mensch, den ein solcher Schlag getroffen, immer noch aufrecht und elastisch herumging, mit Fremden plauderte, ohne sich zu verraten, ja mit sich selber Zwiesprache pflog über Frauenlos und Frauenbefreiung statt über das eigene Schicksal nachzudenken, dieses sonderbare Schicksal einer Bettlerin in eleganter Frühjahrs-toilette?

Vielleicht, weil sie sich diese Zukunft gar nicht recht vorstellen konnte! Oder weil alles ja doch noch in ihrer Hand lag. Es kostete sie ja nur den einen Entschluß, sich dem Willen John Henry van Lenneps zu beugen! Und sie ärgerte sich wieder über sich selber, daß sie ganz im Innersten eine demütige Freude bei dem Gedanken erwachen fühlte, vor ihm schwach und unterwürfig sein zu dürfen . . .

„Nein!“ sagte sie herrisch vor sich hin, so finster

und entschieden, daß ein fremder älterer Herr, der, höflich den Hut lüftend, an sie herangetreten war, ganz verduht stehen blieb. Dann faßte er wieder Mut. „Verzeihen Sie . . .“ sagte er etwas verlegen. „Ich kenne mich hier nicht aus und ich sehe sonst keine Menschenseele auf der Straße . . . Könnten Sie mir nicht vielleicht sagen, wo hier Frau Dina Spielvogel wohnt?“

Erna sah, ohne im Gehen innezuhalten, von der Seite zu ihm hin. Am liebsten hätte sie gar keine Antwort gegeben. Aber der Fremdling sah nicht gefährlich aus. Ende der Bierzig, groß und rundlich, das burgunderrote Gesicht mit zwei Bartkoteletts geschmückt, glich er am ersten einem besseren Hotelier. Auch seine leicht sächselnde Sprache flößte ihr Zutrauen ein.

„Dort . . . am Ende der Straße . . . das rote Haus!“ sagte sie, mit der Hand weisend und ging schnell weiter, mit einem flüchtigen Kopfnicken seinen Dank erwidern.

Was mochte der Mann aus Sachsen wohl bei Dina Spielvogel wollen? Und wo hatte sie dies Gesicht doch schon einmal gesehen? Ganz vor kurzem?

Erna dachte im Weitergehen darüber nach. Natürlich — jetzt eben war es gewesen! Bei der Präraphaelitin selbst! Auf dem Kaminsims hatte dort eine Photographie in einem koketten Rokoforammen gestanden, mit einer großen vollerblühten La-France-Rose als Schmuck zur Seite — und diese Photographie ähnelte durchaus den gutmütig lächelnden,

mit großen Bartstreifen geschmückten Zügen des Besuchers.

Und Dina Spielvogel hatte, als sie dies gewichtige Wort „geschieden“ so lässig aussprach, doch ein wenig zur Seite geblickt, gerade nach der Richtung zum Kamin mit dem wohlwollenden Herrenbildnis, und Erna hatte sich noch gedacht: Wenn das der ehemalige Gatte ist, hat er recht, so vergnügt auszugehen. Das thäte ich auch, wenn ich Dina Spielvogel los wäre!

Aber wenn dieser Märtyrer im Rahmen neben der Rose und dieser Herr hier auf der Straße ein und dieselbe Person waren, so stimmte das doch wieder nicht! Geschiedene Eheleute pflegen sich doch im allgemeinen nicht zu besuchen. Freilich . . . bei Dina, diesem Unschuldsengel, war alles möglich. Sie besaß eine merkwürdige Macht über die Männer, und vielleicht . . .

Die Studentin blieb stehen und schüttelte unmutig den Kopf. Was ging sie denn das alles an? Es war wirklich jetzt mehr an der Zeit, an sich selbst zu denken, als sich um fremde Leute aus Sachsen zu sorgen.

Rings um sie blühte der Frühling, der Himmel blaute weithin in wolkenloser Wölbung, die warme Sonne schien und Erna stand, all der Herrlichkeit nicht achtend, mit gefurchter Stirne auf der Neckarbrücke, schaute nachdenklich in die unten strudelnden Wellen und grübelte und grübelte über der Frage, die ihr gestern um diese Zeit noch als der Gipfel

alles Komischen erschienen wäre: Wovon wirst du nächsten Monat dein Mittagessen zahlen?

Sie hob energisch den blassen Kopf. Dort drüben, auf halber Höhe des Berges, sah sie zwischen den Bäumen und fahlen Weinstöcken die Villa Arras. Langsam ging sie darauf zu. Ihr Freund da oben war der einzige, der vielleicht doch noch ein Plätzchen in der Welt für sie entdecken und durch seinen mächtigen Einfluß ihr sichern konnte.

Sie wußte, daß ihr die Worte schwer über die Lippen kommen würden. Aber gewiß: Er schonte sie! Er verstand schon, ehe etwas zur Hälfte ausgesprochen. Er konnte den Jahren nach ihr Vater sein. Sie schaute voller Zutrauen und Dankbarkeit zu ihm empor, dem Manne, der sich ihrer hier selbstlos angenommen.

Ihr Herz klopfte. Sie hatte solche Sehnsucht nach einem Menschen, der schlicht und gütig zu ihr war, statt ihrer zu begehren oder ihrer zu spotten. Und es war ihr, als schritte sie der Heimat zu, während sie sich langsam dem weißen Blütengarten näherte, der die Villa Arras umgab.



X.

Erna hätte ihren Besuch bei dem Professor schon mehrere Stunden vorher machen können, ohne zu stören. Seiner Gewohnheit nach war er schon mit frühem Morgen auf und an seinem Arbeitstisch. Das war seine beste Studienzzeit, diese Stille nach Sonnenaufgang, in die noch nicht der Lärm und Dunst des vollermachten Tages drang.

Aber heute waren seine Gedanken fern von ihrem gewohnten Reich, auf Wanderschaft draußen im Neckarthal, wo er gestern mit Erna den langen sonnigen Frühlingstag verbracht. Er hatte lange keinen so frohen Tag verlebt. Das Herz wurde ihm weit bei der Erinnerung. Und wie die Blütenzweige sich draußen leise im Morgenwind wiegten, flog eine seltsame Sehnsucht, ein leises Grauen in ihm auf. Es war, als kämen die Toten ihm zurück. Die Jugend und die Liebe.

Vor ihm auf dem Schreibtisch stand eine Photographie seines Sohnes, die bunte Mütze schräg auf dem Haupt, mit dem hochmütigen Lächeln eines verwöhnten jungen Menschen aus gutem Hause. Die blickte er lange an. Es lag ein bitterer Vorwurf

auf seinen Lippen: Du bist schuld! Du hast mich um meine Hoffnung betrogen! Kein Mensch auf der Welt hat mich so bitter gekränkt wie du in all deiner Fröhlichkeit und Frische. Du hast mich einsam gemacht. Aus der Einsamkeit kommt das Höchste und das Schlimmste. Höchste Weisheit und Thorheit. Du hast mich zum Thoren gemacht.

Er erstaunte über sich, so sehr empfand er eine plötzliche zornige Bitterkeit gegen Otto Hellmuth! Was hatte er alles aufgeboten, um seinen Erben im Geiste auf die reiche Hinterlassenschaft vorzubereiten, die seiner harrte! Von der zartesten Jugend an hatte er die keimende Seele gepflegt und behütet, ihr Erwachen beobachtet, ihr Wachstum gefördert, sie mit dem Besten und Edelsten gelobt, was Schönheit und Weisheit ihm boten, und mit Ungeduld des Augenblicks geharrt, wo zum erstenmal ein Widerspruch seines Selbst dort drüben erklingen, wo er dankbar sein Fleisch und Blut ansehen und im höheren Sinne zu sich sagen könne: Das bist du!

Jahre um Jahre waren vergangen. Das Versprechen, das der Knabe nicht gehalten, mußte der Jüngling erfüllen. Aber jetzt war Otto Hellmuth ein Jüngling. Und was war aus all der Pflege erwachsen? Ein hübscher, heiterer, guter Duzendmensch, dessen höchstes Lebensziel zunächst darin gipfelte, Affessor bei einem möglichst feudalen Regierungspräsidium zu werden.

Bisher hatte sein Vater darüber nur resigniert gelächelt. Kein Mensch konnte ja schließlich etwas

für sich selbst. Aber heute merkte er es deutlich: die tiefe Einsamkeit seines Lebens kam von Otto Hellmuth. Sie stammte aus jener Zeit, da er die Hoffnung hatte aufgeben müssen, aus seinem Sohn seinen Freund zu machen.

Nicht allein zu sein auf seine alten Tage! — Wiederaufzuleben in einem andern Menschen, die Schätze von Daseinsweisheit und Erfahrung nicht mit sich ins Grab zu nehmen, sondern einem würdigen Erben als kostbarstes Gut zu vermachen — er hatte längst den Versuch aufgegeben, das alles seinem Sohne aufzudrängen!

Und wieder sah er Ernas Gesicht vor sich — die zarten, klugen Züge — die klaren, jungen Augen — die roten Lippen halb geöffnet, wie zu einer Bitte: Befreit mich aus Unwissenheit und Kleinlichkeit! Gebt mir etwas ab von eurem vielen Reichtum! Laßt mich werden und wachsen durch euch, an euch empor zum Licht! Erlöst den Menschen in mir! Macht mich stark und frei und freut euch meiner! . . .

Und er hörte wieder ihr jugendlich-überschwengliches: „Am liebsten möchte ich alles lernen — alles!“ und fühlte durch die helle Mädchenstimme doch den ernstesten, tapferen Menschen in ihr hindurch.

Also statt eines Sohnes eine Tochter? Er lachte über sich selbst. An Unerbittlichkeit im Denken gewöhnt, zerfaserte er schonungslos die letzten Regungen seines Herzens. Nein — er wußte, was das war . . .

Es klopfte hastig an der Thüre. Fast ohne das „Herein!“ abzuwarten, trat der Major ein, unruhiger

und erregter als es sonst der Bonhommie seines Wesens entsprach.

„Ich komme früh!“ sagte er stehen bleibend und Hut und Stock in der Hand behaltend. „Aber es ist keine Zeit zu verlieren. Bist du gefaßt, eine schlimme Nachricht zu hören?“

Der Professor sammelte langsam seine Gedanken in die Außenwelt zurück. „Sprich!“

„War Otto Hellmuth gestern abend noch bei dir?“

„Nein. Wir haben ihn vergeblich erwartet.“

„Hast du einen Brief von ihm oder sonst ein Lebenszeichen?“

„Nichts!“

„Und von Fräulein Bauernfeind hast du natürlich auch nichts weiter vernommen?“

„Nein. Was sollte ich denn vernehmen?“

„Ich hab' es erst gestern spät abends gehört — auf mein Drängen . . . von den Cheruskerföchsen. Fräulein Bauernfeind wurde auf der Straße von einem Ausländer belästigt. Dein Sohn hielt sich für verpflichtet, sie zu schützen und gab dem andern, wie der thätlich werden wollte, einen Faustschlag ins Gesicht.“

„Und nun?“

Der Major war sehr ernst. „Nun wird dein Sohn um ihretwillen — oder auch um deinetwillen, da sie kurz vorher noch dein Gast war — sich schlagen! Unbedingt! Der Kerl gibt jedenfalls Satisfaktion und verlangt sie. Es ist eine Art verbummelter Student. Ich kenne ihn, von früher her, wo er zu-

weilen auf die Kneipe kam. Er und Otto Hellmuth waren schon damals einander spinnefeind."

"Er wird sich nicht schlagen!" sagte der Professor rasch und seine Bewegung bemeisternd. „Derlei zu verhindern gibt es doch noch Mittel! Einem Menschen gegenüber, wie du ihn schilderst!"

Der andre legte ihm die Hand auf die Schulter und dämpfte seine Stimme. „Jetzt sei gefaßt! Ich fürchte, es ist zu spät! Meiner Meinung nach schießen sie sich eben jetzt irgendwo oder haben sich schon geschossen . . ."

"Otto Hellmuths Zimmernachbar verriet mir heute nacht, was im Werke sei!" fuhr er fort, da sein Freund verstört schmiegt, „und in aller Gottesfrühe stieg ich heute dem Jungen auf die Bude, um zu erfahren, was er eigentlich vor hatte. Das Zimmer war leer! Um sieben Uhr morgens! Da bekam ich eine böse Ahnung und machte, daß ich zu dir kam."

"Aber du hast ihn nicht weggehen sehen?"

"Niemand im Hause! Auch keinen Wagen hat man gehört!"

"Dann sind doch noch andre Möglichkeiten! Vielleicht ist er überhaupt noch nicht nach Hause gekommen!"

"Er sollte doch heute zum erstenmal auf die Mensur!"

"Vielleicht hat ihn das aufgeregt! Er konnte nicht schlafen und hat einen Morgenspaziergang gemacht!"

"Lieber Freund!" sagte der Major ehrlich. „Die

Morgenspaziergänge kennen wir selber aus unsrer Jugend! Wir wissen, was das damit für eine Verwandtnis hat und warum einer aus der Gesellschaft dabei ein schwarzes Kästchen unter dem Arm trägt und nachher eine geschlossene Droschke im Schritt zurückkommt. Aber ich will kein Unglücksrabe sein. Ich habe das Meinige gethan und dir den Thatbestand erzählt. Das weitere steht bei dir!"

Der Professor hatte schon nach seinem Hut gegriffen. „Wir müssen ihn suchen!“ sagte er mit schwankender Stimme. „Komm rasch!“

Er eilte so schnell den Weg zur Stadt hinab, daß der alte Soldat ihm kaum folgen konnte. Er wurde atemlos. „Lieber Freund . . . das Gerenne hat gar keinen Zweck. Wir können ihn nur an zwei Orten treffen. Entweder doch noch auf seiner Bude oder nachher auf dem Pflanzboden. Oder er muß uns auf dem Weg dazwischen begegnen!“

Aber Otto Hellmuths Wohnung war, als sie eintraten, leer. Nichts Ungewöhnliches war in ihr zu bemerken. In malerischer Unordnung lagen in einer Ecke hohe Rohrstiefel und auf dem Stuhl daneben Pilsesche und Cerevis als Erinnerung an den letzten Kommers, auf dem Tisch standen leere Biergläser, Statkarten und die vergilbten Reste eines Katerfrühstücks wohl schon vom vorletzten Tage her, daneben das „Vademekum des deutschen Corpsstudenten“ als Leitfaden für die Füchse, all die Zirkel, Farben und Wahlprüfche der deutschen Corps gewissenhaft ihrem Gedächtnis einzuverleiben, eine lange Pfeife mit einem

Flohbein zum Stopfen, ein Päckchen Tabak und ein nie benutztes Kollegienheft, das zum Aufzeichnen der Wäsche diente.

Auf der andern Seite ein stumpfes Korbrapier, Sporen und Reitpeitsche und „Die fromme Helene“ von Wilhelm Busch mit einer unquittierten Schneiderrechnung als Buchzeichen, alles so, wie es seit Jahren im Wechsel der studentischen Generationen in diesem Gemache Brauch gewesen war, und so, als hätte der junge Corpsfuchs es in diesem Augenblick verlassen.

Im Schlafzimmer nebenan sprang, als sie hineinschauten, ein großer weißer Büdel schuldbewußt von dem in Unordnung befindlichen Bett und versteckte sich. Er schien, nach dem tiefen Eindruck, den er auf dem Kissen zurückließ, schon lange diesen verbotenen Ruheplatz genossen zu haben. Und es war sehr auffällig, daß sein Herr gerade heute seinen unzertrennlichen Begleiter zu Hause gelassen hatte.

Die beiden sahen sich stumm an und traten auf den Flur hinaus. Dort steckte der längliche Theologe, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, seinen wirren Haarschopf und das unrasierte Antlitz mit der schief sitzenden Brille durch einen Spalt der Nebenthüre. Auch er hatte nicht das geringste von Otto Hellmuth gehört.

„Aber allerdings . . . ich habe einen gottgesegneten Schlaf!“ entschuldigte sich der Studiosus Rindervater und setzte etwas verschämt hinzu: „Der Herr Baron von Arras hat mir sogar vorgeworfen, daß ich vernehmlich schnarche, als ich mich einmal über das

Budelgebelle während meiner hebräischen Studien beklagte. Da überhört man manches. Übrigens sind die Herren alle fort. Sie sind alle auf die Mensur nach der Hirschgasse. Zweimal wöchentlich. Das sind mir immer liebe Stunden. Da ist es schön still in Hause . . .“

Die beiden Herren horchten kaum mehr auf ihn hin. Sie eilten mit flüchtigem Gruß die Treppe hinab, und der knochige Jünger der Gottesgelehrtheit zog sich in sein Stübchen zurück, wo anheimelnd, neben dem aufgeschlagenen Alten Testament im Urtext, der Kakaotopf brodelte und die Pfeifenglocke dampfte, wo alles gemütlich und beschaulich, eines besseren Geistes würdig war, während drüben in der Hirschgasse die Klängen sprühten und das Blut spritzte . . .

Eine wichtige und ernste Mensur war auf dem altherwürdigen Pausboden im Gange, als die zwei alten Herren der „Cheruskia“ eintraten. Schwierigkeiten hatten sie unterwegs nicht gefunden. Der unten am Neckar lungernde Lauerposten, der das seltene Ereignis des Erscheinens der Bedellen rechtzeitig melden sollte, hatte ehrerbietig den Hut gelüftet und auch in der Wirtschafft selber war niemand dem wohlbekannten Major a. D. in den Weg getreten. Der machte sich jetzt von seinem Freunde los. Er hatte in einer Ecke des Saals den Konsul entdeckt, der sich wohl nach so vielen Irrfahrten in aller Herren Länder wieder einmal eine deutsche Studentenmensur ansehen wollte.

Der Professor stand allein und in der allgemeinen Erregung des Turniers noch nicht beachtet nahe an

der Thüre, die Augen auf das Gewimmel der eingetrockneten und tintenschwarz gewordenen Flecken auf der Diele gerichtet, in denen viele Generationen der Alma Mater ihre Tropfen Blutes als einen ganz besonderen, sie auf Lebenszeit mit dieser Stätte ihrer Jugend, mit der Hochschule verbindenden Saft zurückgelassen hatten. Trotz seiner Sorge und Angst zeigte doch auch an ihm die Erinnerung ihre alte Kraft. Dieser eigentümliche Dunstkreis des Pausbodens, dies Gemisch von Jodoform- und Karbolduft, von Tabakqualm, Staub und Leder- und Hundegeruch, rief ihm, ohne daß er es wußte und wollte, die Tage zurück, da er selbst vor einem Vierteljahrhundert hier breitbeinig, mit erhobener Rechten, die Linke rücklings in der Schnalle, Speer mit Speer gekreuzt und im Funkenprühen die elektrische Spannung der Mensur eingeatmet hatte.

So wie die beiden, die jetzt da als Kämpferpaar standen, zwei unförmliche, in Pauschurz und Stulp verpackte und schwarz bebrillte Kolosse, an deren bluttriefenden Schädeln man die Züge nur noch mit Mühe erkennen konnte. Das war keine gewöhnliche Bestimmungs- oder gar eine leichte Fuchsmensur, noch weniger das Schauspiel einer Contrahage unter „Wilden“, die jeder bei einem Corps Waffen belegt hatten und, gegenseitig losgelassen, mit mehr Mut als Kunst, oft zur stillen Heiterkeit der kundigeren, farbentragenden Kämpen ihre dreißig Minuten aufeinander abdrotschen — dies war das Zusammentreffen zweier berühmter, im ganzen Reich des hohen Rößener

C. S. mit Ehrfurcht genannter Fechter, von denen der eine eigens auf Gastspiel von einer auswärtigen Hochschule gekommen war, um einen Zwist zwischen seinem Corps und der „Cheruskia“ mit austragen zu helfen.

Immer wieder hämmerte das trockene, blitzschnelle Klappern der Klingen, der dumpfe Klatsch der Terzen auf dem Stulp, der helle Klang der Quartan auf Schneide und Korb, dann wieder ein paar aufstrebende Haarbüschel, ein Halt und Gemurmeln, ein neues Blutbächlein, das der Bauarzt mit einem Wattebäuschchen wegwischte, um die Art des Schmisses zu ergründen, während der Testant dem Paukanten den erhobenen rechten Arm unterstützte und der Sekundant ihm einen Schoppen mit Wasser an die Rippen hielt, das von dem hereintropfelnden Blut sich rosig wie Himbeerlimonade färbte. Und dann von neuem die Auslage, ein erneutes, beinahe taktmäßiges, zorniges Gerassel der Hieb um Hieb widereinander spielenden Speere — diesmal länger, weit länger als die bisherigen Gänge unter allgemeinem atemlosem Schweigen.

Wie die beiden ausmattierten Corpshauptlinge da standen, bewegungslos vom Wirbel bis zur Sohle, keine Faser des Körpers rührend, nur aus dem rechten Handgelenk heraus die Klingen einander auf die nicht mit der Wimper zuckenden, rot überrieselten Köpfe schnellend, da glichen sie eigentlich zwei Automaten, die, einmal in Gang gesetzt, jeder einen Hebelarm mechanisch auf und nieder rührten, im übrigen aber still und leblos in einem Brei von Blut und Sägspänen fußten.

Der Major kam auf den Fußspitzen zurück, faßte seinen Corpsbruder unter dem Arm und zog ihn hinaus. „Komm!“ murmelte er, „ehe die Mensur zu Ende ist! Es macht nur unnütz Aufsehen, wenn sie dich bemerken!“

Im Augenblick, als er die Thüre vorsichtig öffnen wollte, entstand im Saal eine lebhafte Bewegung. Mitten im Gefecht war die Spitze einer Klinge abgesprungen. Wie eine geschnellte Feder sauste das haarscharfe Stahlstück zur Decke, klatschte gleich darauf an die Wand am andern Ende des Raums, schnurrte zurück und blieb zitternd in dem hölzernen Fußboden neben einer entsetzt auffahrenden Dogge stecken.

Ganz ungefährlich waren solche Vorkommnisse nicht. Es konnte, wie durch einen verirrten Granatsplitter im Gefecht, einmal auch ein ganz Unbeteiligter getroffen werden. So herrschte für eine Minute ein plötzliches Stimmengewirr und Durcheinanderlaufen und während die beiden Paukanten, einander durch die schwarzen Brillen anstarrend, sich verschnauften und eine neue Klinge mit Karbol desinfiziert und in den bunt gefütterten Korb eingezogen wurde, verließen der Professor und der Major unbemerkt den Saal.

„Also die jungen Leute wissen von nichts!“ sagte der letztere schnell und ohne erst eine Frage abzuwarten. „Der Konsul hat sie ausgeforscht. Sie geben zu, daß überall schon ein Gerücht von dem Rencontre verbreitet sei und daß es wohl auch Folgen haben

werde und haben müsse — aber die Sache scheint mit der größten Heimlichkeit und Schnelligkeit behandelt worden zu sein. Denn, was das sehr Verdächtige ist: der erste Chargierte fehlt — du weißt, der Dreibändermann, Otto Hellmuths Leibbursch! Und ebenso der zweite. Ein Herr von Westrow! Heute, an einem Mensurtag. Das läßt tief blicken!"

Sie schritten die Hirschgasse hinab und näherten sich dem Neckar. Beide schwiegen verstört. Wozu über Dinge reden, die sich offenbar schon jedem Einfluß und jeder Berechnung entzogen hatten?

Unten auf der Landstraße stand neben dem Aufpasser jetzt noch eine andre, seltsame Gestalt. Ein bebrillter, ältlicher Dienstmann mit dem Ausdruck eines weltmüden Alkoholikers, der sich in der Nüchternheit und Morgenfrühe offenbar sehr unbehaglich vorfam. Als die Herren vorbeiging, sah er sie eigentümlich forschend an und bewegte bedeutsam, mit einem mißgünstigen Lächeln, die Lippen.

„Was hat denn der Bierjunge?“ fragte der Major stehen bleibend. „Wollen Sie was? Dann 'raus mit der Sprache!“

„Ha — m'r redd norr, wammer gefragt werd!“

In der Zeit vor dem Frühschoppen pflegte der grämliche Philosoph seine Gedanken in unverfälschtes Neckarpfälzisch zu kleiden. Erst mit dem Alkohol wurde er hochdeutsch und gegen Abend, in David Gallus' Gesellschaft, lateinisch.

„Was soll ich Sie denn fragen?“

„Ha — Sie suche doch wen!“

„Ja, den jungen Baron Arras!“

Der greise Bierjunge ließ seine trunkfeuchten Augen wie in tiefer Geistesabwesenheit über die Wälder und den Himmel gleiten. „Sellen hab' ich heut früh gesehe!“ sprach er plötzlich ganz in Gedanken. „Do is Ihne heut früh e Engländer weg! Uff die Bahn. Nach Köln. Dem hab' ich sei' Koffer trage müsse! Wisse Se . . . E Engländer vun sellere Sort', wo net emol e Mark un fuffzig Penning für e Droschke üwvrig hamwe! Oh yes! Un nachher dhun sie dick, die Schote!“

„Lassen Sie mich mit dem Engländer in Ruhe!“ rief der Major zornig.

Der einstige Akademiker ließ sich nicht beirren! „Jetzt . . . wie ich mich do mit dem Koffer hinschlepp' und der Engländer alleweil voraus mit seine Siwvemeilestiefel — wer kommt do? Der Stumpe mit seiner Drosch'! Und in der sitzt der junge Herr Baron und noch zwei Herre von der Cheruskia und ein fremder Herr mit 'eme Zwickel! Um fünf Uhr morgens! Als das Neckarthal lang, was die Gäul' laafe könne! Da hab' ich bei mir gedenkt: Such emol, Alterle! Jetzt weißt du 'was, was die annere net wissen solle! Ich weiß, meine Herre, wohin so 'ne Reif' geht! Früher hab' ich sie selbst gemacht.“

„Aber wohin sind die Herren gefahren?“

„Meine Sie, ich hätt' gefragt? Ich hör' so schon Grobheite genug, wann der Tag lang is! Merci!“ Der Alte steckte lässig das Silberstück ein, das ihm der Major reichte. „Gratias tibi! Dees

langt für heut! Für den Dorscht, mein' ich! Mihi est propositum, in taberna mori! Der Bierjung' trinkt, bis es mit 'em aus is. Bald emol! Ich sag' als: „Ihr Leut', ihr Leut'! 's is e Not mit sellem Seewe!“ Als der Alkohol! Und wann ich dobt bin, kumm ich gleich wieder in Spiritus! Do zerschneide sie mich in der Anatomie! Dohin hamw' ich mich verkauft! Gute Morge, ihr Herre!“ Und die Mütze auf dem Graukopf lüftend und die Brille zurechtschiebend, trollte er unsicher davon, der geliebten Kneipe zu, die er heute nicht mehr verließ.

Die beiden Männer sahen sich stumm an. Sie waren blaß geworden. Dann legte der Major dem andern die Hand auf die Schulter. „Nun haben wir wenigstens Gewißheit! Das Duell hat schon stattgefunden — irgendwo da oben im Neckarthal! Wo, wissen wir nicht. Es bleibt uns nichts übrig, als das Ergebnis abzuwarten. Komm — ich begleite dich nach Hause!“

An der Schwelle seiner Villa angelangt, drückte der Professor ihm die Hand. „Ich möchte jetzt allein sein!“ sagte er. „Ich denke . . . du verstehst, lieber Freund . . .“

„Ja!“ nickte der kurz und ging.

Nun war er allein. Wieder in seinem Studiergemach, das er vor kaum einer Stunde verlassen. Um ihn Stille, draußen Blütenglanz und Sonnenschein und er selbst merkwürdig ruhig, in einer starren Erwartung, die jedes äußere Zeichen der Erregung bannte. Das war die Willenlosigkeit gegenüber dem

unabänderlichen Schicksal, das im Gange war und achtlos über ihn hinwegschritt. Das macht klein, das macht stumm und gelassen. Man weiß, daß das, was kommt, kommen muß, und harret seiner, mit gebeugtem Haupt und unthätig zusammengelegten Händen.

Wer da die Hände falten und beten konnte, hatte mehr Trost. Dem blieb die Vorstellung, daß er doch noch da draußen auf Ursache und Folge der Dinge einwirke. Aber er konnte nicht beten. Er konnte nur denken. Und denken war so wenig und half so wenig gegenüber dem unerbittlichen Geschehen.

Er saß am Tisch und sah das Bild seines Sohnes an. Was ist das für eine Welt? ging es ihm durch den Kopf. Da bist du mit Schmerzen geboren, mit Liebe gewartet, mit Sorgfalt auferzogen, bist allen Fährnissen des zarten Alters entgangen und blühend herangewachsen bis zur Schwelle des eigentlichen Lebens, bis zum Menschen und Mann — bloß damit nun ein fremder Geselle aus fremdem Lande kommt und unter genau bestimmten Zeremonien auf das Kommando eines dritten auf dich mit einer Pistole schießt und dich niederschießt! Oder du ihn! Ein halbes Kind noch, das mit unsicherer Hand ein Menschenleben knickt und dann verdutzt dasteht und an die langen, unnütz verlorenen Festungsjahre denkt. In der Kasematte ist's nicht so wohnlich wie im Neckarthal. Und im Schweigen der Nacht kommen die Vorwürfe über dein junges Herz. Denn irgendwo weint in der Welt wohl auch über deinen erlegten Feind ein Mutter- oder Mädchenauge.

Was war das für eine Welt? Warum lebte man in diesen Satzungen? Nicht billigend, aber schweigend? Der Gelehrte wußte wohl: wenn man ausrief: „Wer ist des Zweikampfs überzeugter Freund?“, so trat aus seinen Kreisen kaum einer vor. Aber wenn man wiederum ausrief: „Wer ist des Zweikampfs öffentlicher Gegner?“, so traten wiederum nur wenige vor. Den Rest, die große Masse hielt Rücksicht aller Art, Gewohnheit und jene urgermanische Schamhaftigkeit zurück, die verlangt, daß der Mann tapfer sei wie das Weib keusch.

Schließlich: Warum gleich das Schlimmste? Er sprach sich Mut ein. Es flogen viel Kugeln daneben! Dann ging man auseinander, in der beruhigten Überzeugung, daß nunmehr jener Faustschlag ins Gesicht nicht mehr vorhanden, sondern aus der Reihe der Ereignisse ausgestrichen war. Dann wollte er Otto Hellmuth, dem dummen Jungen, einmal gründlich die Leviten lesen! Aber fast zugleich besann er sich wieder! Was sollte er denn eigentlich sagen? Der junge Mensch trat ja in ein Leben, in einen Beruf hinaus, in dem man genau das von ihm erwartete, was er eben that. Sollte er ihn daran irre machen, einen Zwiespalt zwischen der Meinung der Welt und dem Rate seines Vaters erzeugen und, wenn der Sohn gehorsam dem letzteren folgte, seine Laufbahn ruinieren?

Das konnte er nicht. Da fühlte man sich so stolz, als Kulturmensch, als Erbe der Jahrhunderte. Ach nein — die Jahrhunderte erben uns! Was längst

zu Staub verwehte Vorfahren gedacht und gethan, wie sie sich die Welt enträtselt und durch das Dasein geschlagen, das lebte stark und unbewußt in dem Urenkel wieder auf, dem wissensbeschwerten und zweifel-erfüllten, dem sonderbarster Widersprüche vollen Europäer unsrer Tage . . .

Er fuhr hastig empor. Da draußen, im Glasgang, schimmerte eine bunte Mütze. Die Farben der Cheruskia. Sein Sohn kam zurück! Otto Hellmuth war da!

Aber nein . . . das war eine fremde Stimme, die mit dem Mädchen sprach. Das war — er erkannte ihn hinausgehend sofort — der zweite Chargierte des Corps, Herr von Westrow, ein schlanker, blutjunger Herr, der wie ein Fähnrich in Zivil aussah und, einer alten Militärfamilie entstammt, auch die Absicht hatte, mit Ende des Semesters im Herbst die Offizierslaufbahn einzuschlagen.

Er faßte ihn an der Hand und zog ihn ins Zimmer. „Bitte, rasch, Herr von Westrow!“ sagte er rauh, beinahe befehlend.

Der Cherusker zögerte. „Es hat ein Duell stattgefunden, Herr Professor!“

„Ich weiß! Ich weiß! Das Ende?“

„Otto Hellmuth hat einen Schuß bekommen. In die linke Seite!“

„In welcher Gegend?“

Der junge Mann sah scheu zur Seite. „. . . Herr Professor . . . es war eigentlich . . . so ungefähr . . . in der Herzgegend. Aber wie ich wegging, war er noch ganz bei Besinnung und sprach auch . . .“

Es war still.

„Unser erster Chargierter schickte mich nämlich weg . . .“ hub er wieder an . . . „weil ich noch gerade den Zug erreichen konnte, um Ihnen gleich Nachricht zu bringen und nachher . . . ich will jetzt rasch in die Universitätsklinik, damit man ein Zimmer bereit macht . . .“

Er sagte das mit einem schwankenden Tone, als glaube er eigentlich selbst nicht, daß das noch nötig sei. „Die andern kommen mit dem Wagen hinterher!“ fuhr er fort. „Natürlich ganz langsam . . . im Schritt . . . es dauert mindestens noch eine bis anderthalb Stunden, bis sie an die Brücke kommen. Weil . . . es ist ein weiter Weg! Die Mensur hat im Hessischen stattgefunden . . . bei den alten Burgen . . . Otto Hellmuth sagte mir noch, Sie seien zufällig gerade gestern bei einem Ausflug dort gewesen und gerade da gegessen, eben mit dem Fräulein Bauernfeind zusammen, wegen der . . . ach so . . . Herr Professor kennen die Veranlassung noch gar nicht. Es war schwerster Tusch, indem . . .“

Eine Handbewegung des andern ließ ihn verstummen. Er schlich auf den Fußspitzen wie in einem Krankenzimmer nach der Thüre. „Ich gehe jetzt in die Klinik, Herr Professor!“ sprach er gedämpft.

Er bekam keine Antwort. Schon wollte er die Thüre öffnen, als ihm einfiel, daß er ja das Wichtigste vergessen. Er that wieder ein paar Schritte zum Schreibtisch zurück. „Otto Hellmuth hat sich tadel-

loß geschlagen!“ berichtete er. „Seine Haltung war ganz vortrefflich!“

Seine Worte machten, wie er merkte, wenig Eindruck mehr. Es war ja auch eigentlich ganz selbstverständlich, daß ein deutscher Corpsstudent auf einer schweren Mensur nicht versagte. Was er, der Überbringer der Meldung, nach der Unglücksbotschaft selbst noch mitgeteilt, war offenbar als leerer Schall an dem Vater vorbeigegangen. So zog er sich behutsam zurück und klinkte leise die Thüre ins Schloß. Als er draußen auf der Straße stand, atmete er tief auf. Das war der schwerste Gang seines jungen Lebens gewesen . . .

Durch das Fenster sah er noch, daß Professor von Arras, äußerlich unbewegt, stumm vor sich niederstarrend am Schreibtisch saß, genau wie er ihn verlassen, und wahrscheinlich nur an das dachte, was auch ihm immer wieder durch den Kopf ging: Eine Verletzung in der Herzgegend! Das heißt das Ende!

Freilich nicht immer! Der Gelehrte war ja selbst Mediziner, wenn auch nicht ausübender Arzt. Es gab genug Fälle — er konnte sie sich genau vorstellen und anatomisch begründen, — wo ein Verwundeter auch dann noch davorkam und völlig genas. Aber er mißtraute seiner Wissenschaft. Er hatte die feste Überzeugung: Otto Hellmuth ist jetzt schon tot!

Eigentlich war das ja auch ganz einfach und selbstverständlich, sobald man glaubte, daß über uns und unserm Willen noch eine unsichtbare und unfaßbare Macht unsern Lebenslauf lenkt. Dann war das so

gekommen, weil er, der Vater, sich innerlich von seinem Sohn abgewandt hatte. Da war sein Sohn von ihm gegangen, um ihm zu zeigen: Siehst du, Vater — das ist die Trennung! Du wolltest sie! So sieht sie aus! So wirkt sie auf dich!

Er glaubte nicht an übernatürliche Mächte. Auch jetzt nicht! Sein innerstes Wesen war erfüllt von dem Bewußtsein des Einsseins mit der Natur und ihren unabänderlichen Gesetzen. Aber an die Trennung — an die glaubte er. Da saß sie ihm im Herzen, bitter und scharf wie ein Giftpfeil, und aus dem Schmerz rang sich eine neue Liebe empor, eine verzweifelte, leidenschaftliche Liebe zu seinem Sohn.

Auf einmal war sie da, nachdem sie jahrelang unter dem Schutt zertrümmerter Hoffnung, zerbrochenen Stolzes geschlafen. Auf einmal war ihm Otto Hellmuth wieder so nahe wie in jenen Tagen, da er, selbst noch ein junger Mann im Beginn des Lebenskampfes, ihn auf den Knien gehalten und in ihm sein Ebenbild gesucht hatte. Auf einmal sah er jetzt dies Ebenbild in der Photographie des lustigen Corpsfuchses auf dem Schreibtisch vor sich und atmete schwer unter einer angstvollen Zärtlichkeit: Ja — du bist mein Sohn! Sie sollen dich mir nicht nehmen! Du sollst mir bleiben! Ich will dich haben, wie du bist, und zufrieden und dankbar sein, wie du bist. Denn wie verschieden wir auch sein mögen — du bist mein! Du lebst durch mich. Ich lebe in dir!

Da war die Reue! Er hatte dem Menschen, der

ihm am nächsten stand, gezürnt und unrecht gethan, ohne daß jener Schuld trug. Er hatte ihn im Herzen von sich gestoßen, ohne daß jener es wußte und merkte, — bis die Kugel sein Herz erreichte. Er hatte ihn verleugnet. Und was war Otto Hellmuths Antwort? An eben jener Stelle von gestern, für eben jenes Mädchen, das wider Willen sich trennend zwischen ihn und seinen Vater schob, hatte er heiter und tapfer sein Blut vergossen. Heiter wie ein Held. „Seine Haltung war tadellos!“ hatte ja noch tröstend der Corpsbruder zum Abschied gesagt. Zur selben Zeit, wo sein Vater hier an Erna und immer wieder nur an Erna dachte, in einer Betäubung, die er jetzt ohne Erstaunen langsam von sich weichen und in ein Nichts schwinden fühlte, hatte Otto Hellmuth sein Alles daran gesetzt, die Ehre des väterlichen Hauses und des Gastes, der in ihm Aufnahme gefunden, zu verteidigen . . . Er begriff sich nicht mehr. Er wurde wieder frei. Durch seinen Sohn! Wie nahe war er ihm jetzt, wo er ihm vielleicht schon für immer fern war. Er sah ihn vor sich, den hübschen flotten Menschen, wie er mit lachenden Augen, schlank und straff vor ihm stand, ein Bild von Frische und Kraft und Gesundheit.

Mein Sohn! Mein Sohn! Er sprach es laut vor sich hin, mit einem dumpfen, müden Ton. Und als er den Kopf verstäört auf der Tischplatte zwischen den Händen bergen wollte, hörte er beinahe den gleichen Klang, ein unterdrücktes, verzweifeltes Schluchzen von der Thüre her.

Er schaute auf. Da stand seine Frau. Bleich wie er und wie er starr vor Angst und Schmerz.

Er wollte reden. Sie schüttelte das Haupt. „Ich hab' gehört, was Herr von Westrow dir gesagt hat! Die ganze Zeit hab' ich wie versteinert nebenan auf dem Stuhl gesessen und hab' es nicht geglaubt! Aber jetzt bin ich zu dir gekommen!“

Und in einer plötzlichen Leidenschaft der Verzweiflung krampfte sie sich an ihn an und legte ihre Stirne zitternd an seine Brust. Er schaute zu ihr nieder. So war sie noch nie gewesen. Noch nie hatte er diesen kühlen Verstandesmenschen, der ihn als Genossin durch das Leben begleitete, so hilflos und hingebend gesehen. Nie hatte er geahnt, daß selbst in diesem verschlossenen Herzen so viel Liebe sich bergen könne, die nun, in äußerster Not, sich freimachte und zu Tage stieg.

Er faßte ihre Rechte und hielt sie fest. Sie setzten sich still nebeneinander hin, Hand in Hand, zwei arme Schicksalsgefährten, zwei Harrende und Bangende und Liebende. Und was in langen Jahren die gemeinschaftliche Geistesanpassung, die ruhige Freundschaft, das klare Einanderverstehen nicht zu bewirken vermocht, das schufen jetzt die angstgejagten Herzschläge der beiden stummen, dem Herbst ihres Lebens entgegengehenden Menschen. Sie waren eins. Vollkommen eins. Weil sie zum erstenmal einander mit den Herzen begriffen und dasselbe empfanden: das Nächste und Letzte, die Liebe zu ihrem Sohn.

Jetzt bemerkte er, daß auch seine beiden Töchter

im Nebenzimmer waren. Sie wußten nicht recht, was vorgefallen. Die Mutter hatte auf ihre Fragen nur wenig geantwortet. Aber sie hatten den Che-
rusker mit so ernstem Gesicht weggehen sehen, sie erblickten ihre Eltern drinnen erschüttert und stumm Hand in Hand, und ein Vorgefühl des Unglücks stieg in ihnen auf. Da saßen sie und weinten herzbrechend bei dem Gedanken, daß ihrem Bruder, der sich eigentlich kaum um sie gekümmert und sie mit der ganzen souveränen Gleichgültigkeit seiner achtzehn Jahre behandelt hatte, etwas zugestoßen sein müsse.

Er hörte ihr helles, beinahe kindisches Geschluchze! Er sah die geängstigte Mutter an seiner Seite. So viel Liebe wohnte in diesem, äußerlich so nüchternen Hause! So viel Liebe wohnte in diesem sonst so einförmigen, wenig sagenden Familienkreise und wartete nur des Anlasses, einer der großen Stunden des Lebens in Schmerz oder Freude, um sich zu offenbaren . . .

Das hatte er nicht gewußt. Seit mehr als zwanzig Jahren war sein und seiner Hausgenossen Leben gleichförmig dahingeflossen. Kein besonderer Anlaß hatte es unterbrochen, als die Vermählung seiner ältesten Tochter und im vorigen Herbst seine Krankheit, deren Gefahr auf seinen ausdrücklichen Wunsch den Angehörigen völlig verschwiegen worden war. Und doch hatte sich in diesen scheinbar so leeren Stunden, Tagen und Jahren bei den Seinen Tropfen um Tropfen ein Maß gegenseitiger Liebe angesammelt, von dem sie einander gar nicht viel sagten und zeigten,

dessen sie sich vielleicht selbst gar nicht recht bewußt waren, bis die Stunde sich erfüllte.

Jetzt war solch eine Stunde für ihn. Die Lebenswende.

Er erhob sich langsam und blickte nach der Uhr. Es war lange Zeit vergangen, seit ihn der zweite Chargierte verlassen. Und er saß noch hier? Er eilte nicht dem Wagen entgegen? Er holte sich nicht Gewißheit?

Gleich darauf fiel ihm wieder ein, daß er daselbe schon mehrmals gedacht hatte! Wie sollte er den Wagen treffen? Es war ungewiß, wann er von dort abfuhr. Es war ungewiß, welche Flußseite er wählte. Und vor allem: Es war ungewiß, ob er überhaupt kam. Vielleicht war Otto Hellmuth gar nicht transportfähig, vielleicht . . .

Er setzte sich wieder neben seine Frau und überließ ihr seine Hand, da er merkte, daß sie sie suchte. In ihnen war alles still. Eine große atemlose Erwartung. Gleich mußte das Schicksal kommen . . . jetzt gleich . . .

Draußen klorrte die Gartenpforte. Eine schlanke Mädchengestalt stand einen Augenblick zögernd unter den weißen, im Frühlingswind leise vor dem tiefblauen Himmel schwankenden Blütenzweigen, und schaute um sich, als fürchte sie einen Angriff der Hausdogge. Dann ging sie entschlossen auf die Villa zu und klingelte.

Die Jose lief durch das Zimmer, um zu öffnen. Er rief sie an. „Ich bin für niemanden zu Hause! Außer, wenn einer der Freunde meines Sohns kommt!“

Im Borraum entstand ein halblautes Gespräch. Er hörte Ernas helle, merkwürdig gepreßt klingende Stimme und merkte, in die Sorge um Otto Hellmuth verloren, kaum, wie ruhig ihn das ließ.

Dann kam das Mädchen wieder, Ernas Visitenkarte in der Hand. „Fräulein Bauernfeind läßt sagen, sie sei es und sie ließe freundlich bitten, ob sie nicht auf fünf Minuten . . .“

Er unterbrach sie. „Sagen Sie Fräulein Bauernfeind, es sei mir herzlich leid . . . aber es sei mir jetzt unmöglich . . . ich sei nicht im stande . . . ich würde schreiben . . .“

Die Jungfer ging. Sie ahnte nichts von dem, was vorgefallen, und richtete draußen in gleichgültigem Tone die Bestellung aus. Erna schien nichts zu erwidern. Er vernahm nichts mehr von ihr.

Vielleicht überhaupt nicht mehr!

Er blickte seine Frau an. Sie saß, die Hände ineinander verschlungen, mit einem leidenden, gequälten Ausdruck neben ihm und atmete schwer und unregelmäßig. Sie hatte auf den Zwischenfall kaum hingehört und ihm jedenfalls keine Beachtung geschenkt. Ein Besuch, der unter diesen Umständen abgewiesen werden mußte — es war ja selbstverständlich, mochte es nun Erna Bauernfeind oder sonst wer sein.

Nein. Sie kannte dies Geheimnis zweier Tage nicht und sollte es nie kennen. Niemand. Es war dahin. Verweht. Versflogen. Ein Frühlingswind, der kommt und geht — ein Glockenklang, der fern verhallt — ein letztes Flüstern und Duften im Blüten-

schnee: Es war einmal! Nimm Abschied von der Jugend! Deine Zeit ist um. Die Jugend lebt in sich. Du lebst schon in andern. Schon in denen, die nach dir waren. In deinem Sohn. Nimm Abschied und steig hinab zu Thal, wo die Tage kürzer werden und die Nächte länger, dem Herbst entgegen und seinem klaren Frieden.

Vor den Fenstern knirschte leise der Riez. Er ging langsam wieder dem Garteneingang zu, ohne sich umzuwenden, den hübschen Kopf gesenkt, nicht enttäuscht oder verdrießlich, nein — voll von einer tiefen Traurigkeit, matt und müde.

Einen Augenblick machte sie an der Thüre noch Halt, um sie sorgsam von außen zuzuklinken. Er sah ihr zartes Profil mit den zusammengepreßten Lippen und dem seltsam ernststen Ausdruck. Dann öffnete sie ihren Sonnenschirm und ging die Straße entlang, weiter, immer weiter auf leichten Sohlen. Und er schaute ihr ruhig nach. Da schritt die Jugend aus seinem Leben und bog um die Ecke und verschwand . . .



XI.

Er konnte die Ungewißheit nicht mehr ertragen. Wenn er nun doch dem Wagen entgegeneilte? Vielleicht fand er ihn. Aber ebenso möglich war es, daß er da draußen unnütz herumirrte und hier rief man ihn und suchte ihn umsonst.

Andre Menschen wußten jetzt schon, ob sein Sohn noch am Leben war oder nicht. Ihm, dem Vater, war es verborgen. Vielleicht telegraphierte man es schon an die Zeitungen und er erfuhr es durch Zufall irgendwie. Auf eine rohe, plumpe Art kam ihm die Kunde: Er ist nicht mehr!

Dann lieber selbst die Entscheidung suchen! Er kleidete sich zum Ausgehen an. „Ich muß jetzt weg!“ sagte er hastig zu seiner Frau. „Hinunter und die Landstraße entlang. Da kommt er!“

Er wunderte sich selbst, daß er dies „da kommt er!“ gesagt hatte. Er wußte es ja gar nicht. Aber eine leise Hoffnung war plötzlich in ihm rege, wie ihn beim Hinaustreten die frische Luft und der Sonnenschein belebte. Wenn nun doch das Schlimmste nicht eingetreten wäre! Das war ein Gedanke, den er kaum fassen konnte, so machte er ihm das Herz weit.

Es drängte ihn fieberhaft nach Thätigkeit. Irgendwie raten, retten, handeln, dem Schicksal in den Arm fallen, wenn die Vernunft ihm auch zehnmal sagte: Es ist ja alles schon längst geschehen und vorbei und in dem zerfallenen Burgnest oben im Walde, wo jener Schuß vor drei Stunden das Echo weckte, spielen längst wieder die verscheuchten Vögel und sonnt sich die Eidechse zwischen Epheugerank und unten im Thale geht das Leben weiter seinen ewigen Gang. Ein paar rote Tropfen vielleicht auf Stein und Moos — Blut von deinem Blute — die löscht der nächste Frühlingsregen aus und grüne Gräser wachsen an der Stelle.

Und alles ist gewesen!

Aber ein Trotz gegen das Schicksal sprach zu ihm: Nein! Solange ich es nicht weiß, ist nichts gewesen! Und sich straff aufrichtend trat er aus dem hochummauerten Weinbergpfade hinaus auf die offene Straße.

Die Landstraße längs des Neckars bot das gewohnte Bild zur Mittagsstunde. Nach den Dörfern heimkehrende Marktkarren und Wäschewagen, ihre Frühstückskraft haltende Arbeiter, Ausländer, die von hier, über die rauschende Stromschnelle und die Altstadt hinweg die mächtig aufgetürmte Fassade des Heidelberger Schlosses beschauten, Radfahrer und am Ufer spielende Kinder — er sah das alles nicht. Sein Auge hing an einem dunklen Punkte in der Entfernung, der langsam, scheinbar Zoll für Zoll wie ein dahinkriechender schwarzer Käfer näher rückte.

Ein geschlossener Wagen! Zwei Pferde davor. Der Lohnkutscher aufmerksam lenkend mit leicht vorgebeugtem Oberkörper auf dem Bock. Er bemerkte die Einzelheiten jetzt ganz deutlich.

Sein Pulsschlag stockte. Langsam, tödlich langsam schlich das Gefährt aus der Ferne auf ihn zu.

Eine Droschke, die von der Hirschgasse kam, mit einem der Paukanten von vorhin? Nein — die Hirschgasse lag schon hinter ihm. Oder einfach ein Landauer, der leer von einer Fahrt ins Flußthal zurückkehrte? Aber warum war dann das Verdeck heute, bei dem herrlichen Frühlingswetter, so sorgsam hochgeschoben?

Und warum wich der Kutscher jetzt eben behutsam einer geschotterten Stelle des Weges aus? Damit der Wagen nicht stoßen sollte! Denn im Wagen saß ein Verwundeter. Sein Sohn . . .

Ein Verwundeter — ging es ihm durch den Kopf, während er der Droschke entgegeneilte. Denn wenn er nicht mehr lebte, dann brächten sie ihn nicht so! Dann hätten sie ihn dort im Städtchen gelassen und . . .

Er sah in den Kutschenschlag. Da drinnen waren Gesichter. Die schwammen vor seinen Augen. Erst ein Antlitz mit goldenem Zwicker, das er nicht kannte. Dann ein von Narben verwüstetes und verwettertes Haupt — das war der Dreibändermann. Und an seine Schulter gelehnt junge blasse Züge mit blutleeren Lippen und geschlossenen Augen. Otto Hellmuths Züge. Er sah wieder viel jünger aus, gegen sonst. Wie als Knabe im Schlaf.

Aber war das Schlaf? Oder Erschöpfung oder . . . ?

Der Dreibändermann grüßte korrekt mit der freien, rechten Hand, so gut der enge Umfang des Wagens den zeremoniell vorgeschriebenen, weiten Schwung des Armes ermöglichte. „Leibfuchs!“ murmelte er leise und schonend. „Du . . . Leibfuchs! Dein Herr Vater ist da!“

Daraufhin schlug Otto Hellmuth die Augen auf und ein verlegenes Lächeln erschien auf seinem bleichen Gesicht, als sei er selbst sich eines dummen Streichs bewußt und doch ganz froh, daß er ihn ausgeführt und daß es noch so leidlich ausgegangen. „Guten Tag, Papa!“ sagte er mühsam, aber freundlich und mit einem Versuch, fidel zu erscheinen. „Das wäre also überstanden! Verzeih nur, daß ich dir die Hand nicht gebe. Aber sowie ich mich bewege, dann . . .“

Der Herr auf dem Rücksitz hob die Rechte.

„Leibfuchs — du sollst nicht sprechen, hat der Doktor gesagt!“ ermahnte ihn der erste Chargierte und wendete sich dann, mit der sachlichen Selbstverständlichkeit, mit der ein aktiver Corpsbursch der „Cheruskia“ einem „alten Herrn“ in solchen Dingen nach seiner Auffassung Rapport erstatten mußte, an den Professor: „Also der Kleine hat sich tadellos anständig benommen! Viel korrekter als sein Gegner, der jetzt schon im Schnellzug nach Basel sitzt, um über die Grenze zu kommen, weil er vor den paar Monaten Festung Angst hat. Na, Glück muß man eben mit seinem Leibfuchs haben, was, Otto Hellmuth?“

Der blutjunge Corpsstudent nickte lächelnd. Er

schien sich trotz seiner Schmerzen ganz behaglich zu fühlen.

„Es hätte nämlich verwünscht schlimm kommen können, Herr Professor!“ fuhr der Dreibändermann gedämpft und ernster fort. „Also: der erste Gang resultatlos! Im zweiten schießt mein Leibfuchs und fehlt! Daraufhin avanciert natürlich der Luxemburger, blinzelt und zielt lange — ich sehe noch seinen tückischen Gesichtsausdruck und die Nase und das linke Auge ganz blau angelaufen von dem Faustschlag von gestern und dann knipst er . . . und da wankt der Leibfuchs auch schon und fällt langsam auf die Seite.

„Und nun denken Sie sich den Glücksfall, Herr Professor!“ Der alte Kampfhahn wurde ganz warm und erregt, wie ein Weidmann, der ein unerhörtes Jagdabenteuer erzählt. „Der Segen war: Otto Hellmuth stand halblinks — und wie die Kugel ihn nun links in die Brust trifft, — ich weiß nicht, k a n n dieser Bummelant so schießen oder war es Zufall — kurz, wie sie ihn gerade in der Herzgegend trifft, schlägt sie schief an einer Rippe auf und läuft ganz säuberlich dicht unter der Haut rings um den Körper herum und hinten, gerade vor dem Rückgrat wieder heraus! Auch ein Glück, daß sie nicht einen Zoll weiter lief — sonst wäre doch noch . . . also so sind wir mit einer ganz harmlosen Blessur davongekommen! Einfacher Konturschuß! Acht bis zehn Tage im Bett, sagt der Doktor.“

„Eine Bitte!“ unterbrach ihn der Professor, der

nun ganz ruhig geworden war. „Wir fahren gleich an dem Seitenweg zu meiner Wohnung vorbei. Würden Sie die große Güte haben, hinaufzugehen und meiner Frau zu sagen, wie alles verlaufen ist? Ich bringe inzwischen meinen Sohn selbst in die Klinik!“

Der Chargierte lüftete zustimmend die Mütze und kletterte aus dem Wagen. „Auf Wiedersehen, mein Jungchen! Ich werde recht rasche Schritte machen und ein vergnügtes Gesicht, damit Ihre Frau Gemahlin schon von weitem sieht, daß alles gut steht!“ Und in der That zwang er schon jetzt seine von Narben erstarrten und verhärteten Züge zu einem etwas schiefgewordenen und düsteren Lächeln, während er eilig, auf den Spazierstock gestützt, den Berg hinaufstieg.

Die Droschke rumpelte inzwischen weiter. Der Professor hatte sich jetzt neben seinen Sohn gesetzt und hielt ihn stützend mit den Armen umfassen. Der blasser Jünglingskopf lag wie schlaftrunken, mit geschlossenen Augen an seiner Brust. Er hörte die schweren Atemzüge und fühlte den schweren Karbol- und Jodoformgeruch, der unter dem lose umgehängten Jackett von der bandagierten Brust aufstieg. Und in ihm war ein tiefer Frieden. Ein feierliches Dankgefühl — er wußte nicht, gegen wen. Aber das wußte er: Von dieser Stunde ab war sein Sohn erst eigentlich sein und er nicht mehr einsam auf der Welt. Er hatte etwas, woran er mit ganzem Herzen hing.

Der Arzt gegenüber schwieg diskret und warf nur zuweilen einen forschenden Blick auf seinen Patienten. Der begann etwas ungeduldig zu werden von der stundenlangen Fahrt. „Sind wir noch nicht da?“ fragte er und biß die Lippen zusammen, während der Wagen an einen Feldstein stieß, und lächelte gleich darauf wieder schläfrig und träge, um seinen Vater nicht zu erschrecken.

Da war endlich das weitausgedehnte Gewirr der akademischen Kliniken, mit ihren hohen Häusern und grünenden Gärten, mit ihren vielen, durch gedeckte Gänge verbundenen einstöckigen Baracken und dem chirurgischen Pavillon, in dem der vorausgeeilte zweite Chargierte schon alles zur Aufnahme des Kranken vorbereitet hatte.

Nach kurzer Zeit war Otto Hellmuth völlig installiert und lag sehr zufrieden zu Bett, voll von einer dumpfen Genugthuung, daß er nun auch etwas erlebt und geleistet hatte und kein dummer Junge mehr war, er, der vor wenig mehr als einem halben Jahr noch die Bänke der Oberprima gedrückt und morgens um acht Uhr seinen Ranzen zur Schule getragen.

Nun war er ein Mann! Er hatte die Feuertaufe standhaft empfangen. Und bei einer würdigen Gelegenheit. Nicht infolge eines Kneiphandels, einer bezehnten Anrempelung — nein, als Ritter einer Dame, als ein Student, der — Kavalier und Kommilitone zugleich! — eine Studentin vor Unbill schützte.

Wenn Fräulein Bauernfeind das nun erfuhr?

Dann würde sie doch anders von ihm denken und ihm bei nächster Gelegenheit mit einem ernstern, viel-sagenden Gesicht die Hand drücken und nie wieder so von oben herab eine solche Fuchspredigt halten, wie gestern im Kahn dem kleinen Grafen. Jetzt sah sie, daß die Frauen schwache Wesen waren, die man verteidigen mußte! Darauf war der junge Verwundete stolz. Im übrigen war ihm Erna nach wie vor ganz gleichgültig. Er hegte eine naive, platonische Bewunderung für ihre überlegene Sicherheit, Schönheit und Eleganz und dachte zerstreut dazwischen an allerhand andre Dinge.

Vor allem, daß es nun mindestens vier Wochen länger dauern würde, bis er anfangen konnte, sich zum Corpsburschen herauszupauken! Das war ein schlimmer Zeitverlust. Aber man holte ihn immerhin wohl ein. Die Pistolenmensur gab ihm doch ein gewisses Relief, ein Ansehen vor der Schar der andern Füchse, und erleichterte seine Rezeption. Bis zum Schluß des Semesters hatte er jedenfalls das Band.

Inzwischen war die Geschichte wohl schon vor Gericht gekommen. Da setzte es wohl ein viertel bis halbes Jahr Festung. Davon die Hälfte als Begnadigung ab — blieben ungefähr zwei Monate, die man am besten während der Herbstferien abbrummen konnte, statt sich in dem stillen Elternhause zu langweilen. Auf der Festung ging es bunter zu. Da traf man andre Corpsstudenten, Offiziere, allerhand gleichgestimmte Seelen — der Kommandant drückte den jungen Gentlemen gegenüber ein und zwei Augen

zu. Er gab Urlaub in die Stadt, er ließ einen dazwischen einmal auch wohl auf Ehrenwort für eine Woche die Kerkerstrafe unterbrechen und sich auswärts erholen — kurzum, Otto Hellmuth freute sich auch auf die Festung. Er freute sich, daß er eine Kugel erhalten hatte, er freute sich, daß man ihm in wenigen Wochen mit scharfen Hieben die Wange spalten würde, er freute sich, daß er hinter Schloß und Riegel kommen sollte, er freute sich über alles und ruhte in tiefer träumerischer Beschaulichkeit auf seinem Lager.

Der Professor war ins Freie hinausgetreten, während die Ärzte sich um Otto Hellmuth bemühten. Helfen wollte er nicht und thatenlos zuzusehen widerstand ihm. So ging er im Hofe auf und nieder, um sich hier das gewohnte Treiben des Krankenhauses, geschäftige Pflegerinnen mit Wäschestücken unter dem Arm, Genesende, die sich, von blauweiß gestreiften Kitteln umschlortert, auf den Bänken sonnten, hilfesuchende kleine Leute der Poliklinik, ein Maurer mit verbundener Hand, ein hinkender Knecht, ein kleines Kind auf dem Mutterarm, auch viel Landvolk weit her von auswärts, das bäuerlich mißtrauisch und verduht sich kaum vorwärts wagte, besonders wenn wie eben im Flur eine Art Schreckgespenster auftauchten, einige Assistenten in langen blutbespritzten Metzgerschürzen, die, ganz gemüthlich miteinander plaudernd, sofort wieder verschwanden.

Menschenleid und Menschennot, Genesung und Tod, Heldennut und Feigheit, Siechtum und Ge-

duld, Erfolge und Niederlagen der Wissenschaft — es war viel beisammen in diesen Mauern. Aber darüber lachte der Frühling. Ein unergründliches Blau stand da oben über der kleinen Erdfugel, eine Unendlichkeit, in der das aufwärts suchende Auge sich in immer tiefere Höhen verlor. Und davor da und dort zarte, eilig treibende und zerfließende Silberwölkchen — Frühlingswehen am Himmel und auf der Erde . . . Sonne überall . . .

Und plötzlich dachte er wieder an Erna! Jetzt, wo ihm die schwere Last der Sorge um den Sohn vom Herzen gewichen war und er befreit aufatmete, jetzt kam das langsam zurück! Gedämpft — suchend und schleichend, wie am Tage nach einer mächtigen Feuersbrunst unversehens wieder eine Stichflamme aus dem Brandschutt aufzüngelt und davon Kunde gibt, daß da unten noch lange, lange nicht alle Glut erstickt ist . . .

Er sah sie wieder vor sich, wie sie vorhin langsam aus dem Garten ging. So trübe und ernst, als habe sie ein schwerer Schmerz getroffen. Er hatte ihr weh gethan. Sie war vertrauensvoll und offenerzig zu ihm gekommen und abgewiesen worden — das mußte sie kränken! Sie wußte ja nicht, warum es geschehen.

Am besten: er schrieb es ihr gleich! Oder noch besser: er sagte es ihr! Er ging zu ihr hin, um das Mißverständnis aufzuklären. Jetzt war ja keine Gefahr mehr!

Doch — da war die Versuchung! Er merkte: sie

kam wieder! So rasch ließ sie sich nicht abweisen! Nur war sie jetzt noch schwach und gering, erst wieder im Werden begriffen. Aber sie mußte wachsen und wachsen . . .

Sein Gesicht verdüsterte sich. Der Schrecken über den neuen Angriff gab ihm die Kraft zum Entschluß: Zertrete den Funken, solange er noch glimmt! Sei hart gegen dich und gegen sie. Du kannst nicht anders!

Er kehrte zu seinem Sohn zurück. Otto Hellmuth lächelte ihm vergnügt zu und nickte leicht mit dem Kopf, zum Zeichen, daß er sich äußerst wohl befinde. Er setzte sich an sein Bett.

„Na — außer Gefahr bist du ja, mein Junge!“ sagte er schnell. „Und wirst gottlob in acht Tagen wieder herumgehen können. Ich denke, dann kommst du am besten auf ein paar Wochen zur Pflege zu uns nach Hause?“

Der Fuchs bejahte und dachte sich: Langweilig wird die Zeit. Aber sie geht auch vorüber!

„Und da wäre es wohl am besten, ich reise vorher voraus und richte alles ein, bis ihr nachkommt. Denn deine Mutter geht jetzt natürlich nicht von dir weg. Aber ich . . . Ich kann dir ja jetzt auch wenig sein und weiß dich in bester Pflege. Da möchte ich, wie gesagt, dich daheim erwarten!“

„Gewiß, Papa!“ Otto Hellmuth war ganz erstaunt. Er begriff nicht, daß sein Vater, gegen allen Brauch, ihn förmlich um Erlaubnis zu dieser Reise fragte. „Das hast du doch natürlich ganz allein zu bestimmen!“

„Nein! Jetzt, wo du verwundet bist . . .“

Der Fuchs machte eine geringschähige Gebärde mit der rechten Hand. Die ganze Sache kam ihm jetzt schon als ein Hauptspaf vor. „Pah! Das bißchen! Deswegen lasse dich ja nicht aufhalten, Papa!“

Der Professor nickte, stand auf und setzte sich an den Tisch. Dort schrieb er etwas mit seinem Tintenstift auf die Visitenkarte. Sein Sohn sah ihm neugierig zu. „Schreibst du mir da noch ein Rezept, Papa? Ich hab' schon zwei!“

„Nein. Ein paar Abschiedsworte!“ sagte jener ruhig, ohne sich umzuwenden. „Ich will sie auch gleich wegschicken und dann heute abend reisen!“

Er ging hinaus, ließ sich im Hauptgebäude einen Briefumschlag reichen und schrieb die Adresse: „Fräulein Erna Bauernfeind.“ Dann gab er es einem Boten zur sofortigen Besorgung und kehrte an das Lager seines Sohnes zurück.

* * *

Erna war inzwischen wieder zu Hause angelangt und saß ganz erschöpft und mutlos bei Meta Wiggers im Zimmer.

„Du hast ganz recht, du Unglücksrabe!“ sagte sie traurig und mit einem Rest von Troß in der Stimme. „Es ist nichts mit mir und wird nichts! Wir Frauen können uns selber nicht helfen und können einander nicht helfen — wenn ich allein nur an diese verrückte Dina Spielvogel denke und deinen Doktor Bonifer da-

neben! — Und die Männer wollen uns nicht helfen! Die thun nur so und lachen uns heimlich aus, wie wenn man einem Kind etwas für morgen verspricht, was es bis dahin längst vergessen hat!"

Die kühle Blonde hörte nur halb auf sie. Sie war damit beschäftigt, in großer Eile eine Anzahl Briefchen fertigzustellen.

„Die Männer wollen uns nicht helfen!“ wiederholte Erna finster. „Sie demütigen uns nur, wenn wir sie ernst nehmen. Auch die besten! Siehst du, nun war ich doch so stolz, daß der Professor Urzas sich meiner angenommen hat! Die Hände haben wir uns geschüttelt wie zwei Kameraden! Und wie ich mich nun am nächsten Tage darauf verlasse und ihn um einen Freundschaftsdienst bitten will — jawohl . . . er ist nicht zu Hause! Oder vielmehr nicht zu sprechen. Und dabei hab' ich ihn durch das Glasfenster deutlich gesehen. Das ist nicht unhöflich — darüber würde ich mich hinwegsetzen — — nein, das ist mehr!"

Sie biß die Zähne zusammen, um nicht vor Enttäuschung zu weinen. Die Philologin hob zerstreut den blonden Kopf von ihrer Schreiberei. „Du willst doch nicht als Dame, sondern als Student betrachtet werden?"

„Nun ja . . .“

„Also . . . was ist denn da dabei, wenn ein Professor augenblicklich gerade keine Zeit für einen jungen Studenten hat?"

„Dann soll er wenigstens freundlich zu mir sein!“ Erna stand unruhig auf. „Mich nicht so von der

Thüre wegweisen! Überhaupt . . . das ist so schwer in Worte zu fassen . . . aber es hat mir einen Stich ins Herz gegeben. Zu einer andern Zeit gewiß nicht! Aber gerade heute, wo ich zum erstenmal in meinem Leben einen Freund brauche . . .“

„Sagte er nicht, er wollte dir Nachricht geben?“

„Das schon!“ gab Erna zögernd zu.

„Nun also . . . du kriegst ein paar Zeilen: ‚Kommen Sie dann und dann! Oder ich komme dann und dann zu Ihnen.‘ Und alles ist in Ordnung!“

Ihre junge Freundin war etwas beruhigter. „Ja, das ist wahr! Ich bin zu aufgereggt heute. Ihr müßt heute ein bißchen Rücksicht mit mir haben! Ein bißchen gut mit mir sein! Ich bin so ganz außer mir selbst! Wie in Stücke auseinandergefallen. Es kommt ja nicht alle Tage vor, daß man sein ganzes Vermögen verliert. Ich weiß ja gar nicht, was werden soll!“

Aber im Innern regte sich in ihr jetzt doch wieder die Kampflust und sie begann auf den versprochenen Brief ihres Freundes zu hoffen. Der brachte sicher Rat und Rettung.

„Was treibst du denn da eigentlich, kühle Blonde!“ fragte sie, an den Tisch tretend. Sie bemerkte erst jetzt allmählich, daß die Kandidatin sich in einer ganz ungewohnten Aufregung befand. Ihre Hände zitterten, während sie eins der vielen Schreiben nach dem andern in den Umschlag steckte und mit einer Aufschrift versah. „Willst du eine Gesellschaft einladen?“

Meta Wiggers machte eine Bewegung, sie nicht zu stören. „Ich sage für heute den Herren die Stunde ab!“

„Deiner Menagerie! Aber die wird sich ja gleich versammeln!“

„Es ist noch Zeit! Wenn ich das Mädchen gleich wegschicke! Sie wohnen alle in der nächsten Nähe. Hier sogar in derselben Fremdenpension um die Ecke!“

„Und was hast du denn vor? Was ist denn los?“

Die Philologin zog ihr Jackett an und steckte ihre Korrespondenz in dessen Seitentasche. „Da liegt seine Beichte!“ sagte sie in einem verächtlichen Ton, um ihre Aufregung zu bemeistern. „Du hast ihn ja vorhin bei ihr getroffen . . .“

. . . Ihn bei ihr? überlegte Erna. Ach so! Aus der Sprache der Verliebten in das normale Deutsch übertragen: den Frauenrechtler Bonifer bei Dina Spielvogel!

„Er erwähnt es in seinem Brief,“ fuhr Meta Wiggers fort. „Dann kommt allerhand Unsinn über mich! Das brauchst du nicht zu wissen. Lies von da ab!“

Sie drehte das Blatt um und zeigte ihr die Stelle, und Erna las, mitten aus dem Text.

„. . . Ein großer, corpulenter Mann, mit rötlich gedunsenem Gesicht und Bartkoteletten! Malen Sie sich das Urbild des Philisters, liebe Freundin — dann haben Sie diesen Mann, wie er da plötzlich

eintrat und mitten im Zimmer vor Dina Spielvogel und mir stand.

„Dina war blaß und sprach nichts! Und als er sie fragte: ‚Na — Dina — wie geht’s?‘ da wurde sie rot.

„Dina,‘ sagte er, und mir wurde es unheimlich! Denn Dina schien das selbstverständlich zu finden. Sie ging still aus dem Zimmer. Ich nahm meinen Hut. Ich fühlte mich überflüssig. Aber der dicke Herr mit den Bartkoteletten hielt mich zurück. ‚Sie sind doch Doktor Bonifer? Das freut mich! Ich muß Ihnen danken für den wahren Freundschaftsdienst, den Sie meiner Frau erwiesen haben!‘

„Dabei setzte er sich mir behaglich gegenüber, eine dampfende Zigarre im Mund. Er war Strumpfwarenfabrikant, wie er gleich zu Anfang betonte. Ich will nicht das Geringsste gegen diesen ehrenwerten Stand sagen! Aber wir Menschen der Decadence, mit feinerem Nervenleben und intimen Stimmungen — überhaupt war mir der Mann zu vierschrötig, zu gesund, zu — kurz: Er ging auf die Nerven!

„Sie glauben gar nicht!“ fing er an und schnipfte die Asche weg, wie dankbar ich Ihnen bin. Sehen Sie, meine Frau ist nicht leicht zu behandeln! Besonders, wenn sie wieder ein Paß skandinavischer Bücher zu viel bekommen und durchstudiert hat. Davon kriegt sie dann, so im Frühjahr ihren Anfall. Dann will sie weg! Warum, weiß sie selber nicht. Wenn ich sie frage, erzählt sie etwas Unbestimmtes von der Freiheit des Weibes! Neulich

auch! Also gut: Ich ließ sie auf ein Vierteljahr auf Reisen gehen, um sich von mir und dem Familienleben zu erholen. . . Ohne Angst! Sie redet viel — sehr viel — zu viel! Aber dabei bleibt's bei ihr! In Thaten setzt sie ihre Freiheit nie um! Sie ist, wissen Sie, ganz Geist, und gegen solche Geisterhaftigkeit bleibt mir kein anderes Mittel.

„Das erste Mal — vor vier Jahren — traf es sich gut! Da geriet sie ins fromme Fahrwasser. Nicht so die kirchliche Frömmigkeit, sondern etwas Neues. Es war ein norwegischer Theologe und Mystiker — wissen Sie, von ganz da oben, wo die Welt aufhört und der Jbsen anfängt — der sagte, man müsse Altruist und Edeling sein und allen andern Menschen helfen. Ob ihm das gelungen ist, weiß ich nicht. Sich selber hat er nicht helfen können, sondern ich hab' ihm noch schließlich das Geld zur Heimkehr borgen müssen und das Geld und ihn nie wieder gesehen.

„Und das zweite Mal fügte es sich noch viel besser! Da kamen Sie! Sie haben es für Ihre Pflicht gehalten, meine Frau unter Ihren Schutz zu nehmen. Ich bin Ihnen aufrichtig verbunden, Herr Doktor Bonifer!

„Das sagte dieser dicke Strumpfwirker mit einem vollkommen ernststen Gesicht und blies mir dabei große Tabakwolken entgegen, daß mir beinahe übel wurde, und ich war ganz verduzt.

„Ja — und nun?' fragte ich endlich.

„Nun sind die zwölf Wochen aus,' meinte der Mann aus Sachsen ganz gemüthlich, ‚und meine Ge-

duld auch, und das ist der richtige Zeitpunkt, sie zurückzuholen. Ich habe meine Kinder einen Brief schreiben lassen. Das heißt, der Älteste, der schon Krakelfüße malen kann, schrieb: „Liebe Mama — komme zurück!“ und die andern unterzeichneten. Zweien führte ich die Hand, und für das vierte, das Nesthäkchen, da machte ich drei Kreuze. Der Brief wird wirken! Denn sie ist, wenn nicht plötzlich die Norweger und die Dekadenten und all die Leute aus der Kaltwasserheilanstalt über sie kommen, eine gute Mutter. Deswegen hab’ ich sie lieb und hab’ mich jetzt auch schon an ihr Wesen gewöhnt. Ich denke, ich fahre heute abend mit ihr nach der Elbe zurück. Sie kommen doch jedenfalls auf die Bahn, um ihr adieu zu sagen? Also auf Wiedersehen!“

„Damit stand er auf und ging zu seiner Frau. Und ich . . . liebe Freundin, ich beichte Ihnen brieflich alles, was ich kaum aussprechen konnte — ich saß da. Das also war mein Ideal! Eine Frau, die vier Würmer hilflos zu Hause zurückläßt und hier aller Welt vorschwindelt, sie hätte sich von ihrem Tyrannen von Gatten — nebenbei dem gutmütigsten Philister von der Welt — scheiden lassen. Vier Kinder! Ich will ja nichts gegen diese Zahl sagen! Sie ist in deutschen Familien vielfach üblich. Aber gerade dieser präraphaelitische Engel mit dem Botticelli-Scheitel! Von den vier Kindern hat sie mir nie etwas erzählt. Sie hat mich angelogen. Alle andern. Sich selbst sogar! Sie hat immer gelogen, wenn sie den Mund aufthat!

„O — das ernüchtert!

„Und das hatte ich mir als das Weib der Zukunft vorgestellt! Ich bin vielleicht doch kein Menschenkenner! . . .“

Erna mußte trotz ihres Kummers lachen und ließ den Brief sinken. „Weißt du, kühle Blonde — ich glaube, unser Ritter Bonifer, das ist und bleibt ein Ritter von der traurigen Gestalt. Der thäte besser; statt das Weib der Zukunft zu suchen, sich von dem Weib der Gegenwart unter den Pantoffel nehmen zu lassen! Meinst du nicht auch?“

„Les weiter!“ sagte die Kandidatin streng, und ihre Freundin entzifferte den Rest der Zeilen.

„Ich habe Ihnen das alles so ausführlich berichtet, weil es zu keiner Begegnung zwischen uns mehr kommen wird. Ich bin Ihrer nicht würdig und werde es nie sein! Ein Mann, der sich von Dina Spielvogel bethören ließ, darf nicht mehr seine Augen zu Ihnen erheben. Denn jetzt, in meiner Zerknirschung, sehe ich es deutlich: Sie sind der neue Mensch, den wir aus dem Weibe formen wollen. Weil Sie arbeiten! Der Arbeit gehört die Welt und die Zukunft.“

„Leben Sie wohl! Ich wage es nicht mehr, Sie zu sehen — Sie — nachdem ich heute noch von einer Dina Spielvogel gesprochen: ‚Das Weib ist der höhere Mensch!‘“

„Ich widerrufe das!

In Neue Ihr

Bonifer!“

O, du Hampelmann! dachte Erna unehrerbietig und gab Meta Wiggers den Brief zurück. Du wartest ja nur auf die neue Strippe, an der wir dich ziehen — von der Wiege bis zur Bahre! Du entgehst deinem Schicksal nicht! „Aber hör mal!“ Sie machte große Augen und sprach laut. „Liebe Meta! Du bist ja ganz zum Ausgehen fertig. Du willst doch nicht etwa zu ihm hin?“

Die Philologin warf ihr einen strafenden Blick zu. „Gegenüber seinem Hause ist eine Konditorei! Warum soll ich da nicht im Vorbeigehen eine Tasse Kaffee trinken? Daß ich da bin, das erfährt er drüben im Augenblick. Das wissen die schon im Haus. Und wenn er dann herüberkommt, kann ich's nicht hindern!“

„Aber sehr unangenehm wäre es dir?“ fragte Erna unbefangen.

Ihre Freundin war ganz erhitzt. „Solch ein Unfinn — abzureisen, damit er einer neuen Dina Spielvogel in die Hände fällt! Man muß ihn nun einmal an der Stange halten. Das ist kein Mann zum Alleingehen!“ Sie kramte unruhig im Zimmer herum. „Ich muß mich eilen! Ich weiß nicht, ist die Sonne wirklich draußen heute schon so stark oder ist nur mir so warm . . .“

„Ja — wenn du das dicke Winterjackett anhast!“

„Adieu!“ Meta küßte sie eilig, ohne auf ihre letzten Worte zu achten. „Adieu, arme Kleine! Sei nicht zu traurig! Wir sehen uns ja noch nachher! Es wird schon gut werden mit dir! Nur Mut!“

Damit war sie zum Zimmer hinaus. Erna blieb

trübe lächelnd sitzen. Die war verliebt, die kühle Blonde! Wer verliebt ist, ist egoistisch! Da kann man ihm gar nicht übel nehmen, daß er sich um nichts andres kümmert und am wenigsten darum, was aus irgend einer Freundin wird. Die ist jetzt nur eine Last! Eigentlich überall und jedem eine Last! Und mit neu erwachendem Troste fragte sie sich: Warum falle ich denn eigentlich allen Menschen seit heute früh mit meinen paar Siebensachen beschwerlich! Es will ja keiner etwas davon wissen. Sie geben mir ja alle mehr oder minder deutlich zu verstehen, daß sie sich nicht im geringsten für mich und mein Schicksal interessieren. Oder sie interessieren sich für mich, wie die Kaze für den Kanarienvogel! So oder so — man steht einsam in der Welt. Und John Henry van Lennep ist, wie immer, wahrhaftig nicht dumm, sondern wartet geduldig, bis ich diese Erkenntnis, bis zur letzten bitteren Neige, heruntergeschluckt habe. Drum zeigt er sich heute den ganzen Tag nicht, was doch jeder andere gethan hätte, und sieht erst in drei Stunden nach, ob ich mich nun müde gezappelt hab'! Er ist schon klüger als ich und weiß alles und kann alles und hat alles erlebt. Ich bin dagegen wie ein Kind. Drum verachtet er mich in all seiner Liebe.

Es klopfte an der Thüre. Sie erschraf. Es fiel ihr jetzt erst ein, daß sie sich nicht in ihrem Zimmer, sondern in dem der kühlen Blondin befand. „Herein!“ rief sie zögernd und musterte unsicher den Herrn mit schwarzem Vollbart über den weiß verblichnen Narben

des Gesicht, der auf der Schwelle stand. Jrgendwo hatte sie ihn schon einmal gesehen! Und jetzt erkannte sie ihn an der düsteren Bulldogge, die wie ein Schatten ihm folgte. Es war der ewige Kandidat und sein Hund Nemo.

Auch er war etwas betroffen. „Verzeihung . . . mein Name ist Windmüller . . . ich suchte eigentlich Fräulein Paula Frey . . .“

„Die wohnt drüben überm Gang rechts!“

„Ja. Aber sie antwortet nicht!“ sagte der bemooste Student finster. „Zu Hause ist sie! Nun wollte ich Fräulein Wiggers bitten, ein gutes Wort für mich einzulegen . . . Sonst durste ich häufig Fräulein Frey einen Besuch machen. Am Ende ist sie krank!“

Das machte Erna ängstlich. Sie schlüpfte über den Flur. „Fräulein Frey!“ rief sie durch das Schlüffeloch. „Fehlt Ihnen etwas?“

„Gar nichts!“ erwiderte innen eine Stimme unwirsch. „Am wenigsten der Herr Windmüller!“ Die Thüre öffnete sich halb, und in ihr erschien der zerzauste Tituskopf der kleinen Zahnärztin. „Ach, Sie sind's, Fräulein Bauernfeind? Verzeihen Sie! . . . Ist er fort?“

„Nein. Er wartet in Metas Zimmer!“

„Ach — dann bitte, kommen Sie mit!“ sagte die kleine Person, die sehr blaß, aber energisch aussah. „Nur auf fünf Minuten! Allein kann ich nicht mit ihm reden, und es ist doch am besten, wir machen es mündlich ab!“

Ohne Ernaß Antwort abzuwarten, ging sie mit festen Schritten hinüber, stellte sich vor den breit-schulterigen alten Kandidaten hin und schaute zu ihm empor.

„Ist es wahr?“ fragte sie kurz. „Sie wissen schon, was?“

Der andere zögerte und strich sich den dunklen Vollbart. Sein ohnedies schon vom vielen Trinken gerötetes Gesicht färbte sich noch etwas tiefer.

„Nun ja!“ murmelte er endlich. „Es handelte sich um die Erbschaft. Um die Rente, die ich genieße, solange ich studiere . . .“

„Und wegen der Sie nie zu studieren aufhören?“

„Ja — was soll man denn machen?“ Das beamooste Haupt bewegte sich unschlüssig hin und her. „Wenn man einmal das bißchen Zuschuß hat . . .“

In den Augen der kleinen Zahnärztin funkelte der Zorn. Ihr bleiches, willenskräftiges Gesichtchen wurde förmlich starr.

„Ist gestern nicht ein Notar bei Ihnen gewesen?“ forschte sie gedämpft. „Hat er Ihnen nicht im Namen der Erben, die nach Ihnen an die Reihe kämen — also einer Anzahl Wohlthätigkeitsanstalten — eine ansehnliche Abfindungssumme geboten, wenn Sie endlich Ihr Examen machten? Dann wäre beiden Theilen geholfen? Sie hätten endlich einen Beruf und ein Kapital zur Hand, um den Beruf auszuüben, und die Erbschaft käme der kranken Menschheit zu gute, statt jetzt den Bierbrauern und Kneipwirthern!“

Der ewige Kandidat blickte zur Seite. „Ja — dieser Notar war schon da!“ meinte er bedrückt. „Eine Stunde lang hat er auf mich hineingeschwäbelt. Er ist aus Heilbronn!“

„Und was haben Sie geantwortet?“

Darauf gab das bemooste Haupt keine rechte Erwiderung. „Ja — sehen Sie . . . Der Zeitpunkt war nicht günstig! Ich hatte einen furchtbaren Drummerschädel — und dann, am Sonntagnachmittag mache ich grundsätzlich keine Geschäfte — und dann war das Bullenvieh, der Nemo, immer so ungezogen und schnappte dem Notar nach den Waden — das zerstreute mich auch . . .“

„Was Sie geantwortet haben, will ich wissen!“

Der Kandidat Windmüller schwieg.

Die Kleine trat noch einen Schritt näher auf ihn zu. Sie zitterte vor Empörung. „Nein! haben Sie gesagt! Ich hab' es aus guter Quelle gehört. Nein! Sie dächten nicht daran, Ihre ‚Studien‘ aufzugeben! Ist das wahr oder nicht?“

Er senkte den bärtigen Kopf zu einer Art Bejahung. Ganz wohl war ihm nicht zu Mut. „Ich hatte Katzenjammer!“ sprach er trübselig.

Paula Frey war ruhiger geworden. „Und daran haben Sie gar nicht gedacht, daß es jetzt in Ihrer Hand lag, endlich etwas aus sich zu machen? Ich hab' ohne Geld angefangen. Ich weiß, wie schwer, wie furchtbar schwer das ist. Ich bin jetzt noch arm. Ihnen bietet man das Anfangskapital. Sie brauchen nur zuzugreifen, um sich und . . . und vielleicht auch

ändern — eine Existenz zu gründen! Und Sie . . . o, es erstickt einen förmlich!"

Sie drehte sich um, um ihn nicht mehr ansehen zu müssen. Der ewige Kandidat war mehr traurig als verlegen und verlegt. „Die Rente ist eben doch etwas Sicheres!“ begann er, in seinen Vollbart hineinemurmeltend. „Die muß ich kriegen! Während das Kapital . . . Es wird einem ausbezahlt und auf einmal ist es weg! Und dann hat man gar nichts mehr!“

„Es kommt eben nicht weg!“ sagte die Kleine, ohne ihn anzuschauen, in einem dumpfen Ton der Verachtung. „Im Gegenteil: Es muß sich vermehren! Wenn ich einmal Geld in Händen hätte, das nähme mir keiner mehr weg!“

„Aber man muß doch leben!“

„Ja — von seiner Arbeit!“ schrie sie, sich plötzlich auf dem Absatz herumdrehend, ihm ins Gesicht, daß er betroffen verstummte. Arbeiten! Er wußte nicht, was das war. Mit neunzehn Jahren hatte er die Hochschule bezogen, und seitdem floß regelmäßig der farge Quell der Rente, gerade genug für die Bedürfnisse eines alten Stubenburschen und Kneipengastes, der allmählich am Bierisch Jugend, Spannkraft, Gesundheit und Willensfreiheit gelassen und schließlich ganz versimpeln und versumpfen mußte.

„Sehen Sie, Fräulein Paula!“ hub er endlich wehmütig und demütig an. „Ich weiß nicht, ob es bei mir überhaupt noch mit dem Arbeiten geht! Das Examen — ja! Aber nachher im Leben draußen —

ich kenne es ja eigentlich gar nicht, und ich glaube, ich bin zu alt, um da draußen von vorne mit den Jungen anzufangen. Ich bin auf den Hochschulen eingewöhnt und eingerostet — auf sieben Universitäten bin ich jetzt schon gewesen — und kann mir das gar nicht mehr vorstellen ohne meinen Frühschoppen und abends die Kneipe und die bunten Mützen und tagsüber dies und das und eigentlich doch nicht viel! Leute, wie ich, die haben auf der Universität den rechten Augenblick zum Aufhören nun einmal versäumt und sich allmählich eingesponnen, bis sie nicht mehr herauskönnen. Und draußen — ich habe keinen Menschen mehr auf der Welt — da ist alles kahl. Hier, auf der Hochschule, fühle ich mich zu Hause. Da will ich bleiben. Ich hab's dem Notar ohnedies gesagt: Ich glaub', mit mir dauert es nicht mehr lang. Mein Herz ist ganz kaput — sagt der Bauarzt — von dem vielen Bier und Kneipenhocken!"

Jetzt war Paula Frey ganz ruhig geworden. „Also das alles sehen Sie ganz klar und wollen es doch nicht ändern?"

„Nein!" sagte der alte Bursch traurig und zerknirscht. „Das heißt: Ich kann es nicht ändern! Beim besten Willen! Ich hab' keine Energie mehr! Das ist alles draufgegangen in den vielen Jahren!"

„Gut. Dann geben Sie mir noch einmal die Hand! So! Adieu! Für immer!"

Er sah sie verdutzt an. „Aber Fräulein Frey . . ." stotterte er.

Die kleine Zahnärztin schüttelte energisch, mit

einem Zug finsterner Energie um die Lippen, den Kopf. „Adieu. Jetzt kenne ich Sie und mag Sie nicht mehr weiter kennen! Es ist unnütz. Ihnen kann niemand mehr helfen. Ich bin zu spät gekommen, um Sie noch zu retten. Also gehen Sie Ihrer Wege!“

Er blieb unschlüssig stehen, tiefe, ehrliche Betrübniß auf dem von der Kneipe geröteten Gesicht.

„Adieu!“ sprach die kleine Zahnärztin zum drittenmal und diesmal so hart und laut, daß ihm kein Zweifel mehr blieb. Es war aus! Er hatte seinen letzten wahren Freund im Dasein verloren und wanderte einsam weiter durch das Gleichmaß seiner akademischen Tage, ein lebendes Fossil, das schließlich keiner mehr beachtet, von dem keiner es merkt, wenn es eines Tages beim Frühschoppen fehlt und still verschwunden ist, wie es unnütz da war.

Der ewige Kandidat seufzte schwer auf, senkte das härtige Haupt tief auf die Brust und ging langsam, wie ein armer Sünder, zur Thüre hinaus.

Paula Frey schaute ihm nicht nach. Jetzt, wo die Pforte sich hinter ihm geschlossen, glaubte die Studentin sie in Thränen ausbrechen zu sehen. Aber so war die Kleine nicht. Die war aus hartem Holz geschnitzt. „Also es ist aus!“ sagte sie kurz und feindselig, als wolle sie sich auf die Probe stellen, wie weh sie sich selber thun könne, ohne mit der Wimper zu zucken. „Und der ‚Nemo‘ kriegt sein Halsband nicht. Ich werf’ es weg! Schad’ um die viele Arbeit. Ein neues fang’ ich nicht an. Für

feinen! Das dürfen Sie mir glauben, Fräulein Bauernfeind."

Erna wußte nicht recht, was sie erwidern sollte. Es war ihr unbehaglich gegenüber dieser unerbittlichen, in schwerer Schule aufgewachsenen kleinen Daseinskämpferin, die, grausam gegen sich selbst, mit Absicht noch auf die Scherben ihres Glückes trat. Und dabei beneidete sie sie doch! Die war gleichgültig gegen Ungemach geworden! Die hatte ihren Platz in der Welt sich erobert und verteidigte ihn gegen jedermann zäh und kampfbereit wie eine Katze! Aber wie mochte die Welt sich in diesem verdüsterten, kleinen Tituskopf spiegeln? Als ein großes Schlachtfeld! Ein Kampf aller gegen alle! Ein ewiges Ein-ander-belauern, -beschleichen und die besten Bissen abjagen und doch nie satt werden!

Und so war das Leben ja wohl auch wirklich! Das, was ihr, Erna Bauernfeind, bevorstand, wenn sie ihrem Vorsatz treu blieb! Dann hatte sie alles erst durchzumachen, was jetzt schon hinter der Zahnärztin lag, die von der Pike auf im Streit um Sein oder Nichtsein gedient hatte, und ihr fröstelte und sie schloß die Augen wie vor einem widerwärtigen Anblick.

Jetzt hatte doch auch Paula Frey eine Anwendung von Wehmut. „Das ist nun der zweite!“ sagte sie und nickte Erna traurig zu. „Ich hab' so was in mir: ich möchte so gerne den Menschen helfen, gerade weil mir nie jemand geholfen hat. Das ist der einzige Luxus und der einzige Hochmut, den ich

mir gönne. Aber zweimal bin ich jetzt an den Unrechten gekommen, wo nichts mehr zu helfen war. Es thut doch weh. Man denkt und träumt sich doch so allerhand zusammen, wenn man gerade Zeit hat zwischen dem ewigen Plombieren. Nachher ärgert man sich. Das muß eben alles durchgebissen werden! Vielleicht wird's mal auch anders! Seien Sie froh, daß Sie so reich sind! Ich wollt', ich hätt' auch eine Fabrik. Armsein ist keine Schande, aber ein Unglück! Ach — eh' ich's vergess', sagen Sie doch, bitte, Meta, ich verreiste bis morgen abend. Ich möchte einen Tag allein sein, irgendwo im Wald. Dann wird's wieder gut! Auf Wiedersehen, Fräulein Bauernfeind!"

Erna ging in ihr Zimmer zurück.

Draußen, mitten auf der Straße, sah sie den ewigen Kandidaten stehen, das bemooste Haupt hängen lassend und offenbar unschlüssig und im Nachdenken: Soll ich noch einmal umkehren, Reue und Besserung geloben? Noch ist es Zeit!

Aber er regte sich nicht. Er sah, während ihn die Studentin versthohlen durch die Scheiben musterte, so aus, wie ein Mann nach ihrer Meinung nie aussehcn sollte — mit sich selber uneins. Es schien, daß er einen schweren Kampf kämpfte. Ein Bierwagen polterte heran. Nun mußte er sich entscheiden und nach rechts oder nach links, nach Paulas Hause oder zur andern Seite ausweichen. Der Bierwagen war sein Schicksal. Er zauderte immer noch. Sein düsterer Bullenbeißer Nemo aber wies ihm den Weg. Ohne

Befinnen schlug der menschenfeindliche Bierfüßler die Richtung in die Ferne, zum Frühshoppenlokal ein, und sein Gebieter folgte langsam, mit trüber Miene, und verschwand.

Eine Molluskenseele, durch viele Jahre langen akademischen Bummel leer und wertlos geworden, ein Körper, dem ewiges Biervertilgen und Kneipenlustatmen die ursprüngliche Spannkraft geraubt, ein Geist, der rettungslos im Stumpfsinn eines vergeudeten Lebens unterging — wahrlich, der ewige Kandidat verdiente ebensoviel Mitleid als Verachtung. Und doch war das Gefühl, mit dem Erna dem alternden, dick und schwerfällig einhererschreitenden Studio nachsah, ein ausgesprochener Haß.

Nicht dem armseligen einzelnen Kneipgenie dort an der Ecke galt dieser Haß. Nein — die Stunden des Jorns wallten wieder in ihr auf, die früher beim Lesen der deutschen Witzblätter und ihrer endlosen Studentenscherze ihren Hitzkopf gerötet hatten! Wie oft hatte sie diese Blätter in die Ecke geworfen, in einer Mischung von Verbitterung und Widerwillen!

Dieser ewige, lotterig angezogene Bier- und Sauffstudent, der unermüdlich in den humoristischen Zeitungen wiederkehrte, dieser Süffel oder Spund oder wie er hieß, mit dem zur Tonne aufgeschwemmten Leib und dem schwarzgeplasterten Schädel, dieser Trunkenbold, der haufenweise unter dem Wirtstisch lag, sich nachts in der Gasse wälzte und wie ein Tier auf allen vieren die Stiege hinaufkroch, dieser Tagedieb, der ehrliche Handwerker, Schuster und

Schneider, die demütig ihr Geld verlangten, mit Fußtrittten die Treppenstufen hinabfeuerte, dieser ewig alle Welt um Kleingeld anbettelnde und anpumpende und den Erlös wieder durch die Gurgel jagende, unbeholfene und unappetitliche Faulenzer, dessen ganze Habe in einer langen Pfeife, einem Stiefelknecht und einigen Gummikragen bestand — diese stehende Witzgestalt erfüllte sie mit einem wahren Ekel. Was hatte Bierschlamperei mit deutscher Wissenschaft gemein? Warum galt dieser körperlich verwahrloste, geistig stagnierende Fettwanst, der stolz darauf war, nicht einmal den Weg zur Universität zu wissen, der Unfug trieb, wie er dem rohesten Handarbeiter nicht ungestraft hingehen würde, auf den Straßen rempelte und brüllte, — warum galt dieser Jünger der humanistischen Bildung den Gelehrten der „Fliegenden Blätter“ für eine sorgsam zu hegende deutsche Spezialität?

Ernas Bettern hatten sie freilich ausgelacht und zu beruhigen versucht. Das sei in Wirklichkeit gar nicht so schlimm. Es würde alles in den Witzblättern übertrieben.

Aber auf Ernas weitere Frage hatten sie nie eine Antwort: Wenn dieser unsaubere Biergeist, dieser tonnendicke Süffel oder Spund wirklich nur ein Fabelwesen ist, warum läßt man sich dann diese entwürdigende Karikatur unsrer akademischen Jugend gefallen? Warum schafft man sich dann nicht eine bessere Gestalt des deutschen Studio? Weileibe nicht einen Duckmäuser oder Leisetreter, einen unreifen Politiker oder einen höheren Schuljungen wie in

andern Ländern. Nein — forsch und flott, die Hand an der Klinge, noch ein bißchen roh und ungelentk in seiner werdenden, unbändigen Kraft, aber heiter, übermütig wie ein junger Gott, zu jedem tollen Streiche aufgelegt, ehe der Ernst des Lebens beginnt, tapfer und gutmütig, ein ritterlicher Waffenbruder — so steht der Jungbursch vor euch da, und wer Augen hat, kann sich jetzt noch Otto von Bismarck über die Weenderstraße in Göttingen schlendernd denken. Hoch von der Rudelsburg grüßt sein Denkmal die deutschen Corps und sei der deutschen Studenten Vorbild, ihre Entschuldigung, wenn die Jugendlust überschäumt, ihre Mahnung, wenn die Zeit der Arbeit kommt — ein ganzer Jünglingmann — ein Pracht- und Prunkstück deutscher Kraft — nicht jene akademische Biertonne, die, vor ihrem Schneidermeister sich flüchtend, in eine Seitengasse wälzt oder nachts brüllend, des Gerstenfastes voll, durch Gassen rollt.

Über diesen Zeitpunkt war ja der ewige Kandidat freilich schon lange hinaus. Derlei passierte ihm nicht mehr. Er war eigentlich doch schon der „alte Herr“, gleich den Genossen seiner Jugendsemester, die, nun schon lange in Amt und Würden, um die alte Burschenherrlichkeit trauerten. Aber war diese lebenslange Sehnsucht nach ein paar flüchtig verrauschten Jahren nicht auch, soviel auch von ihr gesungen und gesagt wurde, eine ganz übertriebene Sentimentalität? Hier eine Zeitlang bunter Schmetterling, da ein langes Leben hindurch grämlich, matt und stumpf geworden in einem trüb-

seligen Raupengefühl — das war doch die verkehrte Welt.

John Henry van Lennep hatte das einmal zu Erna gesagt, bei Gelegenheit des Besuches eines ihrer Verwandten, eines hypochondrischen, mit zahlreicher Familie gesegneten hohen Verwaltungsbeamten, der nur dann aus sich herausging und von einem inneren Leben, einer seligen Erinnerung die faltigen gelben Züge sich verklären ließ, wenn von seiner Burschenzeit die Rede war: „Ich habe gar nichts dagegen,“ hatte er in seiner gewohnten scharfen Art erklärt, „daß junge Leute mit zwanzig Jahren sich vergnügen! Aber mit dreißig und vierzig sollen sie nicht dem nachtrauern, was damals gewesen ist — das erinnert mich an den Mann, der über dem Menü vom vorigen Sonntag brütet und mit leeren Aufsterschalen liebäugelt — sondern dem Leben neue und stärkere Freuden abgewinnen! Es hat deren genug, bis in die Fünfzig und die Sechzig und weiter. Man muß nur den Mut seines Alters haben und nicht, wie eine untröstliche Witwe ihrem Mann, ewig den Jünglingsjahren nachweinen. Es sind für den wahren Mann auch gar nicht die glücklichsten, schon, weil er sich selber da noch gar nicht kennt. Das, was er in der Vollkraft seines Könnens leistet und erlistet und erstreitet, das ist der wahre Höhepunkt des Lebens und hält lange an, wenn man nur selber zäh und dauerhaft ist! Mit einem Menschen, dem bei der Erinnerung an irgend welche Dummjungenstreiche im vorigen Jahrhundert nachträglich noch die Augen

feucht vor Nührung werden, mache ich jedenfalls keine Geschäfte!"

So hatte van Lennep gesprochen, der einseitige Angelsachsegeist, dem so vieles und hohes für immer verschlossen bleiben mußte, was in dem von ihm bemitleideten deutschen Binnenland im Mondschein durch die Schwarzwaldtannen weht und die Wellen des Rheins den alten Ritterburgen zuraunen, das unfafbare deutsche Ahnen und Sehnen, im Grund dieselbe Wanderlust der Seele, die ihn über Länder und Meere trieb, und die hier, in irgend einem schläfrigen Dörfchen beim Schimmer des nächtlichen Lämpleins unentdeckte Weltteile von Gedanken und Träumen durchquert . . .

Erna sah nach der Uhr. Es war drei. Um fünf wollte er kommen! Also noch lange leere Stunden, in denen sie dafitzen und auf den Brief des Professors warten konnte. Das war jetzt ihre Hoffnung. Daran klammerte sie sich. Er hatte ihr ja ausdrücklich versprochen, zu schreiben, und was er schrieb, war sicher Gutes.

Wenn nur der Brief bald kam! Eile that not. Denn jetzt erst fiel ihr eigentlich ein, warum John Henry seinen Besuch erst für den späten Nachmittag angemeldet. Eine oder zwei Stunden darauf, gegen Abend, ging der Schnellzug nach dem Rhein. Er wollte seiner Sache sicher sein! Sie ganz in seinen Bann bringen und ihr dann keine Zeit mehr geben, sich wieder zu besinnen, sondern sie unter dem unmittelbaren Eindruck seiner Worte nach dem Bahnhof führen.

Dort stand schon der D=Zug bereit und trug sie dahin. Und sie saß willenlos da, unter gähnenden Engländern und schlaftrunkenen Misses, und sah draußen die bunten Lichter des Rheins durch die Nacht vorüberflitzen und allmählich, gegen elf Uhr abends, am Horizont erst einzeln, dann in weitem Flammenkranz die tiefrote Glut der Hochöfen auflodern, ein Zeichen, daß sie sich dem Reich der Kohle und des Eisens, ihrer Heimat näherten.

Mut! Sie stand auf und hob den Kopf. Mut! sagte sie sich. Mut! So weit sind wir noch lange nicht!



XII.

In dem Raum nebenan hatte sich allmählich ein undeutliches Gemurmel erhoben. Sie horchte auf. Dies Durcheinanderraunen gedämpfter, fremdartig klingender Männerstimmen rief in ihr eine Erinnerung wach! Sie hatte es schon einmal gehört . . . auch da in dem anstoßenden Zimmer, gestern oder vorgestern . . . natürlich: Das war Meta Wiggers' Menagerie!

Aber die kühle Blonde hatte doch vorhin ausdrücklich die der deutschen Sprache beflissenen Ausländer alle abbestellt! Wie kamen sie nun trotzdem hier zusammen? Sie vernahm deutlich, wie immer mehr von ihnen klopfen und eintraten und mit unterdrückter Heiterkeit und Ärger empfangen wurden und sich nach und nach ein Streit in seltsamem Französisch entspann. Offenbar war man unschlüssig, was man weiter thun sollte, ob auf Meta warten oder nach Hause gehen?

Schlimm für die verliebte Philologin! Vielleicht waren diese Fremden oder wenigstens einige von ihnen empfindliche Menschen und verziehen ihr diese Rücksichtslosigkeit nicht. Wenn sie nicht wieder kamen,

verlor sie einen Teil ihres Einkommens. Jedenfalls gab es lange Scherereien, Entschuldigungen und unangenehme Auseinandersetzungen.

Erna fiel etwas ein: Sie schlüpfte vorsichtig in den menschenleeren Flur und sah sich um. Richtig! Da hing das Jackett ihrer Freundin, das diese der Hitze wegen doch noch vor dem Weggehen wieder abgelegt, und in der Seitentasche des Jacketts — die Studentin wog das Päckchen nachdenklich lächelnd in der Hand — da staken die sämtlichen sieben Absagebriefe! Die kühle Blonde mit dem heißen Herzen hatte in ihrer Hast, den armen Bonifer zu trösten, im letzten Augenblick ganz darauf vergessen!

Am besten, man schickte den Herren die Briefe, als ob sich die durch irgend einen Zufall verspätet hätten, in ihre Wohnungen.

Während Erna noch das überlegte, fühlte sie einen heißen Atem hinter sich. Da stand der Sizilianer, von Ungeduld erhitzt, und rollte mit den kohlschwarzen Brigantenaugen, als sei er im Begriff, einen Raubmord zu begehen. Dabei war er aber sehr höflich und zeigte lächelnd die schneeweißen Zähne unter dem langen pechdunkeln Schnurrbart.

„Verzeihung!“ sprach Doktor Benedetto Capomazzo in ziemlich abenteuerlichem Französisch. „Wird Fräulein Wiggers nicht kommen? Wir alle sind sehr . . . sehr . . .“

Er fand das Wort nicht und starrte sie hilflos mit den beiden Feuerrädern unter den buschigen Brauen an. Die Studentin raffte in Eile ihr Italienisch

zusammen. „Fräulein Wiggers ist verhindert!“ erwiderte sie in seiner Muttersprache. „Sie hat mich beauftragt, sie heute bei den Herren zu entschuldigen!“

Das war zwar nicht wahr. Aber dafür brachten die heimatlichen Laute von diesen roten Mädchenlippen einen tiefen Eindruck auf den sizilianischen Arzt hervor. Er legte unwillkürlich die Linke auf das Herz und sein braunes Gesicht verklärte sich vor Rührung.

„Sie sprechen italienisch, Signora?“ sagte er dankbar, als hätte es Erna ihm zuliebe gelernt.

„Ja.“ Erna wollte sich auf ihr Zimmer zurückziehen.

„O! Und Sie studieren auch?“

„Ja.“

„Auch Philosophie, Signora?“

„Ja.“

Des Fragens satt hatte die hübsche Studentin die Hand an der Klinke. Da merkte sie zu ihrem Schrecken, daß der heißblütige Südländer in seiner Begeisterung über ihr mangelhaftes Italienisch sie völlig mißverstanden hatte. „Vicomte!“ rief er eilig in seinem tief wie aus einem Keller dröhnenden Bass und winkte den kleinen schlitzäugigen Japaner heran, der von nebenan erschienen war, um zu sehen, was es gäbe. „Vicomte! Fräulein Wiggers ist heute verhindert!“ fuhr er französisch radebrechend und freudestrahlend fort. „Und hat die Signora, ihre Freundin, beauftragt, sie heute bei den Herren zu vertreten!“

Daraufhin lächelte der Ostasiate höflich, und ehe

Erna noch in ihrer Überraschung etwas erwidern konnte, begann er in fließendem Deutsch: „Das wird uns eine hohe Ehre sein! Wir werden die Ehre haben, Sie nebenan zu erwarten!“

„Kommen Sie, Signora!“ drängte der Sizilianer. Aber er kam nicht weiter! Erna war erschrocken in ihr Zimmer geschlüpft und machte eifertig die Thüre hinter sich zu.

Nun standen die da draußen und warteten und gingen schließlich wieder in den Nebenraum zurück. Dort erhob sich gleich darauf ein lebhaftes Stimmengewirr. Am Ende harrten alle diese exotischen Menschen nun wirklich auf sie . . .

Sie biß sich auf die Lippen und zerpreßte Metas Absagebriefe zwischen den Fingern. Das war eine schöne Geschichte. Welch ein Gedanke, sich da hinzusetzen, unter lauter fremde Männer, und sie Deutsch zu lehren!

Sie schlich auf den Fußspitzen an die Verbindungsthüre und horchte. Da drinnen war immer dasselbe Gemurmel. Es dachte keiner an das Weggehen. Die Menagerie blieb, wo sie war, und wartete geduldig. Aber sie konnte doch nicht hinüber in den Zwinger, um das Mißverständnis zu erklären! Oder um gar wirklich die Stunde abzuhalten!

Warum denn aber eigentlich nicht? Meta Wiggerß hielt ebenso auf ihren Ruf wie sie. Die Fenster waren jedenfalls weit offen. In der Ecke saß strümpfestrickend die Wirtin. Da war nichts zu besorgen!

Aber vor so viel Männern da Platz nehmen und

zu sprechen anfangen! Sie fuhr zornig auf. Da war es ja wieder: die Angst vor den Männern! Das Sich-untergeordnet-fühlen, der Drang, vor ihnen zu flüchten, in ein Kloster, einen Harem oder einen Kaffeeklatsch oder wo man sonst unter sich ist, als seien die Männer böse Feinde, während doch ihr und ihrer Gesinnungsgenossinnen Streben darauf hinausging, sich mit dem andern Geschlecht endlich einmal zu verstehen und mit ihm im höheren Sinne Freund zu werden.

Aber wer so dachte und empfand, wie sie eben, der gehörte wirklich in die alte Zeit zurück, in die Zahl jener vortrefflichen Frauen, die Shakespeares Coriolanus „mein liebliches Schweigen“ nennt. Sie und schweigen! Am Mundwerk fehlte es ihr wahrhaftig nicht. Sie hatte doch wahrlich oft genug und begeistert genug das Wesen des neuen Weibes gepriesen. Aber nun, wo es zum erstenmal zum Handeln kam, wo sie zum erstenmal den Mann in seiner Masse als Widerpart sich gegenüber sah, wie der Soldat die feindliche Schlachtlinie — da that sie, was eben eine Frau in der Schlacht thun würde: Sie lief in Angst und Verwirrung davon und barg sich, scheu wie ein sinniges Burgfräulein der Romantik, in ihrer Kemetate.

Da klopfte es. Die Zimmerwirtin, Frau Schwemmelmann, trat ein. „Jetzt, wie is es dann?“ fragte sie phlegmatisch, den Strumpf in der Hand. „Solle die Herre hamgehe oder net? Ich werd' net flug aus dene ihrem Gewelsch! Der ei', der Idaliener, zeigt als do 'nürwer zu Ihne und barwelt was vun

'ere Signora un der Japanes' wackelt dazu mit dem Kopp un der Mohr un die Russe zanke sich und das Bübele, der klei' Franzos, lacht dazu — o mei' ja, unser Herrgott hot viel Koschtgänger . . . angst und bang wird einem unner sellem Volk . . . jetzt . . . kriege die heut ihre Stund' oder net?"

„Frau Schwemmelmann!“ sagte Erna sehr ernst. „Glauben Sie denn wirklich, daß ich mich unter selles Volk', wie Sie's nennen, als Sprachlehrerin mitten drunter setzen kann?“

„Dees versteh' ich net!“ Die brave Wirtin schüttelte den Kopf. „Do sin Sie bei mir lez. Ich bin e alti Fraa und wunner' mich über nix. Arwer ich mein': die Fräule Wiggers gibt jede Tag so e Stund' un is noch nie krank davon worre, und Sie schtudiere doch aach uff'n Dokt'r, wie das Fräule Wiggers . . . also . . . do gehört dees doch dazu . . .“

„Zum Uff'n-Dokt'r-schtudiere'?“ Das junge Mädchen lächelte melancholisch. „Eigentlich nicht! Aber Sie könnten doch recht haben, Frau Schwemmelmann! Gerade bei mir gehört das jetzt dazu!“

Sie fürchte die Stirne und überlegte. Warum denn schließlich nicht? Sie erwies damit Meta einen großen Dienst, ja sie sammelte sogar glühende Kohlen auf dem blonden Haupt der Freundin, die heute, in ihren Herzensnöten, sich eigentlich blutwenig um Ernas Unglück geforgt — sie brachte sich selbst über die beiden tödlich langen Stunden bis zu John Henrys Ankunft hinweg, und endlich und vor allem: Hier war die Probe auf das Exempel! Sie hatte ja mit

Vorliebe die über ihr Abiturientenexamen entsetzten Ruhmen daheim mit den braven Hausglücken verglichen, die voll Schrecken das Entenküchlein vergnüglich im Teich davonplätschern sehen. Nun wohl! Hier war das tiefe Wasser! Nun zeige, daß du schwimmen kannst!

Ein Übermut kam über sie. Wie ein Rückschlag aus ihrer Backfischzeit, wo sie sich auch noch nicht um die Männer gesorgt, sondern jedem dieser seltsamen Geschöpfe eine lächerliche Seite abzugewinnen gestrebt hatte. Eine Kampfstimmung, als läge der Fehdehandschuh zwischen ihr und dem starken Geschlecht und sie brauche sich nur zu bücken, um ihn aufzunehmen.

„Kommen Sie, Frau Schwemmelmann!“ sagte Erna, etwas blaß und mit Herzklopfen. Und sie dachte, während sie über den Flur schritt: So mag einem der jungen Corpsfuchse zu Mut sein, wenn er zum erstenmal auf Mensur geht! Feierlich und etwas sehr beklommen und am liebsten möchte er vielleicht umkehren, wenn er sich nicht vor sich und den andern schämte.

Aber nun Haltung! Um Gottes willen keine Unsicherheit merken lassen! Sonst bekam die Menagerie am Ende rebellische Gedanken! Alles ganz selbstverständlich, ganz geschäftlich und gemessen! Genau wie es die kühle Blonde machte!

Mit der Miene einer sehr hochmütigen Königin trat sie ein und sah, daß eine Anzahl Herren sich vor ihr verbeugten, und dankte zurückhaltend mit einer

leichten Kopfbewegung. Der Japaner stand neben ihr. „Wollen Sie mich, bitte, mit den Herren bekannt machen?“ sprach sie leise und so gleichgültig wie möglich.

Daraufhin stellte das höfliche kleine Männchen zunächst sich selbst vor, als den Vicomte Yabuki-Yuzuru. Dann der Reihe nach die andern. Zuerst noch einmal den Dr. med. Benedetto Capomazzo, der dazu zärtlich und heißblütig wie ein Häuptling der Camorra die weißen Zähne zeigte und das schwarze Haupt auf die Seite legte, hierauf den quittengelben, windhundartig mageren und exotisch eleganten Chilenen Anibal Sanfuentes mit seinem kokett aufgedrehten schwarzen Bärtchen, den noch Knabenhaft sanften und zutraulichen kleinen Franzosen Levasseur aus Bordeaux, endlich die ernste männliche Gestalt des vollbärtigen Negers Tancred Tiresias du Nord aus Haiti, der mit seinen vierzig Jahren, seiner welt-erfahrenen Ruhe, seiner Stellung als Minister a. D. und Verwandter eines Präsidenten der Republik, etwas Gelegtes und Würdevolles in diese jugendliche Versammlung brachte. Außerdem war, heute zum erstenmal, ein junger Ire aus Nordamerika erschienen, der Medizin studieren wollte. Die beiden Polen aus der Polackei schließlich mußten sich selber vorstellen und nannten ihre Namen, Przykalla und Strzycznek, denen die Zunge des japanischen Magnaten nicht gewachsen war.

„Bitte, nehmen Sie Platz wie gewöhnlich!“ sagte Erna. „Und haben Sie, bitte, für heute Nachsicht.“

Ich vertrete nur aus Gefälligkeit meine Freundin dies eine Mal!"

Sie sprach diesen Satz erst auf französisch zu dem Kleinen aus Bordeaux, dem Chilenen, dem Haytianer und den beiden Ruthenen, dann auf italienisch zu Benedetto Capomazzo, auf englisch zu dem irischen Novizen, dessen sommersprossiges und rothaariges Gesicht auf das angenehmste überrascht aussah, endlich auf deutsch zu dem japanischen Vicomte, der auf der Hochschule von Tokio ihre Sprache vorzüglich erlernt hatte. Das Hauptverkehrsmittel blieb also das Französische und aus einer französisch-deutschen Grammatik wurde auch gelernt.

Man setzte sich. Erna sah mit Befriedigung, daß die Kandidatin ihre Pflegebefohlenen weise verteilt hatte. Ganz unten am Tisch, am weitesten von ihr, saß der Sizilianer zwischen den beiden Südslaven, rechts und links davon der Chilene und der Japanese, neben dem auch noch der irische Sohn der grünen Insel einen Platz gefunden hatte, zu ihren beiden Seiten endlich der kleine Franzose und der düstere Othello aus Hayti.

Sie mußte einen Anfall von Lachlust verbeißen. Das kam ihr alles so komisch vor, dieses über Länder und Meere zusammengeströmte Häuflein weißer, bräunlicher, gelblicher und schwarzer Menschen, und sie davor, als strenge Lehrerin. Als ob man Komödie spielte! Aber die exotischen Schüler machten ernste Gesichter, ja, einige schienen sogar ganz verwirrt über den eleganten jungen Mentor im Labyrinth der

deutschen Sprache, den der heutige Tag ihnen beschert hatte. Das gab ihr alle Fassung wieder. Sie warf einen Blick zur Seite, um sich zu überzeugen, daß Frau Schwemmelmann auf ihrem Posten saß und ein Fenster weit geöffnet sei, so daß die Vorübergehenden hereinschauen konnten.

Und nun los! Tancred Tiresias du Nord zeigte ihr die Stelle, wo man das letzte Mal aufgehört, bei der conversation zu thème 22. Erna räusperte sich befangen. Sie hatte etwas so Merkwürdiges in der Kehle, wie wenn da ein Kloß stecken geblieben sei. Sie atmete ein paarmal heftig. Nun wurde es etwas besser und sie konnte, in das Buch blickend, mit ganz unbefangenen Gesicht an den kleinen Franzosen die neugierige Frage richten: „Ist Herr Rothschild ein reicher Mann?“ Und der Kleine antwortete prompt: „Ja, mein Herr! Er ist ein sehr reicher Mann! Er hat viele schöne Häuser!“

Er machte dabei keinen Fehler. Nur an der Aussprache war einiges zu bessern. Dagegen lächelte Sanfuentes, der Chilene neben ihm, kindlich verlegen zu ihrer weiteren Gewissensfrage: „Warum (pourquoi) war der Lehrer unzufrieden!“ und fand die Erwiderung um so weniger, als Meta Wiggers dem Caballero zur Vorbereitung schon vorgestern eine häusliche Arbeit zuerteilt, die mit den viel sagenden Worten begann: „Ich würde mich schämen, so träge zu sein!“ und die er natürlich bis jetzt noch nicht gemacht hatte.

Erna glaubte, im Sinn der Kandidatin zu handeln, wenn sie den Südamerikaner mit einer nord-

deutsch-gemessenen Strenge behandelte, wie sie andererseits gegen den kleinen Franzosen heiter und freundlich war. Den beiden Ruthenen, die jetzt an die Reihe kamen, konnte man wohl auch zurückhaltend, aber ungezwungen begegnen. Ein zu steifes, förmliches Wesen verstanden die beiden Söhne der slavischen Steppe wohl nicht.

Inzwischen beobachtete sie schon voll innerlicher Angst den zwischen jenen sitzenden und mit den Augen rollenden sizilianischen Räuberhauptmann. Gott mochte wissen, was der angab, wenn er zu Worte kam. Aber wider Erwarten war er ganz vernünftig. Offenbar suchte er, seines bösen Rufes bewußt, zunächst seine Taktik darin, das entschiedene Mißtrauen zu beseitigen, das ihm die junge Lehrerin entgegenbrachte, und durch Fleiß zu glänzen. So plapperte er denn düster und mit tiefem Baß, geläufig wie eine Elster, sein Pensum herunter.

Der schlizäugige Vicomte Dabuki-Duzuru, der nun folgte, war im Deutschen so weit vorgeschritten, daß diese Wiederholung für ihn nur eine Formsache war.

Erna nickte ernst und anerkennend. Ganz traute sie dem Sohn des fernen Inselreichs im Osten nicht. Sie wußte ja, daß er die Erlaubnis hatte, einmal in jedem Semester der kühlen Blondin einen Heiratsantrag zu machen, und es hatte ganz den Anschein, als gedenke er sich künftig sein Körbchen anderswo, eine Thüre weiter zu holen . . .

Sie wendete sich in liebenswürdigem Englisch an den Fren und forderte ihn auf, sich zu beteiligen.

Der junge Mann erschraf heftig, erröthete unter dem fuchsfarbigem Haar und stotterte etwas davon, daß er heute nur zuhören und beobachten und sich dann schlüssig machen wolle. Aber nach seinen bewundernden Blicken war kein Zweifel, daß er morgen wiederkehren würde, und Erna dachte mit einer leisen Schadenfreude an seine Enttäuschung, wenn der Patrickssohn dann statt ihrer die kühle Blonde mit ihrem Zwicker und dem strengen Magisterausdruck erblickte.

Nun nahm Tancred Tiresias du Nord sein Heft zur Hand und antwortete ernst und halbblaut, im Tone eines Staatsgeheimnisses auf ihre Frage: „Haben Sie den Kaiser Napoleon gesehen?“ mit einem dauernden: „Nein. Der Kaiser Napoleon ist gestorben!“

Die deutsche Sprache machte dem Tropenbewohner schwere Mühe. Sie war zu hart und spröde für seine Lippen. Aber er blieb unerschütterlich geduldig.

So ging es nun weiter, immer die Reihe entlang, und bald fand sich Erna mit einer Sicherheit, über die sie selbst staunte, in die seltsame Situation.

Das hob ihre Zuversicht und hielt doch zugleich ihr Inneres in der fiebrigen, halb neugierigen, halb beklemmenden Spannung, mit der man sich bewußt ist, inmitten einer Gefahr zu weilen, und sich freut, sie zu besiegen. Wie ein Soldat in der Schlacht! Ein junger Rekrut, der zum erstenmal die Kugeln singen hört und sich dabei sehr stolz und ängstlich vorfindet.

Es war ja auch ein Kampf. Der alte, ewige

Kampf zwischen Adam und Eva. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Hier war Eva die Stärkere! Die Lehrerin. Die Einzige gegen sieben Männer, die sich willig vor ihrem größeren Wissen beugten. Keiner von denen da wäre im stande gewesen, wie sie, in vier Sprachen zugleich nach vier Seiten zu erklären und zu unterrichten!

Seltzam: Im Ballsaal, wenn sie die gefeierte Königin des Abends war und die Herrenwelt in dichten Gruppen die reiche Erbin umlagerte, hatte sie wohl das Gefühl eines übermütigen Triumphs, aber nie diese innerliche Genugthuung, dieses Befreitsein vom Willen des Mannes empfunden. Dort wollte man sie! Hier wollte man etwas von ihr! Dort sollte sie sich umstricken, besiegen, rauben lassen! Hier sollte sie einfach und ehrlich arbeiten! Wie die Männer!

Darum kamen ihr auch die Männer in dieser Stunde so anders vor. Hier waren sie thätig. Hier waren sie eigentlich sie selbst! Bei der Arbeit soll man den Menschen suchen und erkennen! Hier wurde gearbeitet! All die fremden, ihr immer noch unheimlichen Bartträger mühten sich im Labyrinth der deutschen Sprache, und mit ihnen mühte sich doppelt eifrig, das Gesicht vor Erregung und Anstrengung leicht geröthet, die junge Lehrerin.

Dabei lebte sie immer noch in der stummen Sorge um einen Zwischenfall, sei es, daß einer der Schüler seine Schranken überstieg, sei es, daß sie selbst die Mitte zwischen dem selbstverständlichen und ganz freundlichen „drei Schritt vom Leibe!“ und einer

allzu abweisenden und erkältenden Gouvernantensteifigkeit nicht immer fand. Aber nichts derlei geschah! Und als endlich die 22. Leçon abgewandelt war, sagte sie sich innerlich befriedigt und mit einem Anflug der alten Spottlust: Ich hab' mir die Menagerie schlimmer vorgestellt! Wenn man die Männer richtig nimmt, so wie die kühle Blonde, dann sind sie eigentlich viel vernünftiger als man denkt!

Und wenn sie anders sind — schoß es ihr durch den Kopf, während sie das Buch zuklappte und sich erhob — sind da nicht auch wir schuld, mit unserm Kätleingebaren, unserm Schmeicheln und Schnurren und wieder kokett die Krallen unter den Sammetpfötchen zeigen? Wer sich zum Spielzeug macht, mit dem wird eben gespielt!

Und ihr andern, ihr ewig Schüchternen und Schweigsamen, denen Ruhmen und Basen gelehrt haben, daß der Mann um euch herumgehe wie ein brüllender Löwe und sehe, welche von euch er verschlinge — ihr haltet Teilnahmlosigkeit gegenüber dem andern Geschlecht für Mädchentugend, und betrübt euch dann, wenn der Mann weiter geht und spricht: „Siehe, ein Gänschen mehr!“ Wie soll er durch den Panzer eures ängstlichen In sich selbst versteckt seins dringen und sehen, was vielleicht an ungehobenen Schätzen in euch schlummert! Seid froh, wenn einer euch a h n t! Und sich nicht von der Besorgnis, daß es auch leere Schatzkammern gibt, von dem Würfelspiel, um euch zu werben, abschrecken läßt.

In der freien Viertelstunde, die nun folgte und

von den meisten dazu benutzt wurde, auf der Straße eine Zigarette zu rauchen, trat der schwarze Haytianer zu Erna heran und machte ihr Komplimente über ihr Französisch. Er, der ernste Mann, sprach es selbst vorzüglich. „Wie haben Sie es gelernt?“ fragte er. „Waren Sie schon selbst in Frankreich?“

„O mehrfach!“ sagte Erna unbefangen. „Im Frühjahr waren wir oft in Paris oder Nizza!“

Sie merkte sein leichtes Erstaunen. Es fiel ihr ein, daß er sie, die Freundin der armen Philologin Meta Wiggers, die für diese eine Stunde übernahm, natürlich auch für eine angehende Lehrerin oder dergleichen halten mußte. Im ersten Augenblick empörte sie der Gedanke! Gleich darauf schwand diese Aufwallung von selbst. Sie war ja nun wirklich nichts andres, wenigstens nichts Besseres, und der elegante wollhaarige Neger schien auch gar nichts daran zu finden.

„Sie waren wohl Gesellschafterin, Mademoiselle?“ meinte er, und Erna sagte kaltblütig und trozig: „Ja, das war ich. Sonst hätt' ich solche Reisen freilich nicht machen können!“

„Wahrscheinlich bei einer kranken Dame?“ forschte Tiresias du Nord weiter, in der Vorstellung, daß die Riviera doch vor allem eine Lungenheilstätte sei. Erna mußte über seine Wißbegier lachen. „Die Dame war sehr gesund! Jung! In meinem Alter! Die Tochter eines verstorbenen rheinischen Fabrikbesizers.“

„Aber warum sind Sie denn dann nicht bei der Dame geblieben?“

„Sie hat geheiratet! Einen deutschen Großkaufmann aus Shanghai.“

Eigentlich hatte sie Gewissensbisse, so zu schwindeln. Aber es war ihr selbst interessant, ihre eigene Person, wie sie früher war, als einen ganz fremden Menschen hinzustellen und unbefangen zu betrachten.

Sie ließ den neugierigen Mohren von Hayti stehen und ging zum Fenster, wo die Zimmerwirtin als Hüterin des Anstands Masche an Masche reihete. „Nun, Frau Schwemmelmann?“ fragte sie gemütlich. „Was meinen Sie so zum Lauf der Dinge? Ist die Welt nicht rund?“

„Ja! M'r sagt's!“ bestätigte die alte Dame.

„Und sind die Menschen nicht die komischsten Leute, die's auf der Welt gibt?“

Jetzt lachte Frau Schwemmelmann. „Alleweil harwe Sie recht, Fräule! Wammer die do anschaut, all die Raffere und Chineser . . . ich dhät' mich vor dene fürchte, wenn sie als so mit de Age rolle und laudermelische . . .“

„Sie beißen nicht, Frau Schwemmelmann,“ sagte Erna ernsthaft. „Und ich fürchte mich gar nicht vor ihnen. Aber jetzt nehmen Sie Ihren Strickstrumpf nur wieder vor. Jetzt kommt die zweite Stunde!“

Für diese Stunde pflegte die kühle Blonde immer am Tag vorher ein Gesprächsthema aufzugeben. Ein jeder trug dann seine Meinung, wie er sie sich zu Hause vorbereitet hatte, vor und dann wurde darüber debattiert, alles, so gut es ging, in deutscher Sprache,

wobei die Lehrerin unterstützend, verbessernd und ausgleichend eintrat.

Das war nun alles ganz gut und schön. Aber als Erna den heutigen Titel hörte, faßte sie doch ein Schrecken. Er lautete: „Die Frauen meines Landes.“ Da konnte man hübsche Dinge hören und vor allem Anspielungen . . . Sie rief sich den Gesichtsausdruck und die Haltung der Kandidatin in die Erinnerung zurück, um möglichst streng und gemessen zu erscheinen. Gletscherhaft! Von abschreckender Kühle.

Eigentlich ärgerte sie sich über Meta Wiggers, daß die solch einen thörichten Gesprächsstoff hatte wählen können. Aber dabei mußte sie sich doch zugestehen, daß es nicht leicht war, unter so verschiedenen Männern aller Rassen und Nationen einen alle gleichmäßig interessierenden Gegenstand zu finden. Und was die Frauen betraf . . . ach ja, da war ja jeder Mann sachverständig, ob seine Haut nun schwarz, gelblich oder weiß erglänzte, und sprach ein jeder Mann, wenn man ihn nur ließ, stundenlang im Tone eines Propheten . . .

Und dann begann es sie selbst zu interessieren, wie ein jeder aus dieser bunt zusammengewürfelten Schar das Weib seines Stammes als die Blüte der Schöpfung pries, in einem holperigen, mangelhaften Deutsch, das Erna voll Ernst und Geduld unablässig verbesserte, ohne doch in seinen Gedankengang einzugreifen, und im Streit mit den andern Ausländern, die wiederum in ihrem Lande das Frauen-

ideal zu besitzen wähnten. Eigentlich verstanden sie einander gar nicht. Dem schwarzen Hantianer erschien Eva in einer andern Gestalt als dem sommersprossigen Yankee und je mehr sie debattierten und hitziger wurden und plötzlich wieder ratlos, mit einem hilfeschuchenden Blick auf die Lehrerin stockten, weil ihnen ein Wort fehlte oder weil sie in irgend eine tückische grammatikalische Fußangel getreten waren, desto weiter wichen alle diese Frauengestalten voneinander weg. Sie waren, wie der Mann sie sah, wie er sie sich im Lauf der Jahrhunderte in Religion, Kunst und Dichtung geschaffen und nach dem Vorbild sich in der Wirklichkeit gemodelt hatte, und weil die Männer alle voneinander verschieden waren, waren sie es auch.

In unablässig wechselnden Formen ging da vor Ernas Augen die Altmutter Eva durch die Welt. Sie schaute sie freilich nur wie durch einen trüben Schleier. Denn was ihre exotischen Schüler fühlten und dachten, kam in der fremden Sprache ja nur zum kleinsten Teil zum Ausdruck. Es mußte mehr geahnt als verstanden werden.

Und doch that sich da vor ihr ein unermessliches Reich auf, das sie in diesem Zusammenhang noch nie überschaut hatte. Sie erblickte, wie in dämmerigem Morgengrauen, durch Nebel und Flor die weite, in unbestimmten Fernen sich verlierende Welt des Weibes, in der die meisten, allermeisten Frauen noch fest schliefen und träumten und des Weckrufs harren.

Sie hörte, wie der Chilene von seiner Heimat

sprach und ihren schönen, mandeläugigen Damen, den Häuslichen, Frommen, die die Kirche und das Nichtsthun, die Süßigkeiten und die Wohlgerüche liebten, und hörte hoch von den Türmen der steinernen Dome die frühen Glocken und in ihrem Klange die Mahnung: „Werdet wach, ihr Odaliskten! Werdet wach! Seid keine Blumen! Seid Menschen und lebt!“ Sie sah, als Benedetto Capomazzo, das Weiße in den Augäpfeln zeigend und wie ein Raubmörder gestikulierend, die Sizilianerin pries, die heißblütige Südländerin vor sich, ein Gefäß der Leidenschaft, der naiven Wildheit in Liebe und Glauben und Aberglauben, nichts wissend und viel wollend, ganz Weib und doch sehr wenig Mensch des neuen Jahrhunderts.

Und dagegen wieder das Inselreich des fernen Ostens. Der japanische Bicomte sprach gut deutsch. Er konnte sie deutlich veranschaulichen, die trippelnden zierlichen Püppchen im Seidengewand und mit hochgestecktem Haar, wie sie knickten und lachten und wieder knickten, ein artiges Spielzeug in dem artigen Land.

Wie anders die Slavin! Was die beiden Ruthenen von ihr zu sagen wußten, das gab im wesentlichen das Bild der Polin — mit ihrem wiegenden Gang, dem rätselhaften Augenaufschlag, der lazenhaften Grazie und List. Auch ganz Weib, viel stärker als die Männer vom Sarmatenstamm und doch vom Manne bedingt, mit ihm spielend, für ihn lebend, sein Eigentum und seine Herrin zugleich, ein Ding, das die kühle, praktische und energische Lady nie be-

greifen würde, wie sie der plötzlich warm gewordene Yankee in seiner Muttersprache schilderte. Für ihn war die Frau auch ein Luxusartikel des Mannes, aber der feinste und edelste Luxus. Der Mann hatte da draußen zu arbeiten. Seine Schulbildung war vielleicht mäßig, sein Lebensgang hart. Er schafft im Tage und für den Tag. Zu Hause aber findet er am Feierabend eine Freundin von geläutertem Geschmack und überlegener höherer Kultur, die ihn vor Verwilderung und Verrohung bewahrt und schonend den Gentleman in ihm wachhält und weiter bildet, indem sie von ihm jede denkbare Rücksicht und Dankbarkeit dafür verlangt, daß sie die Güte hat, sich von ihm ernähren und bekleiden zu lassen und ihn vielleicht mit einem Baby zu beschenken.

Und das sei gut so — meinte der Ire. Aber Erna lachte und widersprach. Wenn die Frauen erst solche Luxusartikel seien, sagte sie ihm auf englisch, dann blieben sie es wohl nicht, sondern fühlten sich als freie Menschen und machten sich selbständig. Und thatsächlich gebe es doch schon Tausende von Ärztinnen, Hunderttausende von Sekretärinnen und Buchhalterinnen jenseits des großen Wassers.

Tiresias du Nord wußte wenig zu melden. „Was wollen Sie?“ frug er und es war ein bitterer Zug um die aufgeworfenen Lippen des Neger-Arztcs. „Wir stammen von Sklaven ab, Männer wie Frauen, und sind in gewissem Sinne jetzt noch Sklaven. Hier kann ich zwischen Ihnen sitzen. In den Vereinigten Staaten bin ich ein unreines Geschöpf. Da läßt man

weder mich noch meine Frau in die Gemeinschaft der Weifen.“

Der kleine Franzose sollte sich überhaupt über diesen Gegenstand nicht äußern, sondern hatte eine andre Aufgabe, die Uebersetzung einer Lafontaineschen Fabel, aufbekommen. Aber er ließ sich nicht abhalten und erzählte auch etwas von den Pariserinnen! Diese seien doch sicher das Höchste. Alle Frauen der Welt eiferten ihnen nach und seien doch nicht im stande, ihre Eleganz und ihren Geschmack zu erreichen, und überhaupt . . . aber als ihn Erna nun strafend ansah und ihn gemessen fragte: „Monsieur Levasseur, was wissen Sie eigentlich in Ihrem zarten Alter von den Pariserinnen?“ wurde er doch verlegen und murmelte etwas von einer alten Tante mit zwei Töchtern, die in der Nähe von St. Cloud wohnten . . .

Aber immerhin . . . da stand auch die Pariserin vor Ernas Augen. Das Urbild des Weibes, wie es die meisten Männer wollen. Und ihr fiel das Wort des „Zarathustra“-Dichters ein: „Zweierlei liebt der echte Mann: Gefahr und Spiel. Drum liebt er das Weib als das gefährlichste Spielzeug.“ Und wie viel Formen hatte dies Spielzeug: von der Kokette in Paris bis zu der schwarzen Sklavin von Hayti. Von der eines süßen Giftes vollen polnischen Schlange bis zur trägen bigotten Odaliske der romanischen Länder, von der sizilianischen Tigerkätzin zu dem knickenden Püppchen Japans und der kühlen, angelsächsischen Lady.

Eines fehlte freilich noch: „das deutsche Gretchen“.

Der Japaner fragte danach. „Von allen Frauen haben wir gesprochen!“ sagte er, „aber von den Ihren nicht! Erzählen Sie uns von der deutschen Frau!“

Die deutsche Frau — das war in diesem Augenblicke natürlich sie selbst! Ließ sie dies Gespräch zu, so wurde es anzüglich und verfänglich. Schon jetzt hörte sie unten vom Tisch ein heftiges Schnauben, mit dem der Sizilianer seiner Aufregung und Bewunderung Luft machte. Da galt es, einen Kiegel vorzuschieben.

„Ich hab' hier nur ein Amt und keine Meinung!“ sagte Erna möglichst unbefangen, „und die deutschen Frauen gedeihen, wie die meisten Blumen, am besten, wenn man sie ganz in Ruhe läßt. Also thun wir das und freuen wir uns, daß die Frauen Ihrer Länder so viel Gnade vor Ihren Augen gefunden haben. Vielleicht wäre das umgekehrt nicht so der Fall!“

„Und was könnten die Frauen wohl an uns aussetzen?“ fragte der eine der schwermütigen Slaven.

Erna war aufgestanden: „Sie könnten erwidern: ‚Was ihr alle an uns liebt und lobt, sind unsre Fehler! Die bewundert ihr, weil sie uns schwach machen und euch stark!‘ . . . aber das ist ein schwieriger deutscher Satz, meine Herren, in seiner grammatikalischen Bedeutung schwer zu begreifen. Den lassen wir lieber für später! . . . Und nun verzeihen Sie . . . ich sehe mit Schrecken, daß ich Sie schon eine Viertelstunde über die Zeit festgehalten habe . . .“

Eine leichte Kopfneigung ihrerseits, eine tiefe Verbeugung der Fremdlinge, dann war sie draußen.

Sie atmete tief auf. Ein Stein fiel ihr vom Herzen, während sie über den Flur zu der nächsten Thüre ging.

In ihrem Zimmer fuhr sich Erna mit der Hand über die Augen, als wolle sie einen Traum weg-scheuchen. Es war ihr wirklich zu Mute, wie wenn sie auf dem Stuhle sitzend eingeschlummert und im Schlaf inmitten der Menagerie erwacht wäre. Aber es war doch Wirklichkeit! Dort draußen, auf der Straße, gingen die exotischen Männer fort, der Fran- zose und die Polen, der Chilene, der Japaner, der Neger aus Hayti und der sizilianische Arzt, der noch einmal mit einem glühenden Seitenblick seinen Panama- hut schwenkte. Sie hatte wirklich die halbe Erd- kugel in ihren Vertretern als Schüler vor sich gehabt.

Sie war zum erstenmal in ihrem Leben ganz selbständig gewesen, sie hatte zum erstenmal gelehrt, statt immer nur zu lernen, sie hatte zum erstenmal ganz frei für sich den Männern gegenübergestanden, ohne irgend einen Schutz oder Rückhalt.

Und alles war ganz gut gegangen. Der Japaner hatte sogar versichert, daß sie besser als Meta selbst das Gespräch zu leiten verstehe. Eigentlich war das ja auch gar kein Wunder. Da wirkte die Erziehung mit, die Gewohnheit, im Salon mit vielen Herren gleichzeitig leicht hin zu plaudern.

Die kühle Blonde stammte aus einer kleinen Be- amtenfamilie. Die hatte nie die Gelegenheit gehabt, die sichere Liebenswürdigkeit einer Welt dame zu er- werben.

Schließlich war das alles Taktgefühl. Man mußte es gewissermaßen in den Fingerspitzen haben, wie weit man gehen durfte. Erna zuckte verächtlich die Achseln. Sie wollte sich schon getrauen, auch dauernd mit der Menagerie fertig zu werden.

Aber sie konnte sie doch der Philologin nicht wegnehmen. Die lebte ja davon! Und auch keine andre gründen und der Freundin damit Konkurrenz machen. Außerdem war das nicht leicht. Man brauchte Geld und Zeit. Und sie hatte beides nicht.

Und nichtsdestoweniger war ihr wieder warm ums Herz. Neuer Jugendmut war da. Diese zwei Stunden voll Arbeit und voll eines bescheidenen Erfolges hatten sie neu belebt. Es mußte doch noch gehen! Irgendwie! So gut wie die kühle Blonde konnte auch sie sich eine Existenz zimmern.

Freilich — sie wußte wohl, wie schlimm es der Kandidatin im Anfang gegangen war. Sie hatte sich Zoll für Zoll durchkämpfen müssen und eben in Erinnerung daran ihr, Erna, aus aufrichtigem Herzen geraten, so rasch wie möglich zu heiraten um solcher Not und Prüfung zu entgehen. Aber Meta Wiggers war ein verschlossener, zurückhaltender Mensch. Sie verstand nicht, Freunde zu erwerben, und hatte keine. Wenigstens unter den Männern nicht!

Dagegen sie — Erna lächelte vor sich hin. Sie wußte seit ihrer Backfischzeit, wie leicht sich ihr die Herzen zuwandten, und betrachtete das jetzt schon lange als ganz selbstverständlich, ohne besonders eitel darauf zu sein. Sie war nun einmal so! Gott sei

Dank! Sie fand Freunde! Hier auch! Und vor allem: sie hatte ja schon einen, der alles aufwog!

Wenn Professor von Arras sich ihrer annahm, sie bei den Lehrern der Hochschule, in maßgebenden Familien, in der Öffentlichkeit empfahl, mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit und seines Namens, dann streckten sich ihr gewiß all die hilfreichen Hände entgegen, die sie heut den Tag über vergebens gesucht. Nur der erste Schritt war so schwer! Ein Wort eines Freundes half da mehr als alle eigenen Reden.

Er mußte helfen! Er hatte es ja feierlich versprochen. Die Abweisung von heute morgen war eben eine unglückliche Fügung. Erna war eben zur unrichten Stunde gekommen. Um so eher würde er dann zur geeigneten Zeit, vielleicht noch heute, vielleicht schon bald, ihr den Weg zu dem neuen Leben ebnen. Es gab Hilfsmittel genug. Sie lagen auf der Straße. Man sah sie bloß nicht.

Wenn nur sein Brief bald kam! Sie war entschlossen, den abzuwarten, ehe sie einen weiteren Schritt that. Mochte John Henry sich gedulden. Es war schon über Viertel Sechß. Sie ging fröstelnd in ihrem Zimmer auf und nieder. Der kurze Triumphrausch über die beiden Stunden begann zu verfliegen. Die Welt ringsumher wurde zusehends wieder mehr grau. Es war doch eben eigentlich immer noch alles so unbestimmt, so aussichtslos . . .

Auf einmal blieb sie stehen! Da auf dem Seitentisch, in der dunklen Ecke lag ja ein Brief. Er

mußte abgegeben worden sein, während sie drüben in der Menagerie weilte, und war von dem Mädchen natürlich an der entlegensten Stelle versteckt worden.

Sie riß ihn auf. Ein großer Umschlag — innen nichts als eine Visitenkarte — auf ihr der Name „Professor Dr. Freiherr von Arvas“ und rückwärts ein paar Zeilen: „Berehrtes Fräulein Bauernfeind! Leider muß ich schon heute abend in dringenden Angelegenheiten die Stadt verlassen. So sehen wir uns für das erste nicht wieder. Viel Glück auf den Weg! Das wünschen Ihnen zum Abschied herzlich meine Frau und Ihr . . .“ Hier brach die Schrift ab und ein langer Federzug wies nach der Druckseite hinüber.

Die Studentin schüttelte ungläubig den Kopf und trat, um in der beginnenden Dämmerung besser lesen zu können, an das Fenster. Aber auch da entzifferten ihre sich unwillkürlich vor Enttäuschung und Kränkung umflornden Augen genau dasselbe.

Zu Ende! Ein kühler Abschiedsbrief! Und sie hatte gehofft, einen Freund zu finden. Sie hatte ganz treuherzig an die Hilfe geglaubt, die er ihr gestern im Scherz, in einer Anwandlung flüchtiger Laune in die Hand versprochen, sie hatte sich heute morgen abweisen lassen und bekam jetzt noch einmal schriftlich eine freundliche und schonende Ablehnung. Sie empfand selbst, daß sie in ihrem Zorne ungerecht war. Der Professor wußte ja gar nicht, wie dringend sie seiner benötigte. Sie war vorgestern als wohlhabende, elegante junge Dame mit dem Brief seines Freundes zu ihm gegangen, er hatte sie tags

darauf eingeladen und in den Kreis seiner Familie eingeführt und nahm jetzt, wo er plötzlich verreisen mußte, in einem sehr höflichen Briefe Abschied von ihr. Das alles war ganz korrekt. Aber was beklagte sie sich eigentlich?

Wohl über ihre eigene Thorheit! Über ihre Zuversicht, daß sie hier an andern Menschen einen Halt gewinnen würde! Jetzt mußte sie es ja sehen: es gab keine Hilfe, keine Freundschaft! Ein jeder — und nun auch der Beste — ließ sie ruhig beiseite stehen und ging seines Weges weiter. Ein paar nichts sagende Phrasen, ein paar leere Versprechungen, wie die von gestern — das warf man ihr allenfalls noch hin und amüßte sich, wenn sie in ihrer Un- erfahrenheit diese Rechenpfennige der Höflichkeit für bare Münze nahm und darauf ihre Zukunft bauen wollte. Und sie war zu fremden Menschen in die Wohnung gegangen und hatte um solche Almosen auch noch gebettelt!

Ihr Stolz war tief verletzt. Diese Verbitterung überwog alles andre! Also keiner wollte etwas von ihr wissen! Sonst gewann sie die Herzen, ohne es zu wollen! Jetzt, wo sie kein Geld mehr hatte, wurde sie gerade von denen gemieden, die noch gar nichts von ihrem Verluste ahnten! Vielleicht hatte sie der Kummer schon reizlos gemacht. Vielleicht brauchte sie Reichtum und Sonnenschein, um andre Menschen zu erfreuen?

Armut macht häßlich, Armut macht einsam, Armut macht traurig und vor allem — sie ballte in ratloser

Empörung die Hände — Armut erniedrigt! Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie sich zurückgestoßen, achtlos übergegangen.

Und das war ja erst der Anfang des neuen Daseins. Jetzt ging das wahrscheinlich Tag um Tag so weiter in einer Kette immer neuer Demütigungen.

Sie starrte mit zusammengebissenen Lippen in die Dämmerung hinaus. Da draußen vor dem Fenster ging jemand vorbei und trat in das Haus. Den kannte sie. Nun kam John Henry van Lennep.

Müde und matt setzte sie sich hin, um ihn zu erwarten, und zerplückte mechanisch zwischen den Händen die kleine Karte, die den Namen „Dr. Freiherr von Arras“ trug.



XIII.

John Henry van Lennep kam ihr gegen gestern verändert vor. An sich war es ja noch dieselbe Gestalt, die straff aufgerichtet und elastisch in ihr Zimmer trat, und derselbe energische Kopf mit dem dunklen Schnurrbart, der aus einiger Entfernung, noch in der Dämmerung an der Thüre, ganz jugendlich aussah und dann in der Nähe doch einen müden, nervösen Ausdruck in den Augen, ein Spiel von allzufrühen, scharf eingegrabenen Denk- und Willensfurchen auf der Stirne und um die Lippen aufwies.

Heute erst verstand sie diese Runen und begriff, warum er jung und alt zugleich war. Er selbst war jung, noch ungebrochen in Temperament, Thatenlust und Thatenkraft, aber das Leben in Mühe und Kampf hatte ihn gekennzeichnet, mit jenen eigentlich dem Alter zukommenden Linien abgestempelt, die stumm besagen: der da hat drei- und viermal so viel gearbeitet wie andre Menschen!

Früher hatte sie nichts Merkwürdiges daran gefunden, im Gegenteil: seine fieberhafte ewige Rastlosigkeit hatte sie oft heiter gestimmt. Er war ihr geradezu komisch vorgekommen in seiner düsteren

Zähigkeit, Geld und Geld und immer noch mehr Geld zu verdienen.

Jetzt lachte sie nicht mehr über ihn, seit sie aus der kühlen Gelassenheit der Patrizierstochter aufgeschreckt war, die sich noch nie den Kopf darüber zerbrochen, woher der Luxus stammte, der sie umgab. Man hatte eben Geld! Und damit gut.

Aber wenn man keines hatte? Dann hieß es eben kämpfen, wie John Henry van Lenep, der sich Zoll für Zoll, mit eiserner Zähigkeit von einem kaufmännischen Desperado in Schanghai zu einer Kraft ersten Ranges, zu einem Berater und Vertrauten der rheinischen Industriekönige, zu einem reich und immer reicher werdenden Manne emporgerungen hatte.

Das Leben hatte ihn so gemacht, wie er war! Hart, rücksichtslos, spöttisch, einseitig in seiner steten mißtrauischen Fechterstellung und doch dabei in seiner Art von einem gutmütigen Humor — äußerlich bienenfleißig und innerlich ein gelassener Fatalist, wie alle, die die Luft der Abenteuer und Gefahren atmen.

Und was hatte er wohl alles schon an Abenteuern, Enttäuschung, Siegen und Niederlagen im Leben erfahren, das sie nicht ahnte! Wie anders kannte er das Leben, den eigentlichen Kampf ums Dasein, von dem sie heute nur scheu einen Zipfel des Vorhangs gelüftet hatte! Er hatte dies Dasein durchmessen in all seinen Höhen und Tiefen, und zum erstenmal fand sie von seinem Standpunkt aus das lächelnde Mitleid begreiflich, mit dem er ihre feurigen Reden über die Befreiung der Frauen und das Loos der Menschheit

überhaupt gleich dem Geplapper eines verwöhnten Kindes angehört hatte.

Er wußte ja anders Bescheid da draußen in der Wirklichkeit! Wie er da stand, erschien er ihr dem Leben selbst gleich: äußerlich ganz ruhig und heiter, aber doch voll versteckter Überraschungen und heimlich lauender List — voll von einer gelassenen achselzuckenden Grausamkeit: Thut mir leid, mein Bester, daß ich über Sie hinwegschreiten muß! Aber warum liegen Sie auch am Boden? Man läßt sich eben doch nicht niederdrängen!

Gegen sie war er nicht grausam! Das war die weiche Stelle seines Herzens. Das wußte Erna und mußte in ihrer Beklemmung doch über die echt männliche Unbeholfenheit lächeln, mit der er seinem Zartgefühl Ausdruck zu geben suchte, indem er jetzt, wie im Zimmer eines Schwerkranken, nur halblaut guten Tag sagte, auf den Fußspitzen ging und mit äußerster Behutsamkeit sich geräuschlos einen Stuhl herbeizog.

„Nun — wie geht's, Erna?“ fragte er, sich setzend. Es war wirkliche Teilnahme und ernste Liebe in seiner Stimme.

Sie schaute von ihm weg und zuckte stumm die Achseln. Was sollte sie ihm antworten? Ja — wenn diese Karte nicht gewesen wäre, deren Schnitzel auf dem dunklen Boden lagen. Aber die hatte ihren Stolz mitten ins Herz getroffen. Sie war seitdem in ihrer Willenskraft gelähmt, gedemütigt und schwach. Sie hatte Angst vor einem Leben, in dem alle Menschen sie so behandeln und ihr Zutrauen als eine Be-

lästigung, ihre bescheidenste Bitte um Rat als eine Aufdringlichkeit von sich weisen würden.

John Henry hatte das wohl alles durchgemacht und sich schließlich selbst geholfen. Aber das war eben ein Mann, ein ganzer Mann, und von Jugend auf in harter Schule. Er hatte wenigstens nichts zu entbehren und zu vergessen lernen müssen, wie es ihr bevorstand. Für ihn waren all die tausend Nadelstiche im Anfang das Selbstverständliche, während sie . . . sie hatte die Empfindung, als ob ihr etwas die Kehle hinaufstiege und ihr die zusammenschnüre. Das war die Angst und der Ekel vor der Armut, vor dem Ausgestoßensein und von oben herab behandeltwerden, als habe man ein Verbrechen begangen und sei ein ganz unwürdiger Mensch.

Ihr Besucher forschte nicht weiter. Er begann von sich zu sprechen. „Na — ich hab' den Tag so verbracht!“ sagte er leichtthin. „Hauptsächlich hab' ich am Telephon gehangen! Mit Paris konnten sie mich nicht verbinden, und bis ich endlich mit Wien Anschluß bekam — graue Haare kann man darüber kriegen! Zeit — das spielt bei euch hier offenbar noch gar keine Rolle. Dann beschwerte sich jemand nebenan. Mein Sekretär klapperte den ganzen Tag und die halbe Nacht auf der Schreibmaschine! Ich hab' ihm geantwortet: ‚Seien Sie froh, daß der Mann so fleißig ist! Und wenn Sie eine lautlose Schreibmaschine erfunden haben, dann kommen Sie zu mir. Dann machen wir zusammen damit ein gutes Geschäft!‘“

Erna blickte ihn von der Seite an. Sie kannte
Straß, Alt-Heidelberg, du Feine.

ihn gut genug, um zu wissen, daß er nichts umsonst that und also auch nicht bloß redete, um zu reden. Er hatte einen Zweck mit dieser Erzählung.

„Wir sprachen englisch miteinander!“ fuhr van Lennep fort. „Und ich sagte ihm in aller Höflichkeit: ‚Zum Henker, Sir, seien Sie nicht so nervös!‘ — obwohl ich es ja eigentlich selber bin — da schaut er mich auf einmal groß an, und wir müssen beide lachen. Da hatten sich doch glücklich zwei alte Klubgenossen aus Schanghai gefunden. Ein gutes Jahr war ich mit dem Gentleman dort zusammen. Er machte in Opium.“

„Weißt du, Erna, Opium bringt Geld! Die Chinesen sind darauf aus, wie die Fliegen nach dem Zucker, nachdem wir ihnen das Giftzeug im Feldzug 1841 im Namen der europäischen Kultur glücklich aufgedrängt haben. Also verdiente dieser Opiumgentleman große Summen. Und immer mehr. Wie er fünfzig Jahre alt war — im vorigen Herbst — setzte er sich zur Ruhe und wollte nun sein Leben genießen!“

„Und nun kommt das Traurige: das Leben findet ihn nicht mehr genießbar! Der Mann ist alle! Verbraucht! Zu spät gekommen! Es gibt nichts mehr für ihn!“

Er drehte sich plötzlich ganz zu ihr herum: „Und die Nutzenanwendung? Ich meine, Erna, du solltest dein Leben genießen, solange du jung bist! Statt es unnütz zu verarbeiten und zu vertrauern. Arbeit ist kein Vergnügen! Es gibt zwar Missionare und

andre fromme Leute, die, während sie beten, die andern ewig zum Arbeiten ermahnen, weil das ein Hauptspañ sei, aber ich, der ich die Arbeit kenne, sage: „Nein! Arbeit ist ein Muß und darum eine harte Nuß. Weil hinter dem Muß die Not steht, die Armut!“ Und die . . .“

Er machte eine Handbewegung, als wolle er etwas Widriges abschütteln. „Man soll nur so lange arbeiten, bis man aus der Armut heraus ist. Das muß man! Das ist, wie wenn man sich aus einem Morast heraus schlägt. Man kommt sich und den andern erst anständig vor, wenn man auf dem Trockenen ist und reine Kleider anhat. Aber die meisten bleiben darin stecken! Zumal mittellose Mädchen, die sich heutzutage auf eigene Füße stellen wollen! Sie müssen ihr ganzes Leben hindurch sich abrauern, sie verbittern, verkümmern, verblühen und werden welk, ohne daß es ihnen einer dankt! Da sieh in den Spiegel! Es wäre doch schade um dich! Oder sie heiraten schließlich aus Verzweiflung den ersten besten. Dem Kerl gönne ich dich aber nicht, Erna!“

„Sieh mal, wenn ich die Wahl hätte: arm oder reich?“ fuhr er fort. „Dann bin ich ein komischer Mensch und sage: ‚Wenn es schon sein kann, dann lieber reich!‘ Du hast diese Wahl! Es hängt nur von dir ab, ob du genau so weiterleben willst, wie du’s gewohnt bist und bisher nicht anders gewußt hast, oder ob du freiwillig aus der Gesellschaft der heiteren und zufriedenen Menschen ausscheiden und all die abgeschmackten Kümmernisse und Jämmerlich-

keiten und kleinlichen Sorgen und die vierundzwanzig aschgrauen Stunden täglich auf dich laden willst, die der Kampf ums liebe Brot mit sich bringt. Da geht es mit Rippenstößen und Nackenschlägen, liebe Erna! Da würdest du dich wundern, wie unhöflich die Welt auf einmal gegen eine junge Dame sein kann!"

Sie erwiderte nichts und zerpflückte die letzten Reste der verhängnisvollen Karte. Die war wie ein böser Talisman. Die nahm ihr alle Kraft und bestätigte stumm alles, was jener sagte.

Er rückte näher zu ihr heran. „Ich würde wahrhaftig niemand, und dir am wenigsten, raten, sich zu verkaufen, um der Armut zu entgehen. Aber du hast mich doch unter deinen vielen Bewerbern zu einer Zeit gewählt, wo du dich noch für sehr reich hieltest, wo also diese Rücksicht gar nicht vorhanden war. Du hast mich gewählt, weil du mich gern hattest — weil du mich lieb hast, trotz meiner vielen Fehler, die ich nun einmal nicht ablegen kann, weil sonst wahrscheinlich gar nichts von mir übrig bliebe! Deine eigentliche Sorge ist ja jetzt vielmehr, daß ich dich nicht lieb hab' — oder vielmehr nicht in der Art lieb hab', wie du es verlangst. Ich soll in dir etwas andres sehen, als du bist, und das kann ich eben nicht!"

Ja. Das war es! Sie nickte, ohne ihn anzuschauen, ein paarmal bitter lächelnd mit dem Kopf.

„Ich kann mich mit deinem Entschluß, zu studieren, nicht befreunden! Es ist nichts für Frauen! Es macht sie zu Zerrbildern von uns! Ich bin weit

genug in der Welt herumgekommen, um ein Urtheil darüber zu haben, und habe überall gefunden, daß nur da Frieden und Vernunft herrscht, wo die Frauen ihren eigenen Wirkungskreis haben und die Männer den ihren. Die Männer in der Öffentlichkeit draußen, die Frauen im Haus! Das ist ihr Reich. Da gehören sie hin. Verzeihe, daß ich diese banalen Dinge wiederhole — aber schließlich läßt sich die Wahrheit nicht anders sagen. Diese Wahrheit ist ewig alt. Seit es Menschen gibt, ist es so gewesen. Wie wollt ihr nun auf einmal alles umstürzen? Die Frau kann nicht mit dem Mann kämpfen. Sie ist zu schwach dazu. Also muß sie ihm gehorchen! Überall auf der Erde muß der Schwache dem Starken gehorchen. Das ist ein Naturgesetz."

"Und so denkst du dir die Ehe!" sagte Erna traurig. „Wenn du abends um sechs oder sieben müde von der Arbeit nach Hause kommst, findest du ein freundliches Gesicht und ein leckeres Gericht auf dem Tisch, und nachher darf ich dir etwas vorsingen und vorspielen, um dich zu erheitern, oder ich setze mich auf dein Knie und erzähle dir Unsinn ins Ohr, damit du deine Geschäftsforgen vergißt, und dann bist du zufrieden, daß du so ein liebes Weibchen hast. Aber ich — sage einmal, lieber John Henry: Was mache denn ich? Begreifst du denn nicht, daß ich auch ein einzelner selbständiger Mensch bin und das Recht habe, mein eigenes geistiges Leben zu führen, das vielleicht nicht so bedeutend ist wie das deine, aber eben mein? Und daß dies Leben den Tag über,

wenn du nicht zu Hause bist, nicht allein in der Sorge für Küche und Haushalt aufgehen kann. Wenn ich darin versimpeln wollte, wäre ich ja abends gar nicht mehr auf der geistigen Höhe, dir die Zeit zu vertreiben!"

Er zuckte die Achseln. „Ach, Erna — du drückst das alles so scharf aus — da sind überall die bißigen Wendungen aus eurer neuen Frauenlitteratur, und eigentlich ist es ja doch gar nicht so schlimm. Was die Thätigkeit im Hause betrifft . . ." Er räusperte sich und schaute nachdenklich zu Boden, als wolle er andeuten, daß da wohl auch höhere Pflichten kommen könnten. „ . . . und zweitens: deine geistige Weiterentwicklung überlasse getrost mir! Ich unterschätze dich wahrhaftig nicht. Du bist ein ganz auffallend kluges Mädchen! Aber daß ich dumm bin, haben bisher auch meine Feinde noch nicht behauptet. Ich habe eine Gabe, mir die Menschen heranzuziehen! Dich auch! Dich vor allem! Wir werden schon eins miteinander werden, mit allen unsern Interessen und Gedanken!"

„Das heißt," sagte Erna ruhig, „ich soll eine Null werden. Dein Geschöpf! O, ich weiß ja, wie du dir die Menschen zurechtbiegst. Du willst mir einfach meine Persönlichkeit wegnehmen und mir ein bißchen von deiner dafür geben, und davor fürchte ich mich. Ich weiß nicht, was ich dann werde!"

„Meine Frau!" Es kam ein stärkerer Klang in seine Stimme, und in seinen Augen wetterleuchtete es leise. „Das kann ich allerdings verlangen, daß meine

Frau mit mir lebt — weiß Gott, in einer recht respektablen geistigen Höhe — und nicht ein Sonderleben für sich führt. Ich bin ein Kaufmann. Ich kann kein Latein und Griechisch und halte es für Blödsinn. Was soll ich denn mit einer Frau sprechen, die in längst toten Sprachen lebt und weiter studiert und von meiner Welt keine Ahnung hat? Da muß ja jeder gegen das innere Leben des andern gleichgültig werden, weil ihm der Schlüssel dazu fehlt! Da müssen wir ja auseinander kommen und einander, trotz aller Liebe, fremd werden. Da ein deutscher Kaufmann und da eine gelehrte Lateinerin! Das geht doch nicht! Da muß eben einer nachgeben! Ich kann es nicht! Ich kann nicht auf meine alten Tage mein Geschäft und meinen Lebenslauf an den Nagel hängen und mich auf die Schulbank setzen, um mir noch nachträglich deine klassische Bildung anzueignen!“

„Und ich bin die Schwächere!“ sagte Erna müde.

Er faßte ihre Hand. „Sieh mal: wenn nur etwas dabei herauskäme, bei deinem Studium! Aber es wird ja nichts! Du überschätze dich und deine Kräfte, wie alle, die das Leben noch nicht kennen. Du hältst dich für etwas Ungeheures an Stärke und Mut und bist böse, daß ich dich für ein schwaches Mädchen halte, das vielleicht im Augenblicke eine nervöse Energie entfalten kann, aber ohne Ausdauer. In ein paar Wochen bist du schwachmatt, liebe Erna! Wovon willst du denn leben drei lange Jahre! Und dabei, unter Sorgen und Entbehrungen, noch studieren und den Doktor machen! Wenn dir das gelänge: Ich

wäre der erste, der dich um Verzeihung bäte und sagte: Ich habe mich geirrt! Aber es würde ja nicht so weit kommen! Das weiß ich!"

„Das weißt du, weil du zu wenig von mir weißt!“ sagte Erna. Aber es war Mutlosigkeit in ihrer Stimme.

„Nun ja, das alte Lied: ‚Du liebst mich und kennst mich nicht!‘“ Er fürchte die Stirne. „Lassen wir’s, Erna, und reden wir klar: Ich habe dir gestern noch den Vergleich vorgeschlagen, du solltest als meine Frau in Gottes Namen ein paar Kollegien besuchen. Du wolltest nicht! Es wäre ja auch nicht viel dabei herausgekommen. Also nun steht sich beides schroff gegenüber, und du hast die Wahl und mußt dich in dieser Stunde entscheiden: Hier das Heim, das ich dir biete und wahrlich voll Liebe biete, Reichthum, Freiheit, das Leben im großen Stil, wie es deiner würdig ist — und drüben Einsamkeit und trocken Brot und die ganze Kläglichkeit der Armut — und das alles ohne Erfolg! Denn du bleibst unterwegs liegen und läßt dich enttäuschen und verbittern, statt deine jungen Tage an meiner Seite zu genießen! Und wenn du noch dazu angelegt wärst! Aber du bist ein rechtes Weltkind — für Frohsinn und Sonne geschaffen.“

Sie atmete schwer! Da saß im dämmernden Zimmer ihr gegenüber der Versucher und zeigte ihr die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Und ihr fehlte jedes Wort der Erwiderung. Sie hörte und bangte und biß die Zähne zusammen und fand doch ihre alte Energie nicht. Die schwache Stunde war

da. Er fühlte es und nutzte es wohl. Sie merkte, wie er mit der ganzen Gewalt seines Wesens an sich hielt, um gleichmütig und sicher zu erscheinen und durch seine Ruhe ihr Vertrauen zu gewinnen.

„Ich hab' viel Fehler!“ hub er an, und in seinen Augen leuchtete ein stählerner Glanz. „Aber einen nicht: Es ist nichts Kleinliches an mir! Wer sich zu mir gefellt, den trag' ich hoch hinauf, wo man die Welt tief zu seinen Füßen sieht. Es ist ein großer Zug in dem, was ich bin und thue! Ein rechtes Leben voll bunter Abwechslung, voll Lärm und Kampf. Überall hab' ich Feinde! Überall muß ich auf der Hut sein. Überall komm' ich gut durch und weiter, immer weiter. Aber immer muß ich mich einsam meiner Haut wehren. Das langweilt mich. Ich hab' tiefe Sehnsucht nach einer Frau, für die ich sorgen und arbeiten darf, damit es ihr recht gut geht auf der Welt und sie vor allem Ungemach geborgen ist und ich meine Freude daran habe. Dann, scheint es mir, hat mein ganzes Treiben erst wieder einen Zweck. Auf diese Frau hab' ich so lange gewartet! Überall, auf Dampfern und in Bahnhöfen, in jedem Haus, wohin ich kam, in Europa und Asien dachte ich: Nun muß sie mir begegnen! Wie ich dich damals zum erstenmal sah, wußte ich sofort: ‚Die ist's!‘ Nun geh' nicht weg von mir! Ich hab's nicht um dich verdient. Und wenn du zehnmal zu mir sagst: ‚Du liebst in mir etwas andres als ich bin!‘ — Ich liebe dich eben doch, Erna. Das schwöre ich dir!“

Er sprach leise, heiß, eindringlich zu ihrem Ohr.

Sie fröstelte ratlos unter seinem Hauch. Sie hatte immer mehr die dumpfe Empfindung: Passe nur auf: der macht mit dir heute, was er will! Er hat dir so lange gesagt, daß du nur ein schwaches Mädchen wie tausend andre bist, bis du dich überzeugen läßt und es wirklich wirst!

Und immer deutlicher hörte sie in sich den Angstruf: Ja! Heute verleugne ich mich. Für immer! Das Entsetzen über den Verlust meines Geldes, die bittere Enttäuschung des Briefes da am Boden und zum dritten und stärksten das, was sich demütig und sehrend tief im Herzen regt, wenn er so zu mir spricht — gütig, bittend, schmeichelnd — er, der harte Mann, wie er gewiß zu keinem andern Menschen auf der Welt noch sprach: an dem allen schmilzt die Lust und Kraft zum neuen Leben! Die Angst vor dem neuen Leben tritt an ihre Stelle. Ein tiefer Widerwille gegen Armllichkeit und Häßlichkeit. Ein tiefes Bangen nach Liebe.

Noch einmal nahm sie all ihr Wollen zusammen. Sie machte sich schonungslos die Folgen klar: Ich verliere mich selbst, wenn ich so zurückkehre! Ich werde sein Ding! Außerlich ohne einen Pfennig Geld, ganz von ihm abhängig, innerlich von ihm bevormundet und in fremde Bahnen gelenkt. Ich bin und bleibe in meinem Besten gebrochen, wenn ich den Schritt zurückthue, den ich gewagt. Mein ganzes Leben werde ich die Erinnerung nicht los, daß ich in der entscheidenden Stunde, in der Schicksalswende, meine Kraft probte und sie unzulänglich fand. Halb

und unzulänglich werde ich bleiben, ohne Selbstvertrauen und Mut! Und wenn noch ein großes Schicksal mich feige gemacht hätte — aber nein — es ist ja nur die traurige Furcht vor der Armut, die doch Meta Wiggers nebenan, die kleine Zahnärztin gegenüber, unzählige andre klaglos als etwas Selbstverständliches tragen.

Sie hörte wieder seine Stimme neben sich, schon mit einem siegesfähigeren Klang. „Erna! Thue, was recht und vernünftig ist. Gib deine Träume von dem unnützen Studium und dem toten Wissenskram auf! Sieh — dafür biete ich dir hier das Leben, das volle, wirkliche Leben! Verbrenne deine Bücher und sei eine glückliche Frau, statt ein armes, gelehrtes Mädchen! Sprich . . . willst du?“

Ihr letzter Trost empörte sich gegen diese zärtliche Brutalität seiner Liebe. Sie starrte finster vor sich hin und stieß ein leises „Nein!“ zwischen den Zähnen hervor.

Er hatte sie doch unterschätzt! Langsam erhob er sich und ging, in Nachdenken versunken, im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er stehen, ziemlich weit von ihr, so daß er laut und nachdrücklich sprechen mußte.

„Es ist schrecklich!“ begann er, „daß man immer auch noch das letzte sagen muß! Gerade wie gestern! Du zwingst mich immer dazu, auch noch das letzte zu sagen, so gern ich darüber schweigen würde. Aber ich darf nicht! Um deinetwillen! Ich muß alles anbieten, um dich von deinem Entschluß abzubringen,

der nach meiner ehrlichen, reifsten Überzeugung für dich ein Unglück ist. Das ist meine Pflicht. Gegen dich und gegen mich. Denn ich habe wirklich keine Lust, dich zu verlieren. Ich kämpfe um dich, solange ich nur irgend kann!"

Erna sah ihn trübe an. „Ich glaube aber, du hast mir schon alles gesagt!"

„Nein. Eins nicht. Das, dachte ich, solltest du dir selber sagen. Aber, wie es scheint, hast du das nicht gethan!"

„Und was ist das?"

„Ach, ein sonderbares Ding!" meinte John Henry van Lennep gleichgültig. „Ein Ding, das heute so selten auf der Welt vorkommt wie je und den meisten eigentlich sehr komisch ist. Man nennt es Dankbarkeit. Einige Leute besitzen diese Untugend. Ich zum Beispiel! Ich gehöre zu denen, die keine Wohlthat vergessen und keine Beleidigung verzeihen. Hat man einmal den Fehler, so kann man ihn sich schwer abgewöhnen. Andern Menschen erscheint das altfränkisch. Das ist bei ihnen eine glückliche Naturanlage. Aber es thut mir doch leid, daß auch du diese Naturanlage hast. Dein Vater war anders!"

Erna stand auf. Sie begann leise zu beben.

„Er war voll Dankbarkeit gegen mich!" fuhr John Henry van Lennep fort. „Und gerade um deinetwillen! . . . Die Sorge um dich, die drückte ihn ja am meisten, wie ihm der Bankrott näher und näher auf den Leib rückte. Ich nahm sie ihm ab."

Er ging unruhig auf und nieder, die Hände in

den Taschen, den Blick starr auf den Boden gesenkt, mit der Miene eines Mannes, dem selbst nicht wohl zu Mute ist bei dem, was er spricht. „Stelle dir nur vor, wie alles gekommen wäre ohne mich! Solch eine Katastrophe, wie sie ohne mich eingetreten wäre! Die vergift man nicht. Du wärst anders geworden, Erna! Nicht nur arm, wie jetzt, sondern auch elend. Derlei verdüstert einen und gibt einem einen Knacks fürs ganze Leben! Man kommt nicht mehr recht hoch, nicht mehr recht zu sich selbst, auch wenn man selbst ganz unschuldig war.“

Sie bat ihn stumm, nur mit einem stehenden Augenaufschlag, zu schweigen. Er sah, wie blaß sie geworden war, und hielt an sich.

„Du hast ganz recht!“ sagte er, wieder ganz gelassen und geschäftsmäßig, „wenn du mir von deinem Standpunkt aus erklärst: Ich habe dich um keinen Dienst gebeten und bin dir keine Dankbarkeit schuldig. Sehr wahr. Ich bin ein guter Kaufmann und setze keine unsicheren Posten in meine Rechnung. Mit Dankbarkeit und dergleichen habe ich gar nicht erst angefangen zu operieren. Was ich gethan hab', war einfach folgendes: Ich habe bei deinem Vater um deine Hand angehalten und erfahren, daß er nahezu bankrott war. Da wäre mancher zurückgetreten! Ich nicht! Andre hätten dich etwas von diesem Opfer ahnen lassen. Ich nicht! Du hast mich verspottet und verlacht wegen meines verdoppelten Eifers, Geld zu verdienen, und dir nicht träumen lassen, daß es nur für euch geschah, für die kaufmännische Ehre und

das Leben deines Vaters. Ich blieb dazu still. Dann ist er von uns gegangen, und wie wir nach meiner Rückkehr Hand in Hand an seinem Grabe standen, sagte ich dir nicht, daß ich ihm einen friedlichen und ruhigen Abschied vom Leben ermöglicht hatte. Von da ab hab' ich nur für dich gelebt. Ich hab' dich mit allem Luxus und aller Eleganz umgeben, dir jeden deiner Wünsche an den Augen abgelesen, mich von dir ausschelten und auslachen und wie von einer übermütigen, reichen Erbin behandeln lassen, ohne nur mit einem Wimperzucken zu verraten, daß jeder Pfennig deines Reichthums von mir kam. Und dafür wollte ich nichts, als daß du das Versprechen hieltest, das du mir doch freiwillig gegeben. Du hast es leicht hin gebrochen und bist fort. Ich habe noch einmal meinen Stolz bezwungen, wie so oft in der letzten Zeit, und bin dir nachgereist, um dir die Augen zu öffnen. Das ist geschehen! Schickst du mich jetzt fort, so komme ich so leicht nicht wieder. Dann hast du deinen einzigen Freund von dir gestoßen."

Er trat zu Erna heran, die, auf einen Stuhl gesunken, vor sich hin schluchzte und drückte ihr einen Brief in die Hand. „Da! Für den Fall, daß du meinen Worten mißtraust — ich würde mich auch darüber nicht mehr wundern — da sind die letzten Zeilen, die dein Vater, wenige Tage vor seinem Tode, für mich niedergeschrieben hat. Er selbst wollte es dir nicht mehr sagen. Er hatte in seiner Krankheit nicht mehr den Mut und die Kraft dazu. Aber er wollte, daß ich dir den Zettel geben sollte! Ich hab's mir

gelobt und das Versprechen nicht gehalten! Du solltest es nicht wissen. Aber nun lies!“

Vor ihren Augen schwammen und zitterten die verblaßten, von einer todwelken Hand mühsam gefrizelten und doch so vertrauten Zeilen, die ihr wie ein Gruß aus dem Grabe erschienen. Sie entzifferte sie wie durch einen Flor hindurch, nur in Bruchstücken und Absätzen . . .

„Ich scheid' ruhig ab, weil ich dich, geliebte Erna, im Schutz und in der Liebe deines künftigen Mannes weiß. Vergiß nie, was er für uns gethan hat und was er für dich thun wird, wenn ich nun bald nicht mehr sein werde. . . . Du liebst ihn! . . . Darum suche ihn zu verstehen . . . dann wird er dich glücklich machen . . . und dein Glück ist der letzte Wunsch und die letzte Hoffnung deines müden, alten Vaters . . .

„Für mich ist's Zeit, zur Ruhe zu gehen! . . . Du gehe jetzt . . . ins Leben an seiner Hand. Er wird dich sicher geleiten, bis auch eure Zeit einmal um ist wie nun meine! . . . Leb wohl, meine Erna . . .“

Sie brach in fassungloses Weinen aus. Durch dies ärmliche kleine Blatt war sie noch einmal, nach einem langen Jahr, mit dem Vater verbunden, den sie so sehr geliebt. Er lebte noch einmal. Er sprach noch einmal zu ihr in seiner ruhigen, ernstern Weise, nur mit andern Worten als sonst . . . feierlicher, aus tiefstem Herzen . . . und seine Stimme klang von weit, weit her, wohin die ausgestreckten Arme nicht mehr reichten, wohin die umflorten Augen nicht mehr drangen, eine Mahnung aus dem unbekanntem Land,

die ein nie erlebtes Gefühl von sehnfüchtigem Grauen und leisem, bangem Schauer in ihr erweckte.

Neben sich hörte sie John Henry sprechen. Ganz ruhig, wie gewöhnlich! Aber sie verstand kein Wort. Es war alles in ihr zu nichte geworden. Sie fühlte sich selbst kaum mehr. So leer, so müde, so willenlos! Alles verflogen und verstoßen! Nur das Gefühl einer Notwendigkeit, sich schützen zu lassen und zu gehorchen. Da war die schwache Stunde. Und zehnmal schwächer noch als ihr je gebangt.

Unwillkürlich streckte sie die Hand aus. Sie dachte, er müsse sie ergreifen und tröstend drücken, damit sie sehe, daß sie doch noch jemand auf Erden habe. Aber John Henry van Lennep hatte keine Lust, Zeit zu verlieren. Er holte ihren Strohhut und setzte ihn ihr auf und hing ihr das Mäntelchen um, und nun verstand sie auch, was er sagte. „Laß nur alles hier liegen und stehen, Erna!“ sprach er gleichmütig, aber in einem weichen, liebevollen Ton. „Deine Freundin nebenan wird all den Krimskrams schon zusammenpacken und nachschicken. Wir haben noch reichlich vierzig Minuten bis zum Zug.“

Ob sie mitgehen wolle, das fragte er gar nicht erst. Er sah ja, sein Sieg war entschieden. Sie hatte keinen Willen mehr.

Sie erschrak gar nicht darüber. Sie empfand dankbar, aber verschleiert wie im Traume, daß er sich um sie mühte und ihr jede kleine Sorge beim Verlassen der Wohnung abnahm. Dabei war in ihr — ohne Erstaunen, eher als eine Erlösung von all den Nöten —

nur die ruhige Gewißheit lebendig: Also nun bist du fein.

Nun bist du fein! Ihre Willenlosigkeit erschien ihr plötzlich ganz selbstverständlich, und daraus erwuchs ein Aufatmen nach schwerem Kampf, eine demütige Befriedigung, daß sie die Schwächere gewesen und ihm nun dienen und gehorchen müsse, ohne Troß, ohne neuen Widerstand, ganz in ihm aufgehend, seiner Kraft unterthan.

Das machte ihr das Herz förmlich leicht und frei. Die Würfel waren gefallen. Das Spiel zu Ende. Sie hatte es verloren. Nun war es an ihm, den Sieg auszunutzen und ihr ferneres Schicksal, ihr ganzes Leben nach seinem Gutdünken zu bestimmen. Sie hatte keinen Einfluß mehr darauf. Sie wollte auch gar nicht. Sie war ja jetzt in fremden Händen und eigentlich voll müder Neugier, was die nun wohl aus ihr formen und bilden würden. Einen ganz andern Menschen gewiß als den, zu dem sie selbst sich zu erziehen gedachte — vielleicht auch nur einen unterdrückten Menschen, in dem manches auf ewig schlief, das anderwärts zu Blüte und Frucht gelangt wäre, und der vielleicht eben darum viel glücklicher war in seiner stillen Zimmerecke. Wer konnte es wissen? Die Zeit mußte es lehren. Und was lag an einem Menschenschicksal? Was lag überhaupt an dem bißchen Leben?

Das weht dahin und schwindet, ob es sich nun unten am Rhein in einer Flucht kerzenstrahlender Gemächer abspielt oder hier in dem kleinen, däm-

merigen Studentenstübchen, das sie achtlos verließ. Sie warf gar keinen Blick nach dem traulichen Raum zurück, in dem sie beim Schein der Lampe vor aufgeklappten Büchern den Kampf um die Freiheit der Frau für ihr bescheidenes Teil hatte aufnehmen wollen! Vorbei! Vorbei! Die, die da blaß, stumm und verschüchtert, mit zu Boden geschlagenen Augen auf die Straße trat, das war eine traurige Braut und vielleicht bald eine heitere Gattin, aber keine von den großen, von den Vorkämpferinnen des Geschlechts.

Oder waren das vielleicht doch für immer nur Ausnahmen? Männerseelen, die sich durch die Laune des Geschicks in Frauengestalt verirrt hatten? Galt für das wirklich weibliche Weib nicht vielleicht doch in aller Ewigkeit das uralte: „Er soll dein Herr sein!“

Für sie galt das! Der neben ihr war ihr Herr. Sie wußte, daß er ihr unrecht that. Sie wußte, daß er, ohne es zu ahnen und zu wollen, das Beste in ihr, die Entwicklung zu einer selbständigen, geistig eigenartigen Persönlichkeit zerstörte, indem er sie zurück in die Enge der heimischen Verhältnisse, fernab von den Quellen des Wissens und des Erkennens führte. Sie wußte, daß er nichts Gleichwertiges dafür aus ihr schaffen konnte, sondern eben eine kluge und elegante Welt dame nach seinem Geschmack, eine Lady im besten Sinn, wie er sie draußen in der Welt gesehen. Alles andre lag brach! Ihr Temperament war versprüht, ihre Energie gebrochen. In ein paar Jahren erzählte sie vielleicht

selbst scherzend beim Diner den fatten Geschäftsfreunden ihres Gatten wie ein Märchen, daß sie einmal allen Ernstes daran gedacht hatte, Studentin in Heidelberg zu werden! „Ja, lachen Sie nicht, meine Herren! Mein Mann kann es bezeugen, daß ich auf dem Punkte stand, ein Blaustrumpf zu werden, mit Brille und Dokortitel und dem Gänsekiel hinterm Ohr! Nun — es ist ja dann anders gekommen!“ Und dabei warfen sich die Gatten einen schalkhaften Blick über den Tisch hin zu, und sie dirigierte stumm mit den Augen die Bewegungen der Dienstboten und hörte, was sich die Herren über die Maßnahmen des Kohlen-syndikats, über die Veröffentlichungen des Verbandes deutscher Industrieller oder die Lage des amerikanischen Stahlmarktes erzählten. Und ebenso geduldig lauschte sie nach Tisch dem Damengespräch und hatte es längst gelernt, ihrer Zunge Zügel anzulegen und für alles das verbindliche Gesicht einer Welt-dame übrig zu haben. Und der lebendige Mensch, der hinter der Maske sich barg, — den es einst nach Erlösung gedrängt hatte, der war inzwischen sehr still, sehr gleichgültig, sehr schattenhaft geworden und verlor sich mehr von Tag zu Tag, wie ein Gespenst im Sonnenschein, je älter sie wurde.

Das war ihr Schicksal. Dem ging sie entgegen, mit offenen Augen, wie eine Nachtwandlerin, an John Henry van Lenneps Seite. Warum blieb sie nicht stehen? Warum zog er sie mit sich fort, ohne sie doch mit der Hand zu berühren? Sie mußte die Antwort wohl: Sie liebte ihn eben doch — und liebte

ihn gerade jetzt, weil er stark war und sie schwach; er ihr Schicksal und sie sein Geschöpf.

Er sprach nicht viel unterwegs. Nur von gleichgültigen Dingen, als sei gar nichts vorgefallen. Es gab wohl überhaupt nichts, was ihn aus seiner unerfütterlichen Ruhe bringen konnte.

Zweimal sah er auf die Uhr und beschleunigte dann etwas seinen Gang. Es war noch überreichlich Zeit. Aber jeder Schritt von dem Studentenstübchen dort hinweg bedeutete für ihn einen Schritt in die gemeinsame Zukunft. Und wieder zog es ihr durch den todmüden Sinn: Wie kann er mich mit dem Herzen so sehr lieben und mit dem Kopfe so wenig verstehen?

Da war der Bahnhof, das Dunkel mit dem vielfarbigen Licht seiner Laternen durchdringend, erfüllt von dem Trubel der beginnenden Reisezeit, die alltätlich einen Fremdenstrom in die Neckarstadt ergoß und wieder hinwegführte. Engländer und Amerikaner in Menge, bunte Mützen, deren Träger hier auf neu ankommende junge Studenten warteten, um sie für ihre Farben zu gewinnen, Ackerleute, Winzer und Tabakpflanzer aus der Rheinebene, Arbeiter, die gegen Abend aus der Fabrik in dichtbesetzten Eisenbahnwagen in ihre Dörfer zurückkehrten, Soldaten auf Urlaub, Hotelportiers und Hausdiener, ein mannigfach wechselndes, nach Pfälzer Brauch lärmendes Treiben, dessen Hin und Her, Warnungsrufe, Kofferrollen und Stimmengewirr Erna aus ihrem Betäubungszustand erwachen ließen.

Der Zug war noch nicht da. Sie hatten ihre Fahrkarten gelöst und schritten nun langsam in einer der halbdunklen, windigen offenen Hallen auf und nieder. Es war schon beinahe Nacht, und der Qualm der Lokomotiven legte überdies noch seine dünnen, gelblichen Schleier vor die Augen. Alle Poesie und Schönheit von Heidelberg war hier geschwunden. Das war eine Eisenbahnstation wie tausend andre mehr, in der ungeduldige und fröstelnde Menschen neben ihren Gepäckstücken herumgingen und warteten.

Und ebenso gleichgültige und leere Gesichter wie all die andern Reisenden machten auch sie. Niemand hätte ihnen etwas Besonderes angemerkt, wenn auch genug Köpfe sich nach Erna umdrehten.

Auch aus der von Wagenschiebern, Dienstmännern und Schaffnern dichtbesetzten Wirtschaft dritter Klasse wurde sie neugierig durch ein paar mächtige, goldgefaßte Brillengläser gemustert. Dort saß David Gallus, der Privatgelehrte, das rote Perleantlig bis zu der schimmernden Glaze hinauf in einem Bierkrug begraben, und rollte, während er in endlosen Zügen trank, die großen grünen Froschaugen über dem Glasrand hinweg nach allen Seiten. Neben ihm saßen seine gewohnten Begleiter, der martialische Fremdenführer Hinkle und der Stumpe, der kleine Droschkenfutscher, der seinen Wagen draußen stehen hatte. Beide waren in sehr schlechter Laune. Der Fremdenführer, weil ein biederer Tourist, den er den halben Tag herumgeführt und dessen Rucksack er getragen hatte, ihm in einer Wirtschaft auf Nimmerwiedersehen

ohne Begleichung seiner Taxe entwischt und wahrscheinlich längst weiter gereist war, der Kutscher, weil er seit zwei Stunden keine Fahrt bekam und Groll und Berachtung gegen all die neumodischen Einrichtungen der Pferde- und Drahtseilbahn in seinem Busen hegte.

Auch David Gallus war grämlich. In einem Zwitterzustand. Es war eigentlich noch nicht seine Zeit — jene Abendstille, wo er von den Geisteshöhen seines Tages, einem dürstenden alten Dachs gleich, zu den alkoholischen Gewässern der Nacht niedertrollte. Das Scheuerfest seiner Frau hatte ihn früher als sonst hinweggetrieben, oder nein — es war eigentlich diesmal kein Scheuerfest mehr, wie er es den beiden Vertrauten seiner Leiden schilderte — es war eine Orgie von Wasser und Seife, ein Wahnsinn des Schrubbens und Putzens, eine blinde Leidenschaft, alles, aber auch alles auf den Kopf zu stellen und in sadem Wasserdampf, mit hochgeschwungenem Besen und schrillen Kommandorufen und Hin- und Herrennen alle drei Grazien und ihn in ihrer Mitte aus dem Hause zu jagen!

„*Varium semper et mutabile femina!*“ sprach trübseelig der trunkfällige und verbitterte kleine Philosoph. „Ewig haben die Weiber etwas andres, um uns zu plagen. Ich möchte die Welt nur für einen Vormittag ohne Weiber sehen. Welch eine selige Stille! Welch ein feierlicher Gottesfrieden! Bei dem Gedanken daran wird einem das Herz weit. Aber die Eva lacht nur dazu. Die ist überall! Sehen Sie,

Hinkele, und Sie, mein bester Stumpe — da draußen geht sie auch schon wieder auf und nieder! Da — dieses elegante junge Wesen neben dem Herrn! Wißt ihr, was dieser böse Feind mir gestern für einen Possen gespielt hat? Im Morgengrauen — es mag neun, halb zehn Uhr gewesen sein, drang sie ungestüm in das Chaos meiner Wohnung ein, ließ mich aus dem Bette reißen und verlangte kurz und bündig die Schlüssel zu meinem Laboratorium! Sie wolle studieren! Sie hätte eine Fabrik! Sie müsse Doktor werden! Jetzt kämen die Frauen an die Reihe — o, welch ein Wortschwall, welch eine Unvernunft! Welch eine Wildheit! Und vielleicht kommt diese junge Furie wieder. Ich bin ein alter Mann. Ich bange mich vor ihr!“

„Die reißt doch jetzt weg!“ sprach der Fremdenführer kurz und mürrisch.

David Gallus zog die Augenbrauen hoch. „Hinkele — ich sage Ihnen doch: sie studiert hier!“

„Ah bah! Alleweil hamwe sie zwei Billette genommen zum Kölner Schnellzug! Un der Herr, wo mit ihr is, hat noch gesagt, er wär' froh, wann er und sie aus sellem Nescht von Heidelberg 'raus wäre und es nie wieder sehe dhäte! Ich hab' doch dannewwe geschtanne und bei mir gedenkt: Steig du mir den Buckel 'nuff mit dei'm Nescht!“

„Sie studiert hier!“ beharrte der Berkeo. Er wollte so wenig an die Entfernung Ernas von der Hochschule glauben, wie etwa ein frommer Christ an die Abwesenheit des Teufels. Der gehörte doch auch zum Ganzen.

Der Hinkeln war in immer schlechtere Laune geraten. „Ich sag's Ihne doch!“ fuhr er auf. „Nach Köln. Erichte Klaff'. Ich kenn' doch mei' Leut'!“

Und der Stumpe setzte ärgerlich hinzu: „Wann's ans Sterngrucke geht, no harwe Sie recht. Do redd' ich nix drei'! Awwer hier uff'm Bahnhof — do sind Sie leh! Do redde wir!“

David Gallus nahm seine Brille ab, rieb sich die Augen und sah ganz erstaunt herum. „Mein Gott — wo bin ich denn?“ fragte er mit dem sanftesten Lächeln eines zerstreuten, alten Gelehrten. „Verzeihen Sie nur, meine Herren! Ich gehe schon! Zahlt euren Trunk nur selbst, ihr ungehobelten Klöße, ihr Böötier und Banausen! Adieu!“

Und damit lief er hinweg, ohne auf die Beschwichtigungsversuche der beiden zu achten.

Während er an Erna vorüberging, starrte er sie, ohne zu grüßen, unwirsch von unten herauf mit seinen glasgrün funkelnden Augen an. Sie bemerkte den kleinen Weiberfeind gar nicht. Ihre Gedanken waren weit von hier — zu Hause!

Vor noch nicht drei Tagen hatte sie ihr Mädchenheim dort verlassen, in das sie nun zurückkehren sollte, als sei nichts geschehen. Was waren auch dreimal vierundzwanzig Stunden in einem langen Menschenleben? Und doch war diese kurze Spanne Zeit für ihr Dasein entscheidend geworden. Sie kam als ein anderer Mensch wieder, vom Schmerz getroffen, vom Schmerz enttäuscht und verbittert, und zeigte den neugierig murmelnden Ruhmen und albern fichernden

Vasen ein glattes Gesicht und versicherte ihnen lachend, der kleine Ausflug nach Heidelberg sei zu ihrer vollen Zufriedenheit verlaufen. Sie habe ja für diesmal eben nur das Terrain sondieren wollen und überall die freundlichste Aufnahme gefunden, so daß sie, wenn sie sich überhaupt je entschloße, eine Hochschule zu beziehen, sicher nur an der Ruperta Carola am Neckarstrande studieren würde.

Die Ruhmen und Vasen würden dazu zwar sehr zweifelnd darein schauen — aber das Gegenteil konnten sie ihr nicht beweisen. Denn sie war doch so vorsichtig gewesen, niemand als John Henry und den alten Familienfreund und Landrat, der ihr sein Empfehlungsschreiben mitgegeben, zum Vertrauten ihrer eigentlichen Pläne zu machen, und so mußten sich schließlich all die spitzigen Wisperzungen beruhigen. Sie war wieder da, sie blieb die Braut van Lenneps, den die Sache doch am ersten anging, und alles war beim alten.

Morgen früh wachte sie wieder in dem großen leeren Elternhaus auf! Ein wohlbekannter, seit der Kindheit ihr vertrauter, heiserer Pfiff aus einem Dampfrohr, das Zeichen zum Beginn der Arbeit da hinten, weckte sie. Und wenn sie dann übernächtigt und ermüdet an eins der Hoffenster trat, dann saßen da wieder die langen Reihen der Frauen und der Mädchen, die blassen Köpfe über den Tisch gebeugt, und arbeiteten stumm . . . und arbeiteten . . .

Über nicht mehr für sie! Sie war jetzt ein Fremdling in dem düsteren öden Patrizierhaus. Nichts

darin, nichts von den Mauern und Maschinen der Hintergebäude gehörte mehr ihr. Sie aß das Gnadenbrot John Henry van Lenneps und durfte es nicht einmal irgend jemand verraten, sondern mußte die Komödie einer übermütigen reichen jungen Erbin weiterspielen.

Bis zu dem Tag, wo sie eins wurden. Dann führte er sie aus den dunklen Räumen hinaus und führte sie mit sich ins Leben. Wohin es ihm gutdünkte. Er war ja der Herr . . .

Sie fröstelte, wenn sie an das Erwachen morgen früh dachte. Sicher war es wieder ein trüber Tag, graue Fabriknebel und häßlicher Kohlendunst vor den Fenstern, überall rauchende Schloten, finstere arbeitsverdrossene Menschen und rasselnde Lastwagen auf der schmutzigen Straße, und vom Hof her immer wieder das eintönige Summen und Stampfen, der ewige Gleichklang: „Im Schweiß des Angesichts sollst du dein Brot essen!“

Sie that das nicht. Sie floh vor der Arbeit! Vor dem Leben draußen, das sie so begeistert gepriesen. Fort aus diesem sonnigen Erdenwinkel mit seinem blauen Himmel und seinem grünen Fluß, mit der rötlich-strahlenden Renaissancepracht seiner Ruinen und seinem ewig sich erneuernden weiß schauernden Blütenschnee des Frühlings — fort aus diesem Thal der Romantik, der ehrwürdigen Wissenschaft und des heiteren Burschentums. Darin ging auch, wie anderswo, die graue Frau Sorge um und wies ihr keifend mit ihrem Krückstock die Schwelle,

und sie schlich wirklich hinaus, gebrochen und trübselig . . .

Das war doch eigentlich nur ihre Pflicht gegen John Henry, was sie that, und doch wagte sie nicht, vor sich selbst die Augen aufzuschlagen, voll einer bitteren Reue: Du hast dich verraten. Nun kehre zurück in den goldenen Käfig!

Ihr Begleiter blieb stehen. „Daß ich auch daran nicht gedacht hab',“ sagte er rasch. „Man wird wirklich ganz konfus in solch einem poetischen Nest. Die allgemeine Duselei steckt an! Höre, Erna: Wir können nicht gut zusammen heute abend ankommen. Da wird unnütz geredet. Am besten ist, ich bleibe in Köln, und du fährst allein weiter, und ich komme dann morgen, wie durch Zufall, auch dahin zurück!“

Sie nickte nur. Ihr war alles recht.

„Und dann muß dafür gesorgt werden, daß du deinen Wagen auf der Bahn findest und die Leute zu Hause dich erwarten! Man muß telegraphieren!“

„Freilich . . . man muß telegraphieren!“ sagte Erna stumpf und schaute wie geistesabwesend in das Lichterspiel der bunten Laternen, das Funkensprühen der Lokomotiven und das tiefe, schwere Dunkel, das hinter ihnen den Bahnhof abschloß. Da ging es hinaus in die Ebene, in die Flachheit, in das Alltägliche.

Er zog die Uhr. „Es ist noch Zeit. Das Telegraphenbureau ist ganz nahe. Warte nur hier, bis ich zurückkomme!“

Sie nickte, machte Halt und zog ihr Mäntelchen

leise fröstelnd enger um die Schultern und hörte hinter sich, wie seine raschen, elastischen Schritte sich von ihr entfernten.

Er ging von ihr weg! Er ließ sie allein! Jetzt! Wenn auch nur für fünf Minuten! Ihr erster Gedanke war: Das ist doch unvorsichtig von ihm! Wenn es auch nur aus Sorge und Rücksicht für mich geschieht! Das würde ich an seiner Stelle nicht thun! So offen zeigen, wie sicher man seiner Sache ist! Das kann beinahe den Widerspruch reizen!

Es regte sich aber kein eigentlicher Widerspruch in ihr, sondern jetzt, wo plötzlich seine Gegenwart sie nicht mehr lähmte, wurde nur langsam, zögernd, allmählich wieder alles in ihr frei, was sonst in ihr war — das Hin und Her der Gedanken, ein Wechselspiel innerer Fragen und Antworten, ein sich selbst Rechenschaftgeben über die Eindrücke, die man empfing, über die Entschlüsse und Meinungen, die man daraus zog. Das hatte in der letzten Stunde, wie in der Betäubung nach einem jähen Sturze aus anscheinend sicherer Höhe, in ihr geschlafen. Jetzt kam zusehend die Spannkraft wieder, immer noch von einer tiefen, trostlosen Traurigkeit und Entmutigung belastet und niedergehalten, aber doch schon ungeduldig dagegen federnd, gegen den Druck sich wehrend mit einem kampflustigen Warum.

Sie kannte dies kampflustige Warum — diesen feteten guten Gast und guten Geist in ihrem Kopf.

Mit dem „Warum“, dem Ausgangspunkt alles menschlichen Wissens, hatte ja auch sie begonnen,

als sich in ihr, vor Jahren, der erste Trieb zur Freiheit regte. Die andern Mädchen, ihre Genossinnen, wunderten sich über nichts. Sie nahmen die Dinge als gegeben! Sie hatte sich damals zum erstenmal gefragt: Warum bin ich als Frau nur ein untergeordnetes Wesen? Ist das wahr, oder haben es die Männer nur erdacht? Und war so, immer neu sich fragend und über sich selbst allmählich klar werdend, fortgeschritten bis zu dem Entschluß, Studentin zu werden.

Warum gab sie den jetzt auf? Sie dachte nach. Sie war ganz ruhig. Ja — sie hatte noch den Nebeneinfall: die Männer behaupten immer, wir könnten nicht logisch denken. Aber wenn man Latein gelernt hat, wie ich, dann arbeitet der Kopf von selbst logisch.

Und unwillkürlich übersehte sie sich die Frage stumm in das Lateinische: „Warum gehst du weg?“

„Aus Not!“ sagte die erste Stimme. „Du hast kein Geld mehr!“ Sie entrüstete sich. Aber als sie sich dann prüfte, wurde sie kleinlaut. Ja — ein wenig Angst vor dem Leben der Entsagung war doch dabei. Sie war verwöhnt, verweichlicht, verschlafen . . .

„Aus Troß,“ sprach es zum zweiten. „Du bist empört, daß deine Freunde oder vielmehr dein einziger Freund, auf den du so stolz warst, dich im Stich gelassen hat! Aber hast du nicht, ohne daran zu denken, einen vortrefflichen Freund fürs Leben, der es wahrlich gut mit dir meint und dir nicht von der Seite weichen wird, solange du atmest? Er heißt Erna

Bauernfeind, und du darfst versichert sein: wo du bist, ist der auch und hilft dir, so gut er kann!"

Wieder fragte sie sich: „Warum gehst du weg?“

„Aus Gewissenhaftigkeit, Erna!“ sprach einschmeichelnd die dritte Stimme. „Du hast über deine Hand verfügt. Du bist nicht mehr frei. Du darfst nicht ohne Grund ein freiwillig gegebenes, feierliches Versprechen brechen! Das ist deine Pflicht!“

Und warnend setzte die vierte Stimme hinzu: „Und die Dankbarkeit! Du bist jenem zu heißem Dank verpflichtet. Du erkennst das selbst an. Du bist tief in seiner Schuld und kannst sie nur mit dem einen zahlen, was du noch besitzt, und was er allein begehrt, mit dir selbst! Das Opfer mußt du dem Andenken deines Vaters bringen!“

Sie richtete sich auf. Nun fühlte sie deutlich, wie ein stürmisches Selbstbewußtsein sich dagegen in ihr aufbäumte. Nein — und aber nein! Die höchste Pflicht hat doch ein Mensch gegen sich selbst! Ehe er nicht sich selbst etwas ist, wird er auch andern nur ein blasser Schatten sein. Ehe er nicht mit sich selbst ins reine gekommen ist, wird er mit fremden Menschen nicht im Einklang leben. Ehe er nicht sich selbst überwunden hat, wird ihn der zweite überwinden und unnütz zerstören, wie die Kinder ihr Spielzeug voll eifriger Liebe und Neugier in Trümmern brechen!

„Ich bin ich!“ sagte sie sich finster. „Kein Mensch kann von mir verlangen, daß ich etwas anderes werde. Das ist dann doch nicht mehr mein Selbst! Das ist

Selbstmord! Wie kann man mich zum geistigen Selbstmord zwingen? Es ist doch das Recht der Natur, wenn ich mich dagegen wehre!"

Ja — warum wehrst du dich denn nicht? Warum gehst du weg?

Gab es wirklich keine Antwort mehr? Waren das allein die paar Gründe? Genügten die, alle Wünsche, alle Hoffnungen, alles Eigene schweigend einzufargen? Bei einem Menschen wie ihr? Jung, kräftig, trotzig und voll Lebenslust und Feuer und Ehrgeiz? Sie schaute sich schonungslos ins Herz und fuhr bang zurück! Da klang, tief und mächtig, die fünfte Stimme, die letzte: „Du liebst ihn!"

Du liebst ihn, wie er ist! Als dein Herr, der auf dich herunterschaut! Dessen Liebe dich mit Absicht schwach und klein gestaltet, damit er recht viel zu beschützen und zu verteidigen hat! Der dir nichts Eigenes mehr gönnt, in dem du aufgehen sollst mit allen Fasern deines Seelenlebens, Geist von seinem Geist, ein Bild nach seinem Bild, sein Geschöpf und Wille!

Und du schaust mit einem süßen Grauen in den Abgrund, und was nur Weib in dir ist, das raunt dir zärtlich zu: Wie schön ist es, sich vernichten zu lassen! Zu sterben an der Kraft eines Mannes und aufzuerstehen durch seine Liebe.

Freilich, als ein andres Geschöpf! Ganz Weib, ganz das Ding von gestern! Und dein Name heißt Schwäche! Schwäche, wie seine Kraft sie sucht und freundlich und grimmig liebt. Was du warst und

werden wolltest, hast du der Schwäche in dir geopfert! Das liegt da draußen in weiter Ferne, tot!

Du glaubtest dich stark genug zu einer andern, einer höheren Ehe! Du wolltest ihm ins Auge schauen als sein Freund und Kamerad, ihm frei und lachend die Hand schütteln, statt dich ängstlich an ihn zu schmiegen. So war es besser für ihn und dich! Aber das Schicksal hat dich gewogen und zu leicht befunden. Du glaubst, du liebst ihn zu sehr! Nein — du liebst ihn zu wenig! In dir ist nicht die höchste Liebe, die sich selber treu bleibt, die sich nicht herabziehen läßt, auch nicht von dem Geliebten.

Nur wenn du aus Liebe die Liebe überwindest, hast du die Prüfung bestanden!

Sie ließ sich auf eine Bank nieder und stützte müde und verzweifelt den Kopf auf die Hand. Jetzt war in ihr das alles klar, aber klarer noch die Erkenntnis, daß alle Vernunft und Überlegung ihr keine Kraft verlieh, einen Entschluß zu fassen. Das war, wie wenn man zum Lahmen sagte: „Steh auf und geh!“ Er wird erwidern: „Gib mir ein Wunder! So soll es geschehen!“

Aber wo war das Wunder? Das Unerwartete? Das Befreiende? Sie fühlte, es bedurfte nur noch eines leisen Anstoßes von außen — dann stand sie auf und ging. Und ging zurück! Wieder dem Ziele zu, das sie sich gesetzt, den Höhen zu, die, vom Mond überglänzt, sich über der alten Musestadt wölbten, statt hinaus, unthätig dahingetragen, in das weite Flachland.

Es war im Dämmern wenig mehr von der Stadt zu sehen. Nur die Kirchtürme ragten noch, mit fernem, verhallendem Läuten, zu dem blaß gewordenen Frühlingshimmel, und darüber nahm, in rosigem, sich leise lösendem Glanz kaum mehr erkennbar, die Schloßruine für heute Abschied von Thal und Berg. Ein kühler Waldhauch wehte aus den Höhen nieder, die sich weit, weit als schwarze Wellenlinien hintereinander schoben, und hoch oben funkelten die ersten Sterne.

Und hier unten lärmte und qualmte es, fauchten die Lokomotiven und schrieten die Schaffner. Der Zug war eingefahren. Es war hohe Zeit, daß John Henry zurückkehrte, aber sie wußte wohl, daß er nie zu spät kam. Er teilte sich seine Zeit mit Hilfe eines stets genau gestellten Chronometers auf die Minute ein. Und fünf Minuten vergingen gewiß noch, ehe alle Reisenden Platz gefunden hatten.

An dem Wagen vor ihr herrschte ein großes Getümmel. Ein Haufen buntmütziger Studenten irgend einer schlagenden Verbindung brachte einen Kommilitonen zur Bahn, der, wie Erna aus ihrem Gespräch hörte, „von seinem Alten eingheimst“, das heißt vor Beginn des Semesters auf das väterliche Gut in Westpreußen zurückberufen worden war. Die frühere Romantik des „Komitats“, des feierlichen Abschiedsgeleites eines Burschen durch seine akademischen Brüder, fehlte freilich in dem nüchternen Treiben des Bahnhofes, und die jungen Leute schienen auch selbst keineswegs sehr ergriffen. Aber dann hoben sie doch nach

Väterbrauch, erst schwankend und durcheinander, später etwas sicherer das alte wehmütige Klage lied an: „Vemooster Bursche zieh' ich aus! Ade!“

Ihre Stimmen waren ungeschult, ein Kofferträger fuhr mitten im Vers mit seinem Handkarren, „Achtung!“ brüllend, durch die Gruppe, die umstehenden Engländer sahen sich neugierig und erstaunt um, und so verhallte der Gesang in einem verlegenen Murmeln. Nur der Gefeierte selbst verlor nicht die Stimmung. Er stand oben an der noch offenen Coupéthüre, in flotter Haltung, das hübsche Gesicht vom reichlichen Wein gerötet, und begann unbekümmert mit seiner weichen, jugendlich hellen Stimme den letzten Vers, den Abschiedsvers von der Hochschule, und die andern sangen mit.

„Und weiter — weiter geht mein Lauf!“

„Ade!“

„Thut euch, ihr alten Thore, auf!“

„Ade!“

„Leicht ist mein Sinn und frei mein Pfad!“

„Gehab dich wohl, du Musenstadt!“

„Ade! Ade! Ade!“

„Ja — Scheiden und Meiden thut weh!“

. . . Gehab dich wohl, du Musenstadt! . . . Erna war beiseite getreten. Sie hatte plötzlich die Augen voll Thränen. Eine unerklärliche Wehmut und Sehnsucht war über sie gekommen, der Zauber von Alt-Heidelberg, das sie in wenigen Augenblicken für immer verlassen sollte.

Sie redete sich selbst vernünftig zu. Was war

denn geschehen? Ein junger, weinseliger Student hatte einen Vers eines altbekannten Liedes gesungen und war übrigens auch schon von einem Schaffner ersucht worden, die Fortsetzung zu unterlassen. Das war alles! Aber sie traf es ins Herz! Das eine Wort: Du Musenstadt.

Es war nicht die Stadt und nicht die Menschen, nicht das Schloß und die Landschaft, nicht einmal die Hochschule selber — das alles hatte sich bei ihr schon seit langem in ihrem Träumen und Schwanken zu einem Ideal verdichtet. Das war das gelobte Land ihrer Sehnsucht, das sie schon so oft mit ihren Wünschen erreicht, ehe ihr Fuß es betreten — es war die neue Welt des Wissens, dem sie zustrebte und das auch aus ihr einen neuen Menschen machen sollte, einen selbstbewußten und gereisten Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie täuschte sich ja nicht: Für die meisten, weitaus meisten ihrer Mitschwesteren war die Zeit noch nicht gekommen! Aber sie fühlte die Kraft in sich. Für sie war Wissen kein Gift! Für sie war es ein klarer Born, der da drüben, zwischen den dunklen Bergen, aus hundert Quellen sprudelte. Sie brauchte nur heranzutreten und seine Weisheit zu schlürfen.

Wissen war Macht. Wissen war Freiheit! Jetzt fand sie das erlösende Wort: dort war die Freiheit, und die Freiheit war das Höchste.

Wer sich und sein Leben adeln will, muß frei sein! Wer sich und sein Leben einem andern hingeben will, muß frei sein. Nur das hat Wert und Bestand, was frei gegeben und genommen wird.

Alles andre entwürdigt.

Die Lebensgemeinschaft, in die sie jetzt mit John Henry treten sollte, war ein Zwang und also der Würde bar. Sie wunderte sich, daß sie das jetzt erst wieder begriff. Er zwang sie ja — freilich nur, weil sie ihn dazu genötigt — ihm aus Dankbarkeit und Zuneigung zu gehorchen.

Aber es gab eine höhere Form des Gehorsams. Ein frei gewordener Mensch, der freiwillig wieder gehorcht, der sein starkes, mutiges Selbst aus eigenem Antrieb dem andern mit offenen Händen entgegenbringt und eben dadurch die Größe, den Wert seines Opfers beweist. Wenn John Henry sie je haben sollte, dann mußte es so sein: Als eine freie Gabe, als ein königliches Geschenk aus ihrer Hand. Dann erst war er ihrer wert!

Dieser Stolz erfüllte sie jetzt ganz. Er hob sie. Er machte sie ernst und stark. Dort im Osten, zwischen den Bergen, lauerte die Nacht auf sie, schwere Tage, trübe Wochen, vielleicht Not und Sorge. Aber was verschlug das gegenüber einem Menschen, den still und stark das Bewußtsein stählte, sich selbst im letzten Augenblick, in der entscheidenden Prüfung wiedergefunden zu haben?

Und jetzt verlor sie sich nicht mehr!

Ihre Füße hoben sich vom Boden und trugen sie wie aus eigenem Antrieb dem Ausgang zu, in die Freiheit. Sie erstaunte nicht darüber. Das mußte doch so sein!

Sie schritt schneller — es handelte sich ja nur

noch um ein, zwei Minuten — und machte am Ende der Halle einen großen Bogen. Dort schimmerten die Mützen der „Cheruskia“. Sie erkannte den kleinen Grafen und den andern Fuchs, denen sie gestern auf dem Wasser ihre Predigt gehalten und die jetzt hier auf einen angekündigten früheren Schulgenossen lauerten, um ihn rechtzeitig zu „keilen“, das heißt vor den andern Corps ihn für ihre Waffenbrüderschaft mit Beschlag zu belegen.

Erna wollte nicht gesehen werden. Sie schlug einen Nebenweg zur Rechten ein und trat einsam hinaus in den Schatten der Baumreihen.

Da atmete sie auf, in tiefer Erlösung. Jetzt gab es kein Zurück mehr! Nur ein Vorwärts in den Kampf ums Dasein! Und in die große Frage, ob sie darin siegen oder unterliegen würde! „Vielleicht verhungere ich!“ dachte sie trozig. „Meinethalben! Auch dann wird er mich noch mehr achten, als wenn ich jetzt seine Frau würde und so seine Frau würde, wie er es will! Er achtet sich selber hoch und mit Recht! Drum soll er auch mich achten lernen! Dann — wenn ich ganz bin und stark wie er, dann mag er wieder um mich werben! Dann mag er mich empfangen, nach meiner freien Wahl — als ein königliches Geschenk aus meiner Hand . . .“



XIV.

Erna schritt weiter und weiter durch die Dämmerung. Sie hatte kein bestimmtes Ziel. Es trug sie nur fort von der Stelle, wo die Schwäche sie überfallen und beinahe über ihr ganzes Leben entschieden hatte. Darum ging sie auch an den dunkel daliegenden Fenstern ihrer eigenen Wohnung vorbei. Sie konnte sich jetzt nicht in vier enge Wände einsperren. Sie mußte frische Luft einatmen, Lebensluft, Freiheit — sie war erquickt und neu gekräftigt von der würzigen, herben Kühle, die jetzt, wie bei einem italienischen Frühlingsabend, dem Sinken der Sonne folgte.

Außerdem würde John Henry sie in ihrem Heim suchen, wenn er hier blieb. Aber er blieb ja nicht! Sie schüttelte im Gehen den Kopf. Sie kannte ihn zu gut: Schon, daß er ihr nachreiste, war für ihn ein schweres Opfer. Aber er konnte es als seine Pflicht betrachten, sie aufzuklären und zu warnen. Das hatte er nun schonungslos gethan, und da war ihre Antwort: Sie stieg allein durch die dämmergrauenden Gassen, den Kopf trotzig zurückgelegt, empor,

dem Dunkel und der Ungewißheit entgegen! Sie beehrte seine Hilfe und Herrschaft nicht!

Das hatte er ja erkennen müssen, als er sie bei der Rückkehr auf dem Bahnhof nicht mehr vorfand! Er glaubte vielleicht noch im ersten Augenblick an ein Mißverständnis, spähte in alle Wagenabteile, eilte den Bahnsteig auf und nieder und mußte sich schließlich doch überzeugen, daß sie von ihm weggegangen sei. Dann fuhr er fort — wenn nicht mit diesem Zug, so mit dem nächsten. Jedenfalls that er nicht wieder den ersten Schritt zur Annäherung. Sie hatte Zeit vor sich. Wenn die gut ausgenutzt war, wenn es ihr doch geglückt war, Boden unter den Füßen zu gewinnen und fremder Unterstüzung nicht zu bedürfen, dann konnte sie ihm brieflich alles erklären. Inzwischen mochte er nur in die Nacht hinausfahren, äußerlich vor den Mitreisenden ruhig wie immer, nur in dem unstillen Blick und der nervösen Mißhandlung der Havannazigarre zwischen den Lippen seinen Groll und seine Enttäuschung verratend! Sie konnte ihm nicht helfen! Es hatte so sein müssen und that ihr so weh wie ihm! Trotzdem war sie jetzt ganz zuversichtlich und hoffnungsfreudig, ihr Herz so leicht wie ihr Gang, und ihr Auge klar. Sie war mit sich im reinen! Alles weitere würde sich nun finden! Andre Leute schlugen sich doch auch durchs Leben! Und schließlich — darauf kam sie immer wieder mit einem verbissenem Troß zurück und glaubte doch selbst nicht recht daran: Mehr wie verhungern konnte man ja nicht!

Vor ihr rauschten hohe Bäume. Sie war, den steilen Burgweg in ihre Gedanken verloren erklimmend, am Eingang des Schlosses angelangt. Keine Menschen ringsum, nur von unten, aus dem Lichtergesunkel der Stadt, ein unbestimmtes, vieltöniges Brausen, dann die schweren Schläge einer Turmuhr, die die siebente Abendstunde verkündeten. Innen, im Park, war tiefe Stille. Der Vollmond war aufgegangen. Sein taghelles Silberlicht verklärte die Waldriesen und die Paläste, den Epheu, der die Mauern düster umkleidete, und die rinnenden Wasser, es milderte und glättete alles, was verwittert, zerstört und geborsten war im Laufe der Zeiten. Vor seinen Strahlen gab es keine Spuren der verwüstenden Menschenhand, der durch Blitz und Regen und Frost vertilgenden Elemente mehr. So wie die epheugrün umlaubten, bläulich vom Himmel her beschienenen hochragenden Sandsteinpaläste und Türme und Mauern vor Ernas Blicken schweigend und feierlich aus der Nacht wuchsen, während sie langsam unter den Bäumen dahinging, so sollten sie von Unbeginn an sein. So hatte sie ein Künstlerauge vorahnend geschaut, in der majestätischen und melancholischen Pracht ihrer Ruinen. Das war das Mächtige in diesem Zwiespalt. Die zerschellten Steine sprachen von der Vergänglichkeit alles Menschenwerks, aber aus ihnen, über ihnen wehte der Hauch der ewigen Schönheit, die nicht zu vernichten, nicht zu bannen war, die aus sich selbst immer wieder erstand und, als unter dem Jubel der französischen Mordbrenner-

horden das Renaissancewunder nördlich der Alpen, die Pfalzgrafenburg am Neckar, in den Flammen versank, siegreich als ein Phönix aus eben diesen Flammen wieder aufstieg. Denn als der letzte Brandrauch, der letzte Qualm der auffliegenden Pulverminen geschwunden und nur noch das geschwärzte Skelett des Prunkbaus leichenhaft in die Lüfte starrte, da schlich die Schönheit sich schon wieder herbei, unmerklich, unhörbar, als wuchernder Epheu und grünendes Gras und sprossende Bäume, und umkleidete mitleidig mit dem Gewand der Natur den kahlen Stein, daß er herrlicher wurde als zuvor — aus einem düster-prächtigen, dräuenden Bollwerk auf kahlem Hügel zu einem verträumten, phantastischen Märchenschloß, das, ehrwürdig in seiner Lieblichkeit, heiter in seinen Trümmern, Berg, Thal und Fluß zu seinen Füßen mit der Majestät seines Anblicks adelte.

Die Studentin war in den hell vom Mond beschienenen, einsamen Burghof getreten. Es graute ihr fast in dieser Stille, die jeden Fußtritt vieltönig an den Steinquadern wiederhallen ließ, und dabei war ihr feierlich und ernst zu Sinn. Vor ihr hob sich die ausgebrannte Fassade des Otto-Heinrichbaus mächtig empor. Durch die leeren Fensterwölbungen des toten Palastes sah sie die Sterne funkeln, und dazwischen standen immer noch, wie zur Seite in der Wand des neu hergestellten Friedrichsbaus, die steinernen Gebieter des Schlosses und der Pfalz starr in ihren schwindelnd hohen Nischen und grüßten dazwischen aus reichem, ausgemeißeltem Rankwerk bärtige Män-

nerköpfe und sündig lächelnde Frauengesichter und wölbten sich Säulen und Schwibbogen in spielender Grazie, in verhaltener Kraft und Leichtigkeit frei in die Luft, während von oben der Bergwind in die aller Dächer und Decken beraubten Ruinen hineinfuhr und höhnte: Was seid ihr doch? Bier ausgebrannte Wände — nicht genug, um einem Bettler zur Nachtzeit Schutz vor Regen und Tau zu gewähren! Und doch stehen die Menschen vor euch und staunen! Was sie am höchsten erheben soll, muß selbst im Tiefsten gebrochen sein, gewesen, vor langer, langer Zeit — der gemeinen Nützlichkeit des Tages entrückt. Dann spinnt die Phantasie ihre Schleier und belebt, was tot ist, mit dem alten, geheimnisvoll deutschen Märchenwort: Es war einmal . . .

Ein feierliches Bild: diese mondscheinhellen, arabeskenreichen, von stummen, fahlgelben Rittern bewachten Brunkwände, die in ihrem Innern nichts mehr zu bergen hatten als Schutt und Bäume und den Nachtwind — und neben ihnen am Brunnen die vier Fremdlinge in diesem Reich des lebenswarmen, roten Sandsteins, die vier blassen, mehr als tausendjährigen Syenitssäulen aus dem Palaste Karls des Großen am Rhein und dort in der Ecke, wie ein Winkel aus Dornröschens schlafendem Schloß, die Bogengänge italienischer Loggien zwischen üppig wucherndem Grün — das alles war eine ganz andre Welt als da unten in der Gegenwart. Erna, die noch das wüste Pfeisenschrillen, das Räderrasseln und Geschrei des Bahnhofes im Ohr nachklingen fühlte,

schaute ungläubig immer wieder um sich. Dort unten war das zwanzigste Jahrhundert mit seinem Lärm und seiner barbarischen Kultur, dem Dampfqualm und Maschinenstöhnen und dem wilden Durcheinanderrennen gehetzter Menschen und hier . . . das Mittelalter — nein, das war hier nicht. Das hatten die Franzosen zum Glück zerstört. Das hier war ein Ding außerhalb der Zeit — nur im Raum, in der Form der Schönheit, schwermütig und erhaben lebend, ein Stück Märcheninsel und darum so still und friedlich und weltabgeschieden. Hier konnte man wie in einer Kirche wandeln und alles Kleinliche und am Tage Hastende von sich fallen fühlen.

Aber ein leises, andächtiges Grauen blieb ihr doch! So allein zwischen diesen schweigsamen Steinen, diesem rauschenden Wald. So ganz allein! Es gab natürlich keine Gespenster! Die Pfalzgrafen und Pfalzgräfinnen, ihre Ritter und Reifigen, ihre Hofnarren und Zwerge waren tot und kamen nicht wieder. Die Franzosen hatten ihre Asche in alle vier Winde gestreut. Aber Visionen konnte man an solch einsamen Orten haben! Im Mondschein Dinge sehen, die gar nicht da waren, weiße Frauen oder Perkeos, und sich darob entsetzen. Es war doch besser, sie trat den Heimweg an.

Da hörte sie unter dem Thorbogen jemanden gehen! Es klang eilig und kurz trippelnd wie von Kinderschritten und dazwischen das grämliche Brummeln eines alten Mannes. Der Rückzug war ihr gesperrt. Sie mußte im Hofe stehen bleiben und sehen, wer

da kam, und es war ihr dabei nicht sehr wohl zu Mut.

Jetzt tauchte eine zwerghaft kleine Gestalt im Mondlicht auf und stiefelte eilig heran. Und Erna hatte im ersten Augenblick wirklich den Gedanken: Großer Gott! Das ist ja der Perseo selbst! Der geht jetzt nach seinem großen Faß da drüben und sieht, ob nicht doch noch ein Tropfen dargeblieben ist!

Dann atmete sie erleichtert auf und mußte beinahe lachen. Natürlich war es der Perseo! Aber sie selbst hatte ihn sich ja vorgestern abend so getauft, weil er so knirpsig und verbummelt war und einen so dicken roten Kopf mit einer mächtigen Glase besaß, weil er den Wein liebte und die Frauen haßte und so grimmig mit den grünen Froschaugen funkeln konnte, wenn die Rede auf Evas Töchter kam.

David Gallus machte verstört Halt und wischte sich mit einem rotgewürfelten, mittelalterlichen Taschentuch die Stirne, auf die der schon reichlich genossene Alkohol seine Schweißperlen getrieben hatte. „O Gott!“ murmelte er klagend, in dem Dämmerzustand zwischen Tag und Nacht, in dem seine beiden Seelen sich noch miteinander stritten. „Jetzt gibt es auch noch Geister hier! Das war doch früher nicht! Die Polizei dürfte das gar nicht erlauben! Bei Tag Engländer und bei Nacht Geister — ja, wann hat man denn eigentlich hier seine Ruhe?“

„Ich wollte, ich wäre ein Geist, Herr Gallus!“ sagte Erna melancholisch. „Dann brauchte ich nicht

zu essen und zu trinken und keine Wohnung zu bezahlen — und das wäre mir sehr lieb!“

Der Zwerg trat auf den Fußspitzen auf sie zu und tippte sie vorsichtig mit dem Zeigefinger auf den Arm. „Sie sind doch vorhin mit dem Schnellzug weggefahren!“ forschte er. „Zwei Zeugen, der Hinkeln und der Stumpe, haben es festgestellt. Und zugleich sind Sie hier! Das erste wissenschaftlich beglaubigte Beispiel eines Doppelgängers! Sehr interessant! Wie machen Sie das, meine Liebe?“

Erna mußte über den gravitatischen kleinen Zehbold lachen. „Ich bin nicht weggefahren! Aber wenn — hätten Sie dann gar keine Angst vor einem Geist?“

„Vor Geistern — nein! Ich sehe sehr häufig welche, gegen Mitternacht, wenn die Welt in Drehung gerät. Das große Karussell, das mir so wohl bekommt. Aber vor lebendigen Frauenzimmern hab' ich einen tiefen Abscheu!“ Er fuhr plötzlich erschrocken zurück. „Ich kenne Sie! Ich lasse Sie nicht in mein Laboratorium, und wenn Sie mich zehnmal hier überfallen. Sie dürfen nicht. Ich riegelt die Thüre zu. Machen Sie mit Ihrer Fabrik, was Sie wollen! Zünden Sie sie an oder verkaufen Sie sie, aber mich . . .“

„Ich hab' gar keine Fabrik mehr!“ sagte Erna. „Das war eine Täuschung — so wie wenn Ihnen um Mitternacht aus der Weinflasche ein Geist erscheint. Jetzt bin ich wie eine Schnecke ohne Schneckenhaus. Ganz arm und kahl! Was sagen Sie dazu, Herr Gallus?“

„Das ist mir ganz gleich!“ brummte der Kleine

verdrießlich und setzte sich wieder etwas unsicher in Bewegung. „Ich bin hier, um mich mit dem Weltgeist zu unterhalten, und will nichts von irdischen Dingen hören. Kommen Sie mit! Ich werde Ihnen den Weltgeist zeigen. Dann werden Sie sehen, wie wenig es auf Sie und Ihr Schneckenhaus ankommt!“

Die hübsche Studentin ging gespannt und etwas beklommen neben dem wackeligen, ihr kaum bis zur Schulter reichenden Perkeo her. Er faßte sie zutraulich, mit den glasgrünen Augen ins Leere starrend, bei der Hand. „Sinkele!“ sprach er zerstreut, „Sie und auch der Polizeidiener und der Bierjunge . . . ihr grübelt mir zuviel über dem Spinoza! Lest lieber erst den Aristoteles und Leibniz, dann . . . ach so . . .!“ Er kam wieder zu sich und sah zu Erna auf. „Sehen Sie, meine Liebe, ich bewege mich sonst in schlechter Gesellschaft. Zunächst in meiner eigenen. Aber die kann kein Mensch auf die Dauer aushalten. Ein unausstehlicher alter Weinbeißer und Menschenfeind ist das! Ich kenne den Kerl! Dann beschwöre ich auf der Flucht vor mir selbst allerhand unsaubere Schwarmgeister! Um Mitternacht! Hausknechte und Hundehändler sind mein Gefolge. Eine wilde Jagd! Wie der Rodensteiner und sein wildes Heer. Von Kneipe zu Kneipe! Gibt's nirgends mehr 'nen Tropfen Wein des Nachts um halber Zwölf?“

Er trällerte das leise und wehmütig. „Ich war noch mit im Engern!“ murmelte er dann. „In der Tafelrunde unsres Joseph Viktor Scheffel! Er hat gar nicht so viel getrunken! Das ist Verleumdung! Verleumdung!“

Wasser thut's freilich nicht! Das ist Gift! Unzählige Koffen, Mikroben und Bazillen schwimmen darin. Tiere wie die Walfische, wenn man sie durchs Mikroskop sieht. Jeden Tag entdecken wir Gelehrte neue Bestien und vererkeln der Menschheit schließlich alles mit unsern Bakterien. Haben Sie schon einmal Wasser getrunken, mein Lieber? Wer sind Sie überhaupt? Warum sehe ich Sie nie in meinem Laboratorium?"

„Sie wollten mir doch den Weltgeist zeigen!“ sagte Erna, etwas ungeduldig über sein irrlichterndes Gerede.

Der Kleine fuhr auf und nickte lebhaft. „Hier durch!“ flüsterte er geheimnisvoll. „Auf die Terrasse hinaus!“

Auf der Schloßterrasse flimmerte der Mondschein in beinahe kreideweißem, blendendem Glanz. Die dunklere Wand des Friedrichsbaus schloß hinten die leere, lautlos stille Fläche ab. Unten, tief im Thal, blinkten die Lichter der Stadt und kräuselten sich die Glycerwellen des Flusses. Im weiten Umkreis lagen als schwarze Massen die Odenwaldhöhen.

Aber David Gallus kümmerte sich um das alles nicht. Er tippte seine Begleiterin mit dem Zeigefinger an und wies dann stumm, mit einem triumphierenden Lächeln gerade vor sich in den Nachthimmel empor.

Da standen die Sterne. Ein unzählbares Gefunkel aus unendlichen Fernen. Die lichten Scheiben der Planeten, die mächtig strahlenden Umrisse der großen Gestirngruppen, die schwächeren und immer

schwächeren, gleich ersterbenden Glühwürmchen in das Unerkennbare sich verlierenden Himmelskörper und endlich der durchsichtige, weißliche Flor der Milchstraße, alles scheinbar nur für die Erde geschaffen, gleich einer mit kostbaren, schimmernden Steinen besetzten Wölbung, die ein Kleinod in ihrem Innern barg.

„Nun?“ forschte der Perkeo, neugierig lächelnd.

Erna verstand ihn nicht und sah ihn fragend an.

Er schüttelte mißvergnügt sein mächtiges, kahles Haupt, das schwer auf dem dürftigen Körperchen ruhte. „Verstehen Sie die Sterne nicht?“

„Gewiß!“ sagte die Studentin rasch. „Das ist der Polarstern und da drüben der große Bär und . . .“

„Worte, Worte, Worte!“ versetzte David Gallus sanft. „Ihr lieben Kinder — ihr lernt Worte und sprecht sie nach. Man muß nicht schwätzen, sondern einfach nachts in die Sterne schauen, wenn man Sorgen hat. Und Sie haben Sorgen. Sonst wären Sie nicht so blaß im Gesicht und liefen hier einsam im Mondschein herum und suchten Ihr verlorenes Schneckenhaus! Warum? Ich frage noch einmal: Wer sind Sie? Ein Mensch! Gut. Es gibt einige tausend Millionen Menschen auf der Erde. Die Erde wieder ist ein kleines, ganz unmaßgebliches Lehmfügelchen, an sich vollkommen dunkel und unscheinbar, das mit einer Anzahl ähnlicher Klümpchen und allerhand noch leichteren Gelichters, Monde, Meteore, Saturnringe und ähnliches Kinderpielzeug, um die Sonne herumtanzt, wie die Mücke abends um die

Nase eines Philosophen. Nun glaubt die Sonne, sie wäre etwas Besonderes. Ach, meine Liebe — was nur da oben funkelt — jeder solche Glühwurm ist wiederum eine Sonne mit seinem ganzen feierlichen Hofstaat von Erden, Monden, Mücken und Menschen. Und wenn wir ein Fernrohr hier hätten, so würden immer mehr Sonnen aus der Nacht heraustreten, die wir jetzt nicht sehen, und um jede weitere Sonne saufen wieder solch Sandkörner wie die Erde, um die sich niemand im Weltall bekümmert, weil sie eben nur herumfliegender, dunkler Staub sind, Abfall und Kehricht der Schöpfung, und auf jedem Sonnenstäubchen sitzen wieder einige Milliarden Menschen, die sich sehr wichtig vorkommen. Und wenn wir endlich auf einer Sternwarte die Milchstraße mit dem Teleskop zergliedern, siehe, da sind es wieder Sonnen, nicht mehr einzeln, sondern wie die Flöhe und Sand am Meer, zu Hunderttausenden und Millionen. Und jeder dieser feurigen Flöhe hat wieder sein Karussell von dunklen, kleinen Erdfugeln, auf denen Weltgeschichte gemacht wird und alte Männer wie ich unnütz mit dem Fremdenführer Hinkelrotwein trinken und junge Damen wie Sie unnütz in mein Laboratorium wollen. Und schließlich fangen wir an zu ahnen: das alles hat gar keinen Anfang und kein Ende. Unsere besten Fernrohre reichen nicht über unsere Nase hinaus. Die paar Millionen Sterne und Erden, die wir sehen und uns denken können, sind alle zusammen selbst wieder nur ein versflogenes Stäubchen draußen in der Unendlichkeit. Und überall sitzen ich

wieder wie der Sandfloh auf seinem Sandkorn und mache die Rotierung mit und lächle überlegen und selbstzufrieden, als hätt' ich das alles selber angeordnet, und habe doch keine Ahnung, wohin die Reise eigentlich geht und von wo sie kommt und wann sie aufhört! Ich kann die Geschichte übrigens auch umgekehrt machen! Ich schaue durch das Mikroskop in einen Wassertropfen, wie es da drinnen wuselt und die ganze Weltgeschichte im Gang ist. Dann bin ich der Weltgeist und die Infusorien mögen sich den Kopf darüber zerbrechen, was die ganze Geschichte eigentlich für einen Zweck hat. Sie sehen furchtbar drollig aus, mein liebes Fräulein, wenn Sie in solch einem Wassertröpfchen zwischen den andern Milliarden über Frauenrechte diskutieren und Ihre verlorene Fabrik suchen. Und ich auch, mit dem Polizeidiener Bador und dem Bierjungen und dem Droschkenkutscher, den sie den Stumpe nennen. Wassertröpfchen oder Sonnenmilliarden — wir sind in beiden. Beide sind einander gleich. Beide sind nichts. Das ist ein großer Trost — eine wahre Beruhigung für ältliche Infusorien wie mich, besonders in der Schlummerstunde, auf der Grenze zwischen Tageslicht und Alkohol, auf der Terrasse des Heidelberger Schlosses mit dem Blick auf die Weinstube zum Träubchen. Ich schicke meine Sorgen zu den Sternen hinauf, wie man eine Rakete anzündet, und sie verpuffen in der Luft. Thun Sie das auch, meine Liebe!”

Erna mußte nicht recht, was sie erwidern sollte.

„Haben Sie denn auch Sorgen?“ fragte sie beflommen.

Der kleine Perkeo schaute sie traurig an. In seinen großen grünen Augen war ein starrer Glanz. Der Geist des Alkohols, den er für einige Minuten gebannt, kehrte wieder und machte ihn wieder weltfremd und verworren.

„Sorgen?“ wiederholte er ganz leise und erstaunt. „Ja, seid denn ihr nicht auf der Welt? Bin ich nicht klein und mißgestaltet? Ein Nußknacker der Wissenschaft — ein verwunschener Zwerg? Wie ich ganz klein war, war ich nicht größer als jetzt! Habt ihr nicht immer über mich gelacht? Nie etwas von mir wissen wollen? Mich beiseite stehen lassen? Seid ihr nicht meine Feinde? Hat man nicht Sorgen, wenn man Feinde hat? . . . Hinkete . . . ich sage Ihnen . . .“ Wieder tastete er instinktiv nach der gewohnten Stütze des Fremdenführers. „Ich hasse die Weiber! Einmal dacht' ich: Nun ist's gut! Nun hast du auch dein Teil! Weh' der Enttäuschung. Meine Frau hält seit drei Tagen Scheuerfest! Vorwärts, Hinkete! Zum Wein!“

Er war, ohne sich weiter um Erna zu kümmern, schon eine Strecke weit hinweggetrollt, immer im Glauben, seinen Mentor einzuholen, und beschleunigte jetzt noch seine Schritte, so gut es ging. Erna sah ihm nach. Sie merkte jetzt erst an seiner schwankenden Gangart, wie völlig ihn bereits die Geister des Weines umnebelt hielten, und war froh, daß er sie allein gelassen.

Die Worte des kleinen Sonderlings klangen kraus und wirt in ihrem Ohr nach. Sie hatte gestern darüber gegrübelt, warum er eigentlich so ein grimmiger Weiberfeind sei, so voll innerlicher Wut und Bosheit, sowie die Rede auf das andre Geschlecht kam. Es hatte ihm doch keine etwas Besonderes angethan. Jetzt merkte sie: Das war es eben! Die Frauen hatten ihm nichts gethan, nicht im guten und nicht im bösen. Er sehnte sich nach ihnen so gut wie jeder andre, und sie gingen achtlos an dem armen gelehrten Zwerg vorbei. Wo die übrigen einander küßten und fragten, lebten und litten, mußte er als ein kleiner Zaungast der Liebe daneben stehen. Das hatte ihn so tief verbittert und seinem Reid die Form des höhnischen Hasses gegeben.

Und dann hatte er wohl einmal im Leben — nach seinen Abschiedsworten zu schließen — doch schließlich das „Ja!“ vernommen und sich eingebildet, nun sei das Glück gekommen. Das war die schmerzlichste Enttäuschung. Dies schrullenhafte, einsame, liebe-suchende Herz und auf der andern Seite — o, Erna entsann sich wohl dieses gehegten und erschöpften Wirtschaftsgeistes mit dem leeren, abgepannten Gesichtsausdruck eines rastlos in tausend Kleinigkeiten aufgehenden Menschen. Die hatte wohl nie geahnt, wer eigentlich ihr Lebensgefährte war. Und was konnte sie schließlich für ihren engen Horizont? Sie, das arme Bürgermädchen, hatte den wohlhabenden, schon bejahrten Sonderling wohl der Versorgung wegen genommen und erfüllte gerade deswegen mit einem

Feuereifer alles, was sie für ihre Pflichten in Haus und Herd hielt, äscherte sich und andre ab, keifte und klapperte mit dem Kochgeschirr, um nur recht gut für ihren Mann zu sorgen, und trieb ihn aus dem Hause, ließ ihn geistig veröden und körperlich verbummeln und begriff gar nicht, daß an ihr die Schuld lag, sondern klagte wohl noch häufig, daß Gallus erst nach der Ehe, während er als Junggeselle immer solide gewesen sei, sich das ungesunde Wirtshausleben angewöhnt habe.

Und für David Gallus hatte das Weib jetzt nur noch zwei Formen: den Scheuerteufel und den Blaustrumpf!

Die Mittellinie zwischen den beiden zu finden — das war die Aufgabe! Erna entsann sich, daß ihr Bräutigam, als sie wieder einmal über Frauenemanzipation stritten, spottend ein arabisches Sprichwort citiert hatte: „Ich bin der Herr — du bist der Herr — wer wird das Pferd striegeln?“ oder, in das Moderne übersetzt: „Ich bin ein Mann, du willst gleich einem Mann sein — wer sorgt für Küche und Kinder?“

Das war freilich der alltägliche, von jedem Philister gemachte Einwurf. Aber wandelt sich eine Wahrheit zur Lüge, bloß weil sie abgegriffen ist? Erna empfand es deutlich in dieser Stunde, in der sie freiwillig auf lange Zeit, vielleicht für immer alles geopfert hatte, was einem Weib ihrer Jahre als das Glück schlechthin erscheint: die Freundschaft und den Schutz des Gatten, den eigenen Hausstand,

das nach außen abgeschlossene, unantastbare, von Liebe und Sorgfalt erfüllte Familienreich — sie empfand es deutlich: wir werden ja doch nie wie die Männer! Wir werden nie wie jene verstehen lernen, zur Not auch einsam zu sein! Wir brauchen Menschen um uns, die wir lieben dürfen. Darum müssen wir, auch beim Aufsteigen zu höheren Geistesstufen, vor allem Frauen bleiben, wenn wir glücklich bleiben wollen. Und darum wieder müssen wir uns mit der Zeit unsern eigenen höheren Bildungsgang schaffen, eine Form des Lernens und Wissens, die nicht wie jetzt sklavisch der harten Verstandesrichtung des Mannes angepaßt ist, sondern aus unserm Wesen heraus entwickelt ist, im Einklang mit unserer Seele und unserm Leib. Dann wird gerade die höhere Frau für sich nichts zu gering erachten und gerne auch die Kleinlichkeiten des Alltags über sich ergehen lassen, weil sie sie geistig überschaut.

Ein Mann wie John Henry begriff das eben nicht. Für ihn war die Frau ungefähr der Schatten, den der Mann im Leben warf, untrennbar mit ihm verbunden und eigentlich eins, nur daß der eine körperlich greifbar war, der andre wesenlos, sein Dasein nur von jenem empfangend. Darum mußte sie von ihm fort. Erst wenn sie ihn erkennen gelehrt hatte: „Siehe — ich bin selbst ein Mensch, genau so selbständig, genau so eigen- und bodenwüchsig wie du!“ — erst dann konnten sie sich als zwei Freunde die Hände reichen und festhalten.

Aber wer mochte wissen, ob es dazu kam! Ob

sie nicht erschöpft liegen blieb — eine von denen, die am Wege sterben und in weiter Ferne nur das gelobte Land schauen. Sie blickte zum Himmel auf, und es ward ihr leicht ums Herz. Der kleine Perkeo hatte sie doch getröstet mit seinem Ausflug in die sternenglitzernde Unendlichkeit! Wenn etwas das Schicksal entwaffnen konnte, so war es die ruhige Frage: was liegt an meinem Schicksal? Milliarden leben, Milliarden lieben und hungern und sterben und erscheinen immer wieder neu, zu Millionen und Milliarden drehen sich die Sterne und hinter ihnen liegen unbekannte, unermessliche Welten, in die der Blick sich verliert, bis Raum und Zeit und alles Leben zu einer einzigen, unbegreiflichen Einheit zusammenschwimmt . . .

Erna schloß die Augen. Sie konnte nicht weiter denken. Das ging über ihre Sinne und ihren Verstand hinaus. Sie sagte sich lieber im Hinabsteigen in die Stadt: ich werde künftig die Welt, wie David Gallus es rät, als ein Wassertröpfchen unter dem Mikroskop ansehen. In dem wimmelt und wuselt alles durcheinander. Und in der Ecke, eins der traurigsten Würmchen, das bin ich! An dem ist wenig gelegen. Und an dem Wassertröpfchen auch nicht! Das schwindet auch, sowie die unbekannte Hand des Meisters es von dem Glasplättchen wegwischt . . .

Sie war dem Perkeo herzlich dankbar! Wirklich, man nahm das Leben zu schwer, weil man sich selbst zu wichtig nimmt. Mehr leichtes Fusarenblut! Durch! Durch! Und was fällt, bleibt liegen. In solchem

Übermut liegt schon das Siegesbewußtsein. Wer das Glück verlacht, dem läuft es gewiß nach. Nur nicht um seine Gunst bitten und betteln. Da wendet es sich geschmeichelt und belustigt ab. Wer so dachte, dem konnte nichts mehr passieren. Sowie man mit dem Leben abgeschlossen und erklärt hat: „Ich erwarte nichts mehr vom Dasein!“ ist jeder weitere freundliche Zufall ein unerwartetes Geschenk und stimmt doppelt heiter.

Dann verlachte sie sich selbst: Du mit dem Leben abschließen und nicht mehr an das Glück glauben! Mit zweiundzwanzig Jahren! Das mache andern weis, aber nicht dir selbst! Du glaubst steif und fest an dein Glück und wirfst es dir erringen oder hast es eigentlich schon, seit du den Mut hast, ganz du selbst zu sein. Dem Mutigen gehört die Welt!

Und Erna sah stehenbleibend über den Richtersee der Stadt, über die fern in der Ebene blinkenden Feuerpünktchen und empor zum Sterngeflimmer des Himmels und wiederholte sich entschlossen, mit verschlungenen Händen: „Dem Mutigen gehört die Welt!“

„Und ich will mutig sein! . . .“

Mit raschen Schritten ging sie ihrer Wohnung zu. Dort waren noch immer alle Fenster dunkel. Die kleine Zahnärztin war abgereist und Meta noch nicht zurückgekommen. Aber im Hausflur traf sie ein fremdes Paar, einen älteren Herrn und eine ältere Dame, die offenbar ungeschlüssig hier warteten.

Der kleine Herr sah wie ein Franzose aus. Er trug einen schneeweißen Henriquatre. Sein Gesicht

war dunkel von Wind und Wetter. Aber er sprach nicht nur geläufig deutsch, sondern sogar mit einem so deutlichen Anklang an das Rheinpfälzische, daß Erna, die preußische Rheinländerin, daran ohne Mühe den bayrischen Nachbar erkannte.

„Nichts für ungut,“ sagte er, als er sah, daß die Studentin ihren Zimmerschlüssel herauszog und also eine Hausbewohnerin war. „Aber da steht man und weiß nicht weiter! Können Sie mir nicht sagen, wo mein Sohn steckt?“

„Woher soll ich denn das wissen?“ fragte Erna äußerst kühl und schloß ihre Thüre auf.

Der andre schlug sich vor den Kopf. „Ach Gott ja — man wird schon der reine Simpel! Ich heiß' nämlich Bonifer! Napoleon Bonifer! Der Vater — wissen Sie, von dem . . .“

„Ja — ich kenne Ihren Herrn Sohn!“ erwiderte sie freundlicher und sah sich neugierig das Paar an, den biedereren alten Herrn, der noch aus einer Zeit stammte, wo manch einem links des Rheines die Wahl zwischen Preußen und Franzosen leid that, und dessen deutsche Sprache in seltsamem Gegensatz zu seinem Aeußeren eines französischen Notabeln und zu seinem Vornamen stand, und neben ihm die Matrone, unter deren grauen Löckchen ein immer noch lebensheiteres und kindliches Gesicht ihr entgegenlächelte.

„Ich würde doch einmal zu dem Herrn Doktor hingehen!“ sagte Erna. Aber der pfälzische Weingutsbesitzer ließ ihr nicht das Wort. „O mei', liebes Fräulein! Ich war dort! Drei Treppen hoch! Viel

zu viel für mich, mit meiner Hitz' im Kopf. Da hat es geheißt: Er ist mit dem Fräulein Wiggers fort und weg!"

Die Studentin schwieg. Sie wollte von dem Herzensabenteuer ihrer Freundin nichts verraten.

"Jetzt sind wir hierher!" fuhr der alte Herr fort, "ob sie vielleicht hier sind! Er hat mir nämlich eine Depesche geschickt, daß mir ganz angst und bang geworden ist . . . alle seine Ideale von der Menschheit seien jetzt kaput, und er wolle auswandern, um seine Neue zu begraben . . . und was weiß ich . . ."

"Vorderhand ist er noch hier!" sagte Erna in der geöffneten Thür stehend. "Da kommt er . . . mit Meta Wiggers zusammen . . . Guten Abend, Herr Bonifer." Damit schlüpfte sie mit einem leichten Gruß in ihr Zimmer, klinkte zu und blieb sehr nachdenklich stehen. An sich boten die beiden, die sie durch das Fenster beobachtete, der Frauenrechtler und die Philologin, nichts Auffälliges. Aber Ernas scharfen Augen entging doch eines nicht: Sie hatten verstoßen im Gehen die kleinen Finger ineinander eingeklemmt! Das ließ bei der kühlen Blondin tief, sehr tief blicken . . .

Und im Nebengemach war es jetzt so merkwürdig: man sprach, aber nicht in der lauten, kräftigen Art, wie sie der hitzköpfige alte Rheinpfälzer sonst wohl an sich hatte, auch nicht in der sonstigen nervösen, sich überstürzenden Weise seines Sohnes, sondern gedämpft, weich, wie bei einem großen Geheimnis, einer großen Überraschung, und dann hörte Erna deutlich schluchzen! Zwei Stimmen! Die der alten Dame und

dann ganz unverkennbar die von Meta! Und darauf so etwas Unbestimmtes zwischen Lachen und Weinen, als ob die beiden Frauen sich küßten, und ein gerührtes Geräusper der Männer.

Wenn die kühle Blonde einmal ihren Zwickel abnahm, um ungehindert Thränen zu vergießen, oder gar — jedenfalls mit rührendem Ungeschick — Küsse auszutauschen versuchte, dann mußte es schon sehr weit gekommen sein! Bis zum äußersten Gipfelpunkt der Möglichkeit, bis zur Verlobung!

Jedenfalls gab das eine äußerst energische Frau! Die Studentin setzte sich an das Fenster ihres dunklen Stübchens, stützte den hübschen, blassen Kopf auf die Hand und lächelte melancholisch. O du kühle Blonde — wer hätte das gedacht! . . .

Eigentlich sind wir doch alle gleich! Die Liebe spielt mit dir und mir!

Jetzt wurden die Stimmen nebenan lauter und herzlicher. Es schien, daß man sich nun ganz gefunden hatte. Offenbar waren die Eltern froh, daß ihr Sohn von seiner nervösen Jagd nach dem Weib des einundzwanzigsten Jahrhunderts zurückgekehrt und, aus Dina Spielvogels Nezen erlöst, unter die Obhut eines tüchtigen und vernünftigen Wesens unsrer Tage gekommen war. Da war er in fester Hand. Meta Wiggers ließ nicht mit sich spaßen. Sie sprach auch jetzt schon wieder nebenan ganz in ihrer gefegten, bestimmten Weise, als sei gar nichts Besonderes vorgefallen und diese Verlobung, die doch ihr ganzes Leben ändern mußte, ein Naturereignis, das sie schon

seit langem für heute abend sieben Uhr fünfundvierzig Minuten erwartet hatte.

„Seltsam!“ dachte Erna, die Stirne an die Scheiben gepreßt und in die Nacht hinausschauend. „Seltsam, wie das Schicksal mit uns umspringt! Vor drei Tagen um diese Zeit, als ich drunten am Rhein heimlich meinen Koffer packte, da hatte ich einen Bräutigam und war reich. Und Meta Wiggers hatte keinen Bräutigam und war arm. Jetzt ist's gerade umgekehrt! Sie hat ihren Auserwählten, und ich hab' mich von meinem getrennt! Sie hat Geld, viel Geld — der Schwiegervater ein großer Weinbergbesitzer in der Pfalz: das sagt jedem genug, der am Rhein aufgewachsen ist! — und ich hab' keines. Sie wird eine glückliche Frau und sitzt nebenan lachend und selig im Kreise ihrer neuen Familie, und ich kauere als ein armes, einsames Ding hier in der dunklen Ecke und darf zuhören, wie glücklich die andern drüben sind!

Und ich hab's selbst so gewollt! Nur die Hand hätt' ich offen zu halten gebraucht, statt sie im Troß zur Faust zu ballen, und man legte mir das alles und mehr hinein!

Warum hab' ich's nicht gethan? Warum bin ich eigentlich so grausam gegen mich?“

Sie erhob sich und holte tief Atem: „Gott helfe mir: weil ich nicht anders kann! Ich will, was ich muß, um mir selbst treu zu sein. Ich will aufrecht stehen bleiben und aufrecht mein Glück erwarten. . .“

Bei Meta Wiggers war das ja etwas ganz andres.

Die brauchte keinen solchen Entschluß! Sie war ein guter, durch und durch anständiger Nützlichkeitsmensch. Und sie war fern von der Gefahr, ihr Eigenes in der Ehe zu verlieren. Denn ein Mann wie Bonifer . . .

Erna lächelte wieder trübe, während sie die Lampe anzündete. Sie gönnte neidlos der Freundin ihr Glück. Sie freute sich für die tapfere, zähe Lebenskämpferin, daß sie bei guter Zeit den Hafen der Ehe, des Wohlstandes und bürgerlichen Behagens erreicht hatte. Aber mit ihr tauschen — nie! Ein Bonifer! Sie schüttelte den Kopf und dachte stolz: den ich im Herzen hab', das ist einer aus härterem Holz, ein ganzer Mann, und Furcht vor ihm ist immer noch in meiner Liebe! Darum muß ich ihn fliehen, bis ich das Fürchten verlernt hab'!

Da flog die Thüre auf. Die blonde Philologin lief herein und auf Erna zu. Ihre Wimpern waren rotgerändert und in den Augen ein zärtlich-feuchter Glanz. „Erna!“ sagte sie hastig mit schwankender, beinahe verschämter Stimme: „Erna . . . denke dir . . .“

Die Studentin gab ihr einen Kuß. „Ich weiß schon, kühle Blonde! Und ich gratuliere dir von Herzen! Mög' es dir von heute ab immer recht gut gehen im Leben!“ Darauf fing die andre von neuem an zu weinen. Sie fiel ihr um den Hals und bedeckte sie mit Küffen, bis sich Erna ihr endlich schonend entzog. „Wie rasch sie das gelernt hat!“ dachte sie und sagte laut: „Das ist aber kolossal schnell gegangen, Meta!“

Die Kandidatin lächelte verwirrt und glücklich.

Sie sah viel besser aus als sonst, jünger und anmutiger. „Ja — ich weiß auch nicht. Erst hab' ich ihn ausgescholten, dann haben wir gestritten, dann waren wir böse aufeinander, dann haben wir uns angeschaut und beide zu gleicher Zeit über Dina Spielvogel zu lachen angefangen — und da waren wir auch schon verlobt. Ganz wie selbstverständlich. Alles auf dem Spaziergang. Auf dem Rückweg zur Stadt waren wir schon ganz vernünftig und haben ganz als gefezte Menschen besprochen, was nun werden soll!“

„Und was sind nun deine Pläne, Meta?“ fragte die Studentin. Ein Gedanke, eine Hoffnung stieg langsam in ihr auf.

„Ja — weißt du — eigentlich wollten wir ja in die Haardt fahren und die Schwiegereltern überraschen. Ich kenne sie ja schon lange, und sie waren immer gut zu mir. Nun haben wir sie hier getroffen. Nun soll ich gleich mit ihnen nach Hause — und er natürlich auch — damit ich den Eltern näher trete. Heute abend noch! Ich hab' in mein Kofferchen schon das Nötigste gepackt. Wenigstens für ein paar Tage. Denn siehst du — jetzt ins Kolleg gehen und Stunden geben — dazu bin ich nicht in der Stimmung!“

„Und nachher?“

„Wir wollen so bald wie möglich heiraten und dann nach München übersiedeln. Dort setze ich meine Studien natürlich fort und mache mein Examen — nur mit mehr Gemächlichkeit als bisher — und er widmet sich ganz der Frauenfrage! — Theoretisch —

in Schrift und Wort! Weißt du — hier zu bleiben — es ist schon wegen Dina Spielvogel! Die Geschichte hat sich doch herumgesprochen, wenn ja auch nichts Schlimmes passiert ist. In München kräht kein Hahn danach! Du mußt mich in München besuchen, Erna! Oder studiere doch auch dort!"

„Damit ich zweimal wöchentlich Freitisch bei dir habe!“ sagte Erna lachend. „Nein — fühle Blonde — ich bleib' hier! Ich muß wohl. Aber sag mal was andres . . . ich bitte dich, schau nicht nach der Thüre, sondern bleibe noch einen Augenblick da — was wird denn nun mit der Menagerie?“

Die Philologin machte eine geringschätzige Gebärde. „Die Ausländer mögen jetzt anderswo Deutsch lernen! Lehrer gibt's genug. Und der neue Kursus hat ja erst dieser Tage angefangen, und es hat glücklicherweise noch keiner in dem neuen Semester bezahlt! Ich weine ihnen wirklich keine Thräne nach. Ich versichere dich, Erna — daß ich von diesem Stundengeben erlöst bin, das ist nicht der geringste Teil von meinem Glück! Es ist ja nicht nur die eintönige Arbeit — aber dieser ewige Kampf mit den Männern — dieses ewige Abwehrenmüssen und auf der Hut sein, wie im Kriege — wahrhaftig wie im Kriege, Erna . . . Du kannst dir das gar nicht denken!“

„O doch!“ sagte die Studentin. „Aber ist es nicht schade, wenn die Menagerie nun in alle Winde auseinanderläuft? Du hast diese exotische Sammlung doch mit so viel Mühe und Ausdauer angelegt — es sind wirklich wahre Prachtexemplare darunter —

und bist in der Bändigung deiner Pflegebefohlenen schon so weit vorgeschritten — soll denn das alles nun vergebens gewesen sein?"

Die Kandidatin zuckte die Achseln. „Was soll ich denn thun? Mitnehmen nach München kann ich sie doch nicht. Also bleibt mir nichts übrig, als ihnen den Abschiedsbrief zu schreiben, wie ich ja heute schon allen die Stunde abefagt hab'!"

„Heute?" fragte Erna lauernd. „Bist du auch ganz sicher, liebe Meta?"

„Gewiß! Ich hab' doch die Karten selbst ins Couvert gethan und adressiert und . . ."

„. . . und dann in deiner Tasche stecken lassen!" Erna hob das Päckchen mit den Briefen vom Tisch in die Höhe und sah sie strafend an. „O du hoffnungslos verliebte kühle Blonde! Siehst du nun, was du angerichtet hast?"

Jetzt erschraf doch auch Meta Wiggers, die schon die Thürklinke in der Hand hatte und ungeduldig war zu den Thren zurückzukehren. „Herrgott . . . die sind doch nicht dagewesen?"

„Natürlich!"

„. . . und haben wieder weggehen müssen?"

„O nein! Sie haben ihre beiden Stunden pünktlich bekommen!" Die Studentin machte ein möglichst unbefangenes Gesicht. „Weißt du auch von wem? Ja — sieh mich nur so entsetzt und ungläubig an. Aber ich war nun einmal so frei . . ."

„Du?" sagte die andre im Tone höchsten Erstaunens. „Ja — wie hast du denn das gemacht?"

„D — es ging schon! Weißt du — so ganz dumm bin ich ja doch schließlich auch nicht!“

„Du?“ wiederholte ihre Freundin und schüttelte, ihr hübsches Gegenüber musternd, den Kopf. Der Gedanke war ihr ganz neu.

Erna aber hatte sich schon damit vertraut gemacht. Sie trat auf die Philologin zu, legte ihr beide Hände auf die Schultern und sah ihr flehend ins Gesicht. „Liebe gute kühle Blonde — geh — sei lieb und schenk’ mir die Menagerie! Du brauchst sie ja doch nicht mehr! Dann hab’ ich was zu leben! Dann kann ich hier bleiben! Dann bin ich ganz geborgen! Du thust wirklich ein gutes Werk damit, wenn du mich zu deiner Erbin einsetzt!“

Die Kandidatin war ganz verblüfft. „Ja . . . aber . . . das geht doch nicht, Erna . . .“ sagte sie langsam.

„Warum denn nicht?“

„Du . . . du hast ja gar nicht die Übung darin!“

„Ich werd’ mich schon hineinarbeiten! Die Herren werden schon Nachsicht haben!“

„Ja — das glaub’ ich gern! Das ist’s ja eben! Du bist ja viel zu hübsch!“

Erna lachte. „Du bist doch schließlich auch keine Vogelscheuche, kühle Blonde! Und meine Nasenspitze werde ich meinen Studien allerdings nicht opfern, wie es unsere männlichen Kommilitonen drüben auf der Hirschgasse thun. Aber es muß eben auch so gehen! Ich werde mir meine großen Schulkinder

Stras, Alt-Gettelberg, du Feine.

schon in respektvoller Entfernung halten! Da verlasse dich darauf!“

Dabei hatte ihr Auge und ihr Gesicht schon in der That den fühlen, gemessen abweisenden Blick ihrer Meisterin, jenes Steinerne und trotzdem Höfliche, in dem sich das: „Drei Schritte vom Leibe!“ auch einem Blinden offenbaren mußte.

„Die Hauptsache ist Individualisierung!“ fuhr sie eifrig fort. „Man muß jedes unsrer erwachsenen Schulkinder auf seine Art behandeln! Ich hab' heute schon gemerkt wie! Gegen den Haitianer, einen würdigen, älteren, schwarzen Herrn, muß man höflich sein und etwas zutraulich, aber mit Vorsicht — gegen den Briganten aus Sizilien schlechthin gletscherhaft, gegen die beiden Südslawen einfach und verbindlich — solche Leute verstehen unsre norddeutsche Zugeknöpftheit gar nicht — der Chilene verlangt eine strenge Behandlung wie ein fauler, leichtsinniger Schuljunge, mit dem Japaner kann man ernsthaft wie mit einem vernünftigen Menschen verkehren, aber immer natürlich jenseits eines bestimmten Grenzstrichs — der kleine Franzose wird einfach bemuttert. Das ist noch ein halbes Kind — kurzum, ich werde die Kunst, mit Männern umzugehen, schon lernen! Und wenn es jemand unpassend findet, daß ich bei offenem Fenster und in Gegenwart unsrer würdigen Wirtin fremden Herren Sprachstunde gebe, so sage diesem fatten Menschen nur, daß ich darin komisch sei und lieber ehrlich arbeite als verhungere oder bei Gott und der Welt betteln ginge. Wenn er will, kann

er mich ja darum verachten. Mir ist's gleich, wenn ich nur genug Geld verdiene! Sag' — wie viel zahlt die Menagerie?"

„Jeder fünfundzwanzig Mark im Monat! Wenn möglich, im voraus!“ sagte Meta Wiggers. „Man kann davon leben und studieren. Aber sei keine leichtsinnige Fliege, sondern halte die paar Mark zusammen und bedenke, daß du in den Universitätsferien, also mehr als ein Vierteljahr, gar nichts verdienst, und daß du auch einmal krank werden kannst . . .“

„Ach wo!“ Erna schüttelte den Kopf. „Man wird nicht krank! Wenn man etwas zu thun hat, nämlich!“

„Und dann,“ ihre Freundin wurde lebhafter, „mußt du dich immer ordentlich umsehen, ob neue Schüler in Sicht sind. Am besten, du fragst regelmäßig von Zeit zu Zeit die Ausländer, ob aus ihrem Land keiner nachkommt, und sorgst dafür, daß der Betreffende ihm schreibt und ihm Heidelberg als Universität und dich als deutsche Sprachlehrerin empfiehlt. Besonders bei den Leuten von weit her, aus Japan oder der Neuen Welt, ist das sehr wichtig. So erneuert sich die Menagerie immer durch sich selbst heraus. Sonst würde sie allmählich aussterben!“

Die Wirtin meldete einen jungen Mann an und ließ ihn herein. Erna warf ihrer Freundin einen triumphierenden Blick zu. „Ich hab' die Menagerie heute schon vermehrt! Dieser irisch-amerikanische Gentleman mit den roten Haaren — sei unbesorgt, er spricht noch kein Sterbenswörtchen deutsch! — ist der

Lochvogel! Paß auf: Es kommen noch mehr nach!" Damit wendete sie sich mit kühler Artigkeit zu dem Besucher und fragte nach seinem Begehre. Und in der That: der Sohn der grünen Insel war noch so spät abends gekommen, um sich endgültig für den Kursus anzumelden.

Die hübsche Studentin nickte. „Ich muß Sie nur darauf aufmerksam machen, mein Herr," sagte sie auf Englisch, „daß Fräulein Wiggers hier keine Stunden mehr erteilt. Sie müßten also mit m e i n e m Unterrichte vorlieb nehmen!"

Daraufhin verklärten sich die eckigen, bartlosen Gesichtszüge des andern und zwei Reihen breiter, weißer Zähne kamen zum Vorschein. Er zögerte. „Eigentlich", eröffnete er dann, „hätten noch drei seiner Genossen auch die Absicht, deutsch zu lernen, und vielleicht . . ."

„O gewiß! Die Gentlemen mögen nur kommen!" sagte Erna voll freudiger Überraschung und bekam dann plötzlich einen Schrecken! Der Ire zog sein Portemonnaie heraus. Wieviel das Stundenhonorar betrüge, frug er und drehte dabei, geschäftsmäßig wie ein echter Yankee, einen Hundertmarkschein zwischen den Fingern.

Erna schluckte etwas Wesenloses, das ihr die Kehle zuschnürte, hinab. Das war der entscheidende Moment, die eigentliche große Wandlung in ihrem äußeren Leben. In dem Augenblicke, wo sie dies Geld annahm, schied sie endgültig aus ihrer Kaste aus. Sie trat von den Besitzenden zu den Arbeitenden

über. Wer ihr das vor drei Tagen gesagt hätte, als sie noch dahinten in der Fabrik die Riemen und Räder summen hörte, die ihr, der Arbeitgeberin, gehörten! Damals hätte sie gelacht bei dem Gedanken, daß sie binnen kurzem eine Arbeitnehmerin sein würde, wie all die Hunderte von Frauen und Mädchen im Hof . . .

Aber sie beherrschte sich. „Fünfundzwanzig Mark im Monat, Sir!“ sagte sie trocken wie ein Kaffier und wollte unter heftigem Herzklopfen den Schein wechseln. Aber der Yankee wies das Restgeld zurück. Das stimme ja gerade! Er und die drei andern zusammen mache hundert Mark. Und morgen kämen sie sämtlich zur Stunde. Um zwei Uhr, nicht wahr?

„Jawohl, von zwei bis vier!“ bestätigte Erna gelassen und begleitete ihn bis zur Thüre. „Auf Wiedersehen, Sir!“

Als er gegangen, sah sie tiefsinnig die Reichsbanknote in ihrer Rechten an.

„Siehst du, kühle Blonde!“ sagte sie. „Wieviel solch blaue Lämpchen hab' ich schon in meinem Leben ausgegeben, meist für dummes Zeug, und mir nichts dabei gedacht. Ich hat eben Papa oder später meinen Bräutigam darum und erhielt, soviel ich wollte, wie ein vermöhntes Kind ein Spielzeug. Dies ist mein erstes selbstverdientes Geld! Gerade hinreichend, um meine Immatrikulation und meine Kollegien aus eigener Kraft zu bezahlen. Das soll mir ein gutes Omen sein!“

„Eigentlich mußt du dir dies Geld auch erst verdienen!“ meinte Meta Wiggers. „Das ist nur ein Vorschuß!“

Sie nickte lebhaft und ihre Augen glänzten freier wie je. Selbst ihr blaßes Gesicht hatte etwas mehr Farbe bekommen. „Du hast recht: Ein Wechsel auf die Zukunft! Ich werd' ihn einlösen! Ich weiß, ich kann's! Denn ich will! Und ich bin im stande, zu wollen! Gott sei Dank — ich hab's erprobt! Und nun, kühle Blonde, geh nur! Du stehst ja doch hier wie auf heißen Kohlen und sehnst dich nach Herrn Bonifer! Grüß ihn von mir!“

„Komm doch einen Augenblick mit hinüber!“ schlug die Philologin vor. Aber Erna wendete sich ab. Sie war wieder ernst geworden. „Ich passe nicht zu euch! Ihr seid froh und ich bin es nicht! Ich habe vielen Kummer! Damit muß man nicht andern zur Last fallen! Also laß mich nur lieber schon allein in meinem Kämmerlein und hab' Dank für die Menagerie!“

Meta küßte sie. „Adieu, arme Erna! Wenn ich zurückkomme, gehe ich dir mit dem Unterricht vielleicht noch ein paarmal an die Hand, daß alles in Ordnung kommt. Wenn du dich eingewöhnt hast, macht sich die Sache ganz von selbst und du hast am Vormittag Zeit für die Kollegien und abends, bis gegen Mitternacht, für deine Privatstudien.“ Sie hatte die Thüre schon in der Hand und drehte sich noch einmal um. „Ach ja, — das wollt' ich dir noch sagen: Eben sind wir dem Professor von Arras

begegnet, Bonifer und ich. Er war auf dem Weg zum Bahnhof, um abzureisen. Ich hab' ihm auch von dir erzählt und was für ein großes Unglück dich Arme betroffen hat. Da wurde er sehr nachdenklich."

"Was hat er denn dazu gesagt?" frug Erna gleichgültig.

"Nichts! Er ging dann weiter. Ganz langsam."

Erna seufzte leicht und machte eine abwehrende Handbewegung. „Das ist jetzt alles erlebigt, fühle Blonde. Ich hab' viel Glück im Unglück, daß ich mich hab' in dein Nest setzen können. Jetzt Sorge ich selber für mich und brauche keinen Menschen auf der Welt — am wenigsten den Herrn Professor von Arras! Adieu!"

Die Freundin ging, und Erna atmete ein paar mal tief auf und streckte in einer Anwandlung übermütigen Kraftgefühls die Arme aus. Sie war im Hafen, geborgen vor den Männern, bewahrt vor ihrer Eintagsfreundschaft so gut wie vor ihrer tyrannischen Liebe. Sie war frei. Vollkommen frei für das Leben voll Müh' und Arbeit, das vor ihr lag.

Frei und einsam! Das gehörte wohl zusammen. Da bedingte eins das andre. Der Freund, von dem sie soviel erhoffte, hatte gleichgültig seine Hand von ihr gezogen, dem künftigen Lebensgefährten hatte sie sich selbst versagt. So blieb ein Rest von Bitterkeit gegen den einen, ein Rest von Mitleid mit dem andern in ihr zurück und ließ keine rechte Freude über die

unerwartet gefundene Zuflucht in ihr aufkommen. Es war noch nicht alles klar. Es gab noch so viel Unausgesprochenes zwischen ihr und jenen beiden, die für sie, als der Freund und als der Liebende, den Mann überhaupt bedeuteten. Kein Frieden und kein Krieg — ein unbestimmter Mittelzustand, der sie quälte und ihren Blick trübte.



XV.

Wieder trat die Zimmerwirtin ein, nach ihrer Gewohnheit in dicken, den Tritt dämpfenden Filzpantoffeln, so daß Erna sie erst bemerkte, als sie dicht hinter ihr stand, und erschrocken zusammensuhr. „Liebe Frau Schwemmelmann!“ sagte sie etwas ungeduldig. „Lassen Sie mir doch heute Abend meine Ruh’! Ich brauche sie. Und wenn Sie jedesmal vorher anklopfen wollten . . .“

Die rundliche Frau entschuldigte sich. „Ich hab’ doch gedenkt, Sie wäre fort, liebes Fräule! Weil doch die annere alle fort sind mit ’em Fräule Wiggers, no hab’ ich gedenkt, Sie sin aach mit! Jetzt do is der Herr kumme und hat nach Ihne gefragt und gesagt, er könnt’ net wiederkumme, weil er gleich verreise müßt, un no wollt’ er Ihne auf Ihrem Tisch was aufschreibe!“

„Welcher Herr?“ Erna stand langsam und bang auf.

„Der Herr Professor . . . o mei’, ich hab’ den Name vergesse . . . do steht er ja in der Thür . . .!“

Die Studentin wandte sich um und sah nach der Gestalt auf der Schwelle. Sie hatte in diesem Augenblick nur das Gefühl der erlittenen Kränkung. Sie

ärgerte sich, daß sie so überrascht worden war und den Besucher nicht mehr hatte abweisen können, wie er heute morgen sie!

„Bitte, Herr Professor!“ sagte sie, mit höflicher Kälte ihn durch eine Handbewegung zum Eintritt einladend, während Frau Schwemmelmann verschwand. „Verzeihen Sie mein Erstaunen. Ich glaubte Sie schon weit fort von Heidelberg!“

Er faßte ihre schlaff niederhängende Hand und sah ihr ins Gesicht. „Ich werde auch reisen, mit dem nächsten Zug. Aber vorher wollte ich noch einmal zu Ihnen. Ich habe von dem schweren Unglück gehört, das Sie betroffen und . . .“

Erna unterbrach ihn. „Bitte, nehmen Sie Platz! Und verbindlichen Dank für Ihr Beileid! Es ist richtig: Ich bin jetzt eine Proletarierin! Aber wir wollen nicht weiter davon reden! Wozu denn?“

Sein Auge ruhte wieder auf ihr. „Sind Sie wirklich schon so verbittert, Fräulein Bauernfeind?“

„Verbittert?“ Sie zuckte leicht hin die Achseln. „Nein. Eher übermütig! Es hat mir keiner helfen wollen, da hab' ich mir selber geholfen! Oder mir vielmehr von meiner Freundin Meta Wiggers etwas schenken lassen, was sie sonst weggeworfen hätte, ihren Sprachkursus, von dem ich jetzt leben werde. Immerhin hat sie mir doch mit der That zur Seite gestanden, während alle andern . . . wohin gedenken Sie jetzt zu reisen, Herr Professor, wenn ich fragen darf? Kehren Sie gleich zu Ihrem Katheder zurück oder . . .“

Er schüttelte den Kopf. „Nicht diesen Ton, Fräulein Bauernfeind! . . . Ich komme als Freund zu Ihnen . . .“

„O ja!“ sagte die junge Studentin rasch, mit schwankender Stimme. „Dies Wort hab' ich in den letzten Tagen mehrfach vernommen. Verzeihen Sie nur, wenn ich nicht mehr recht daran glaube. Es war wohl mein eigener Fehler. Ich war zu aufdringlich. Ich werde mich jetzt auf meine eigene Kraft verlassen und ganz sicher niemandem mehr mit Empfehlungsschreiben ins Haus kommen . . . so wie vorgestern . . .“

Sie brach ab. Er sah ihre zarten, sich wieder mit einem leichten Rot des Zornes und der Verletztheit färbenden Züge. Gerade so hatte sie vor zwei Tagen ihm unter den weißgefiederten Zweigen des Blütengartens gegenübergeessen, den hübschen Kopf vom Sonnengold umwoben, während er den Brief des Landrats Mayfarth las. Aber ihr Gesicht war seitdem anders. Es war nicht älter geworden, aber ernster. Der letzte Rest blumenhafter, heiterer Kindlichkeit, die Glätte weltfremden, sorglosen Mädchentums war daraus geschwunden. Sie war gereift, die Anmut ihrer Züge durch den Schmerz geadelt, daß sie ihm heute wahrhaft schön in ihrem Ernst erschien.

„Sehen Sie . . .“ hub sie traurig wieder an. „Sie haben gesagt, Sie wollten mein Freund sein. Darauf war ich stolz. Aber wie ich nun die Probe darauf machen wollte, am Tag darauf, fand ich die

Thüre verschlossen. Das hat mich gekränkt und Ihre paar flüchtigen Zeilen hinterher noch viel mehr. Es kam mir so vor, als ob ich das nicht verdient hätte! Das ist die ganze Geschichte!"

"Ich hatte ja keine Ahnung, was Sie zu mir trieb! Und zudem . . . mein Sohn hatte sich geschlagen! Er liegt verwundet im Spital!"

"O Gott!" Erna sprang auf. „Weshwegen denn?"

"Ach — lassen Sie's nur sein! Und wenn Sie's mal erfahren — es ist vorüber! Und seine Verletzung ist ganz ungefährlich!"

"Aber immerhin — jetzt wollen Sie fort?"

"Er hat ja die beste Pflege: Gute Ärzte, Mutter, Schwestern, zwei Duzend Corpsbrüder — was soll ich da noch?"

Sie schaute ihn ungläubig an. „Trotzdem — ich begreife es nicht recht! Heute abend gehen Sie . . .?"

"Jetzt gleich!"

"Ist es denn wirklich solch etwas Dringendes?"

Er bejahte mit einer stummen Kopfbewegung. Sie wußte nichts darauf zu sagen. Eine beklemmende Pause entstand. In ihrer Verlegenheit bückte sie sich, um, ganz wie aus Zerstreutheit, ein zu Boden gefallenes Schulheft der Ausländer, das sie mit in ihr Zimmer herübergenommen, aufzuheben. Und da erschraf sie bei einem Blick in den Spiegel. Sein Auge ruhte auf ihr so, wie schon einmal, so wie gestern bei der Fahrt auf dem Neckar, als sie hoch aufgerichtet, vom Sonnengold umflossen, im Kahn gestanden und ihr „Alt-Heidelberg, du Feine . . ." aus voller Brust

herausgejubelt hatte. Gestern war nur eine flüchtige Ahnung, was dieser Blick bedeute, bei ihr gekommen und rasch wieder gegangen, heute blieb dies Bangen und wurde zur Gewißheit. Und plötzlich begriff sie, als sie diesen Ausdruck seines Gesichtes sah, warum er abreifte . . .

Sie wurde dunkelrot und blieb absichtlich, in dem Hest blätternd, so lange als möglich in ihrer gebückten Stellung, damit es den Anschein habe, als sei ihr nur davon das Blut in den Kopf gestiegen. Aber als sie endlich aufschaute, fühlte sie doch, daß er die Veränderung bei ihr gewahr wurde. Sie fühlte ganz deutlich: Er wußte, daß sie es erraten hatte. Das Geheimnis war zwischen ihnen beiden, ohne daß sie es sich weiter merken ließen, und wurde nicht ausgesprochen und blieb unausgesprochen für immer und alle Zeit . . .

In ihr war ein erkältendes Grauen. Vor sich selbst. Nicht vor ihrer Persönlichkeit — nein: vor dem Weib in ihr und seiner unheimlichen Macht — dieser Naturgewalt, die blindlings, ihrem eigenen Wesen ganz fremd, von ihr ausströmte, und, wie dem König der Fabel unter seinen Händen alles zu Gold wurde, ihr alles zu Liebe, zu heißem, feindlichem Begehren machte, wo sie Freundschaft, unbefangenes Vertrauen suchte und Mensch mit dem Menschen sein wollte. Und das war doch eigentlich gar nicht sie! Das war nur ihre äußere Erscheinungsform, dazu vielleicht etwas Heiterkeit, Temperament und Laune aus ihrem Innern, aber sie selbst, den eigentlichen

ernsten Menschen, hatte die noch kaum kennen gelernt, die ihrer begehrten. Das war das Weib an sich und in seiner Allgewalt lag die Demütigung für die Seele des Weibes, das leise Schaudern, das sie vor sich selbst empfand. Sie hatte es früher wohl schon gefühlt, aber nie so stark, so traurig wie jetzt eben. Denn jetzt wuchs ihr daraus die Erkenntnis, daß sie die Freundschaft im Leben nie anders finden würde als in der Liebe des Mannes, und ohne das ewig einsam sein würde. Und sie hatte die Liebe in sich überwunden und verschlossen. Das war wohl die eigentliche Armut, die bitterste.

So waren ihre Gedanken. Ihre Worte waren anders. Es war ja eigentlich gar nichts geschehen — nur ein beiderseitiges Ahnen und Verstehen, das keiner von ihnen sich und dem andern zugab — und ruhig, wie es bei einem von Höflichkeit gebotenen Abschiedsbesuche Brauch, floß der Strom des Gespräches und wurde zuweilen auch flacher und drohte ganz zu versiegen.

Von Ernas Zukunftsaussichten war die Rede. Kein Zweifel: Sie konnte mit Hilfe des Ausländerkursus sich ernähren und ihre Studien zur Vollendung bringen, freilich unter Verzicht auf vieles, was dem Leben erst Freude und Farbe verleiht.

Als er das aussprach, zuckte sie nur leicht hin die Achseln — ein stummes: „Ich mag und suche jetzt gar nichts weiter!“ und ihr Gesichtsausdruck wurde noch ernster. Unter der rosigen, glatten Mädchenmaske schimmerte das Antlitz des leidenden und hoffens-

den und darum erst wahrhaft lebenden Menschen hindurch, und wieder dünkte sie ihm schöner als in den früheren Tagen. Und zugleich begriff er, daß nicht das äußere Unglück allein ihr diese ernste sichere Haltung verlieh. Der Stolz, mit dem sie es wortfarg und als etwas Selbstverständliches trug, kam aus dem Herzen. An dem waren offenbar auch Stürme vorbeigegangen, so gut wie an ihm, und in dem herrschte jetzt die schwere, bleierne Ruhe nach dem Sturm. Die Sehnsucht, zu schlafen, zu vergessen. Und Vergessen gab es für sie nur in der Arbeit. Darum sprach sie zu ihm von ihrer künftigen Arbeit, sachlich und zurückhaltend. Sie waren wieder zu der Art ihres ersten Zusammentreffens zurückgekehrt. Die Studentin saß vor dem Professor und beide wußten es jetzt doch innerlich anders, und wußten: Hier war das alte, ewig neue Lied . . .

Und noch ein unsichtbarer dritter war da! Er fühlte es. Sie hatte nie von ihm gesprochen. Und auch jetzt, wo sie sich ihre Stundeneinteilung, ihre bescheidenen Einnahmen und Ausgaben, die Bücheranschaffungen und die Verwendung der Ferienzeit vor ihm überschlug und ordnete, war von ihm keine Rede. Das mußte alles hinter ihr liegen! Sie hatte es wohl von sich geworfen und überwunden, wie er die Anfechtung bestritten, die jäh, gleich einem Frühlingsturm das Gleichmaß seiner stillen, immer stiller werdenden Tage erschütterte. Sie waren Leidensgefährten. Sie hatten beide Schweres in ihren beiden letzten achtundvierzig Stunden, ge-

trennt voneinander, durchgemacht und zu Ende gerungen.

Und als sie sich nun die Hand zum Abschied reichten — der alternde Mann, dem das Schicksal sein letztes erträumtes Glück versagt, und das junge Mädchen, dem das Leben sein erstes, ebenso erträumtes Glück zerstört, schauten sie sich doch noch einmal ruhig in die Augen, ohne Scheu und Schuld und Reue, mit einem melancholischen Lächeln wie zwei gute alte Bekannte, die für immer voneinander Abschied nehmen. Das Leben hat sie zusammengeführt, das Leben trennt sie, das Leben spielt mit ihnen und allen.

„Ich danke Ihnen, daß Sie noch einmal gekommen sind, Herr Professor!“ sagte Erna einfach. „Es wäre mir leid gewesen, wenn ich Ihnen nicht hätte Lebewohl sagen können. Denn nun sehen wir uns ja wohl nicht mehr wieder . . .“

Er hatte ihre Hand nicht losgelassen. „Ich glaube auch nicht. Also lassen Sie es sich gut gehen, Fräulein Bauernfeind. Und behalten Sie den Kopf oben!“

„Danke! Das werd' ich!“

„Und wenn Sie einen Rat oder eine Empfehlung brauchen . . .“

Sie zog sachte ihre Rechte zurück und schüttelte lächelnd den Kopf. „Danke sehr! Aber ich glaube, es ist zu weit zum Schreiben, von mir zu Ihnen! Halb Deutschland liegt dazwischen. Lassen wir's dabei, daß wir ein paar Frühlingstage hier im Neckarthal zusammen verbracht haben. Draußen, an Ihrer Hochschule, wartet Ihrer sicher, wenn Sie nun, nach

der langen Genesungszeit wieder heimkehren, soviel Arbeit und Ehren und Bürden . . . da werden Sie die arme Heidelberger Studentin bald vergessen haben . . .“

„Ich glaube nicht!“ erwiderte er ruhig und drückte ihr noch einmal die Hand. Dann ging er.

Nun war es abgethan. Um ihn nur Nacht und leere Straßen und Sternengeflimmer. Vorbei! Vorbei! Und wie er dahinschreitend an das arme, geringe Mädchenschicksal dachte, das sich nun in diesem eben verlassenen dämmerigen Stübchen weiter spinnen und zu Lust und Schmerz entwickeln würde, ohne daß er im stande war, in seinen Gang einzugreifen, ja ihn nur zu verfolgen, da wurde ein erlösendes Mitleid in ihm wach. In dem versank der letzte Rest von Begehren. Nur helfen wollte er ihr noch, wenn es noththat — helfen, wie ein Freund hilft, unerkannt und aus weiter Ferne. Er mußte schon Mittel und Wege finden, um über ihre weiteren Schicksale in Kenntniß zu bleiben, vielleicht durch den alten Major, vielleicht durch sonst jemand. Nur daß ihr nichts geschah! Daß sie nicht unnütz und blindlings vom Leben geknickt wurde, sondern voll erblühte und des Sonnenscheins froh ward. Das sollte seine Sorge sein!

Und nun hatte Erna, die sich einen Freund ersehnt und nirgends gefunden hatte, doch, ohne es zu wissen und zu ahnen, einen wahren Freund für das Leben — den Mann, der da durch die Nacht dahinging und in einer seltsamen Herbststimmung, zwischen

Lächeln und Wehmut sich sagte: „Nun hast du Mitleid mit dem Weibe! Nun bist du wirklich alt!“

Dann eilte er, Abschied zu nehmen.

Vor dem Zimmer seines Sohnes im Krankenhause fand er eine Anzahl seiner Corpsbrüder in Verhandlung mit dem Assistenzarzt, der sie nicht hereinlassen wollte. Die „Armverrenkung“, wie die Verletzung hartnäckig genannt wurde, verlangte Ruhe des Patienten.

Damit beschieden sich denn schließlich die Besucher, am schwersten der düstere Dreibändermann. Er glaubte in solchen Dingen mehr Praxis zu haben wie der Doktor selbst und führte zur Bekräftigung eine Leistung an, wonach er einmal in Ermangelung ärztlicher Hilfe einen vom Säbelhieb geknickten Arm eines Freundes zwischen die Deckel zweier Zigarrenkisten eingeschient, diese mit Bindfaden umwunden, das Ganze in eine aus einer Serviette gebildete Schlinge gelegt und im Spital damit das Lob aller Sachverständigen gefunden habe.

Das glaubte der Assistent dem narbenreichen Corpshauptling. Aber herein ließ er ihn nicht, und als nun auch der Vater ihn bat, morgen wiederzukommen, konnte sich der erste Chargierte diesem Wunsch des „alten Herrn“ nicht widersetzen und zog sich zurück. Und der Professor dachte sich: Eben sah ich die Cheruskia zum letztenmal und die altvertraute bunte Mütze und die ganze Jugend der Ruperta Carola! Ich kehre nie wieder nach Heidelberg zurück!

Im Zimmer drinnen fand er außer Otto Hell-

muth, der fest schlief, nur seine Frau. Sie saß an einem Tisch und las wieder, wie am Morgen, in dem Bericht über die Lage der Textilarbeiterinnen. Sie hatte mit ihrer Gabe, sich ganz nach außen abzuschließen, die Erregungen des Tages bereits völlig in sich ebbeln lassen. In ihr war das ruhige Sichgenügen wie sonst. Nur studierte sie heute, statt am gewohnten Schreibtisch, am Krankenbett ihres Sohnes, weil das ihre Pflicht war. Und es gab niemanden, der unerbittlicher als sie seine Pflicht that — unerschütterlich, steinern, äußerlich beinahe lieblos — ein Mensch, auf den man sich unbedingt verlassen konnte und vor dessen Eiskälte der, dem ein Hauch davon an das warme Herz wehte, doch ein fröstelndes Grauen von sich scheuchen mußte.

„Wo warst du denn so lange?“ frug sie aufsehend mit gedämpfter Stimme, und er antwortete ebenso: „Ich sagte es dir ja. Ich habe Fräulein Bauernfeind Adieu gesagt!“

Sie nickte nur. Fräulein Bauernfeind war ihr jetzt, nachdem Otto Hellmuth außer Gefahr, sehr gleichgültig. Sie notierte sich nur bei der Gelegenheit im Kopf, daß sie vor ihrer Abreise eine Karte dort abgeben müsse.

Er stand am Bett und betrachtete Otto Hellmuths bleiche, jugendliche Züge, die sich im Dämmerlicht der Lampe von dem weißen Kissen abhoben. „Und es geht ihm gut?“ murmelte er.

„Ganz nach Wunsch! Natürlich! Vorhin hatte er keine andere Idee, als aufzustehen und ein bißchen

in die Kneipe zu gehen. Nun — das haben wir ihm gelegt. Aber wecke ihn jetzt nicht. Es hat ja keinen Zweck wegen dem bißchen Abschiednehmen. Du siehst ihn ja in acht Tagen spätestens zu Hause wieder. Oder hast du dich entschlossen, doch hier zu bleiben?"

Er drehte sich rasch um. „Warum meinst du das?"

„Nun, weil es allmählich Zeit zum Zug ist. Dein Gepäck ist schon auf dem Bahnhof!"

„Ja! Du hast recht! Ich werde gehen!"

Sie streckte ihm, ohne aufzustehen und durch das Geräusch des Stuhls den Schlummernden zu stören, die Hand hin. So hatte vor kaum einer Viertelstunde noch eine zweite in seiner Rechten geruht. Aber die war anders gewesen — eine heiße, jugendliche Mädchenhand, in der warmblütiges Leben bis in die Fingerspitzen zitterte, — diese Finger hier waren so kühl und leblos, so knöchern, und ihr Druck so flüchtig und obenhin, als wollte das besagen: Es ist ja schon gut! Beschränken wir doch diese Außerlichkeiten auf ihr Mindestmaß! Wir sind doch zwei vernünftige Menschen! Und lange genug miteinander befreundet!

O ja — so vernünftig, daß man sich in verlorenen Stunden nach einer Tollheit sehnte! So befreundet, daß man sich vor Freundschaft nichts mehr zu sagen wußte — er warf noch einen Blick auf ihr leidenschaftsloses Gesicht, dessen herbe, männliche Linien die Lampe hell beschien, dann nickte er ihr zu, ging auf den Fußspitzen nach der Thüre und schloß sie hinter sich.

Draußen warteten seine beiden alten Corpsbrüder auf ihn, der Major und der Konsul, die gekommen waren, ihn zum Bahnhof zu begleiten. Eine Weile schritten sie schweigend nebeneinander dahin. Der abendliche Wagenlärm in der Vorstadtstraße erschwerte jedes Gespräch.

„Das reine Trauerkomitat!“ sagte endlich scherzend der Major. Er wollte die Stimmung beleben. „Es fehlt nur noch, daß wir zu singen anfangen: O alte Burschenherrlichkeit — wohin bist du entschwunden? . . .“

Der Professor hob den Kopf und nickte. „Und darauf gibt's nur eine Antwort: ‚Nie kehrt du wieder, goldne Zeit — so froh und ungebunden!‘ Ich glaube, wir alle drei haben es gemerkt, wie wir uns wieder in Alt-Heidelberg zusammengefunden haben! Es ist vorbei! Das, was uns die Zeit golden gemacht hat und das Leben herrlich, das gibt uns all dein Frohsinn, Major, und deine Welterfahrung, Konsul, und meine Weisheit nicht wieder! Das Leben bringt nichts zweimal! Drum soll man auch von nichts zweimal haben wollen und auch nicht zum zweitenmal an einen Ort kommen, wo man einmal ein Geschenk vom Schicksal bekommen hat! Man kriegt es nach einem Vierteljahrhundert nicht abermals — nur noch ein wenig Abglanz und Nachglanz, man täuscht sich selbst — man belügt sich und andre — und muß doch schließlich mit leeren Händen weiter — weiter im Leben. Erinnert ihr euch, wie wir vorgestern nachmittag oben am Berg bei mir geseffen und in der

Dämmerung in die Rheinebene hinausgeschaut haben. Ich denke, da hatten wir alle drei denselben Gedanken: Für uns fallen die Blätter und wird es welf, obwohl ringsum die weißen Frühlingszweige blühen. Die blühen nicht mehr für uns. Das haben wir gemerkt. Da wurden wir nachdenklich und still . . ."

„Und dann kam Fräulein Bauernfeind!“ sagte der Major. „Das war doch vorgestern?“

Der andre bejahte gleichmütig. „Ganz richtig. Da kam Fräulein Bauernfeind und da ging sie auch wieder. Nun — du wirst sie ja bei Gelegenheit mal wieder sehen, Major?“

„Vielleicht!“ Der alte Herr räusperte sich. „Ich muß mich jetzt ordentlich an die Arbeit setzen. Die kleine Studentin will ihren Doktor machen und ich knickbeiniger Invalide auch! Siehst du — das ist doch das Große, das Hohe an solch einer alten Hochschule: Sie ist doch wie ein Jungbrunnen! Sie macht alle einander gleich. Ein jeder vergift sich und sein bißchen mehr oder weniger unmaßgebliches ‚Ich‘ über seiner Arbeit! Du solltest auch hier bleiben, Konsul! Das wäre für dich besser!“

Der braungebrannte exotische Junggeselle schüttelte finster den Kopf. „Zu spät! Ich bin fremd geworden hier in Deutschland. Ich muß wieder hinaus! Ich will mir in Madeira einen einsamen Unterschlupf suchen. Was liegt noch an den paar Jahren? Meine Burschenzeit und meine Lebenszeit liegt hinter mir . . .“

Da schlug ihm der Professor auf die Schulter, stark und schnell, wie ein junger Mann. „Meine

nicht! Und keine für den, der seine Jahre kennt und versteht! Mein lieber Konsul: Anfangs bringen uns die Jahre mehr als sie nehmen, später — jenseits unsrer Lebenshöhe — nehmen sie mehr als sie geben! Darin hast du recht! Aber sie geben immer noch genug. Übergenuß, wenn man nur selbst bescheidener geworden ist — nein, nicht bescheidener, das Wort klingt mir zu klein — aber wenn man für sich weniger haben will und desto mehr für andre! Der Jugend steht der rotbäckige Egoismus gut an — uns nicht mehr. Wir wollen nicht zu viel an uns denken. Wir haben unser Anteil am Leben gehabt, in Lust und Leid. Nun kommt ein neues Geschlecht an die Reihe! Für das wollen wir sorgen, mit der rechten Fürsorge eines Mannes, wie eben der Major gesagt hat, mit der Arbeit! Da rede mir keiner vom Alter. Wer arbeitet, ist jung! Ich bin jetzt von meiner Krankheit genesen und gehe wieder an mein Tagwerk! Und strenger noch und zäher, als je bisher. Und wenn ich mit siebzig Jahren mein Leben überschauere, wie jetzt mit fünfzig, so hoffe ich, es ist wiederum Müß' und Arbeit gewesen! Dann kann ich mit ihm zufrieden sein!"

Der Konsul sah ihn zweifelnd an. „Borgestern hast du anders gesprochen!"

„Gewiß!" sagte sein Gefährte. „Siehst du — ich sollte mich doch im Neckarthal erholen. Borgestern war ich noch nicht ganz erholt. Ich war auf einem toten Punkt angelangt, ungefähr wie der Pendel, ehe er sich entschließt, wieder rückwärts zu schwingen

und sein gewohntes Werk wieder aufzunehmen. Inzwischen aber ist diese Krisis überstanden. Ich bin wieder ich selbst und alles in Ordnung. Und nun wollen wir uns eilen! Sonst kommen wir zu spät zum Zug . . .“

Dann sprach er nichts mehr bis zum Bahnhof und seine Gedanken gingen noch einmal, während er die alte Stadt verließ, zu Erna zurück.

Sie saß immer noch einsam, den blassen Kopf auf die Hand gestützt, in ihrem Zimmer. Keine Menschenseele in der Nähe. Ihre beiden Genossinnen waren verreist, die eine in Liebesgram, die andre in Liebesglück. Und sie selbst — sie wußte nicht recht, was eigentlich ihr Kopf und Herz bedrückte. — Hier immer wieder das leise Grauen vor dem Etwas in ihr, das andre Menschen sie lieben hieß und sie ihr darum entfremdete — da doch trotzdem immer wieder eine Sehnsucht nach einer pflegenden Hand — nach ein wenig Liebe.

Auf der einen Seite der Trotz: Laßt mich doch zum Menschen werden, statt mich ewig zu begehren und zu verfolgen. Erlöst doch den geistigen Menschen in mir, daß er Zeit habe, sich zu entwickeln und stark und gut zu werden, statt euch immer wieder durch meine körperliche Erscheinung, mein äußeres Wesen beirren zu lassen. Ich will ein Mensch sein! Glaubt mir, es bleibt immer noch genug Weib und Liebe übrig! Und auf der andern Seite die Angst: Wenn sich dein Wunsch und Wille nun anders erfüllt als du glaubst? Wenn Menschsein Verlassen sein

heißt? Wenn sich nun alles von dir wendet? Und auch er?

Du hast es ja so gewollt! Du hast ja selbst vor wenigen Tagen John Henry van Lennep den Absagebrief geschrieben! . . .

Damals war Sonnenschein! Jetzt sind die Wolken da! Trübe, graue, grämliche Regenwolken!

Sie stand auf. Sie war anders geworden seit jener Zeit. Und er anders in ihren Augen.

Eigentlich kannte sie ihn erst jetzt, wo sie das Leben kannte. Das Leben war rauh und hart. Er auch. Und doch liebt man das Leben und will nicht von ihm lassen, auch wenn es einen einmal mit unsanfter Faust anpackt.

Das war das Quälende: Nicht sein werden können und ihn doch nicht verlieren wollen! Wer fand da den Ausweg?

Zurück konnte sie nicht und wollte sie nicht! Und wenn die Leidenschaft immer noch verstohlen in ihr flüsterte und lockte: Nimm ihn hin! Ergib dich ihm! — sie wußte: das lag hinter ihr. Diese Prüfung war überstanden! Mit seiner Gewalt führte er sie nicht heim! Sie hatte sich selbst gestählt und war ihm gewachsen, wenn er seinen Angriff erneuerte. . .

Dazu mußte er zu ihr zurückkehren! Und sie sah vor sich hin und atmete schwer unter der Last eines beklemmenden, langsam emporschleichenden tödlichen Bangens. Bisher hatte sie — wider Willen — immer noch mit ihm gespielt. Sie war ihrer Macht über ihn sich wohl bewußt. Aber einmal hatte auch diese

Macht ein Ende! Vielleicht eben jetzt! Diese paar hundert Schritte aus dem Bahnhof hinaus hatten vielleicht alles entschieden. Vielleicht brauste jetzt eben der Zug mit ihm durch die Nacht, hinweg, weiter, immer weiter von hier, und in dieser Nacht, während er schlaflos dafuß und auf das eintönige Stampfen der Räder horchte, machte er mit finsterner Stirne einen Strich durch das letzte Jahr. Er gab das Spiel verloren! Ihm war im Leben viel geglückt und manches mißlungen. Nun legte er vielleicht auch diese Hoffnung zu manchen andern Scherben und richtete sein Auge wieder nach vorwärts. Es gab ja noch genug andre Frauen auf der Welt! Mochte die eine sich von ihm mißverstanden wähnen und ihn verschmähen: Er war nicht der Mann, bei einem Mädchen um Gnade zu betteln. Er beschied sich und ging weiter. Ihr geschehe, wie sie gewollt!

Vielleicht ging er wieder übers Meer in fremde Länder und nahm die Zeit zum Arzt — denn daß die endgültige Trennung von ihr ihn tief erschüttern würde, das wußte sie doch — und genas und vergaß . . .

Freilich . . . sie konnte ihm schreiben! Sie wollte es ja ohnedies! Gleich morgen früh! Aber wenn nun keine Antwort kam? Oder das einfache, eigentlich selbstverständliche: „Es ist genug! Geh du rechts und ich links! Das willst du ja doch. Ich füge mich deinem Willen!“ —?

Und wenn sie dann vielleicht nach einem Jahr in einer Zeitung, einem Brief von seiner Verlobung las,

mit irgend einer Unbekannten draußen in der Welt — dann blieb ihr nur der eine grausame Trost: Weh mir — ich hab' gesiegt! Ich hab' meine Persönlichkeit gegen ihn durchgesetzt und ihn verloren und mich dazu. Und konnte doch nicht anders!

Am Ende trafen sie sich dann noch einmal durch Zufall irgendwo auf dieser kleinen Erde, er unverändert wie jetzt, und an seinem Arm etwas Strahlendes, Glückliches, ein Wesen, das selig war, von ihm Licht und Sonne zu empfangen, und nur von ihm, durch ihn zu leben.

Und das ihn langweilte und sich entfremdete, weil sie durch ihn lebte! Jedes Geschöpf langweilt schließlich seinen Schöpfer, alles Gewordene wird dem Schaffenden fremd.

Aber immerhin — das barg er tief in seinem Innersten! Und vor ihm stand seine einstige Freundin Erna, blaß und müde geworden vom Kampf ums Leben, mit den traurigen Augen der Enttäuschung und Vereinsamung, dem Welken nah — und er hatte vielleicht noch Mitleid mit ihr . . .

Mitleid! An der Empörung, mit der sie das Wort von sich stieß, erkannte sie erst, wie sie ihn liebte . . .

Durch die Stille der Nacht klangen draußen Schritte. Zögernd und unsicher! Sie ließ den Kopf sinken. Das war nicht sein elastischer Gang.

Und selbst wenn er noch einmal den Weg zu ihr fand — sie richtete sich wieder hoch empor: Umsonst! Der Kampf war ausgefochten! Dann gab

es eben das letzte „Nein!“ — die Trennung für immer!

Sie hatte ein Herzklopfen, als ob er es doch sei, der da draußen, im Dunkel nicht zu erkennen, seine Gangart unschlüssig verlangsamte und endlich stehen blieb. Wenigstens hörte sie nichts mehr von ihm. Dann schritt es wieder vorwärts, schwer, müde, wie ein kranker Mann, auf das Haus zu — in das Haus hinein — über den Flur nach ihrer Thüre . . .

Und ein betäubender Schrecken erfaßte sie, als er eintrat! Er kam nicht wie bisher, um listig und lächelnd zu drohen, um herrisch zu befehlen — dagegen war sie gewappnet. Nein! Er kam, um zu bitten!

Wenn er jetzt schwach vor ihr wurde, dann wurde er stark wie nie! Wenn dieser Mann bat, wurde sie ein hilfloses Kind. Ergreifender, fortreisender konnte er ihr seine Liebe nicht zeigen. Es war das letzte, was er zu geben hatte — die Selbstüberwindung seines ganzen Wesens, seines Stolzes und seiner rücksichtslosen Kraft.

Sie glaubte die Prüfung hinter sich. Da war sie erst, die äußerste, die schwerste Versuchung.

Sie sah es schon an seinem Gesicht. Er blickte sie unruhig und ängstlich an, mit einem tief leidenden, verstörten Ausdruck. Und als sie scheu vor ihm zurückwich, sank er plötzlich auf den Stuhl neben ihr nieder und hielt ihre Hand krampfhaft fest und bedeckte sie mit verzweifelten, heißen Küffen.

Seine Stimme war ein Stammeln, ein irres

Wortesuchen, ein ersticktes mit dem Ausdruckringen.
„Das bin ich! . . . Das machst du aus mir! . . .
Ich kann nicht fort! . . . Bleib bei mir . . . ich bitte
dich, Erna . . . ich bitte dich . . . es geht nicht ohne
dich . . . ich kann nicht weiter ohne dich . . . seit einer
Stunde lauf' ich um das Haus herum und nun bin
ich doch herein, und da bin ich und bitt' dich . . .
Es ist ja kläglich . . . es ist ja traurig . . . ich weiß
das ja alles selbst . . . nie in meinem Leben hab' ich
so zu einem Menschen gesprochen . . . nie hab' ich
etwas von einem Menschen gewollt . . . gelacht hab'
ich über alle und bin meinen Weg gegangen . . . aber
jetzt . . . du . . . bei dir . . . ich weiß nicht, was es
ist . . . ich hab' dich eben so lieb . . .“

Sie blieb stumm, ihre Hand in der seinen. Er
wurde etwas ruhiger und schaute düster zu ihr auf.
„Ich kann nicht anders! Das ist alles! Weiter weiß
ich nichts für die Art, wie ich hier bin! Oder ganz
einfach: Ich weiß jetzt ganz genau, daß ich nicht
ohne dich leben kann! Du mußt bei mir sein, sonst . . .
ich bin ein wilder Kerl — von Kindesbeinen an in
harter Schule . . . ich verwildere ganz und werde
ganz zum Desperado, wenn du mich nicht zurückhältst.
Das kannst nur du! Eine Frau! Ich hab' nie viel
mit Frauen zu thun gehabt — niemals — ich hab'
zu viel andres zu thun gehabt — da draußen überm
Meer. Ich hab' euch gar nicht gekannt, bis ich dich
kennen gelernt hab'! Du — das ist etwas ganz
andres! Vor dir bin ich ein ganz anderer Mensch!
Da siehst du's ja. Da sitze ich vor dir auf dem

Stuhl und schau' zu dir hinauf und rede Worte und habe eine Art an mir, die ich nie für möglich gehalten hätte. Geschämt hätt' ich mich bei dem bloßen Gedanken, daß ein Mann wie ich . . . aber vor dir schäme ich mich nicht einmal! Du weißt ja, wie ich's geworden bin. Ich hab' dich zu lieb . . ."

Er gab ihre Rechte frei und erhob sich. Jetzt hatte er sich allmählich ganz gefaßt: „Also, Erna . . . da stehe ich und sage: Thu, was du willst mit dir und mir. Ich hab' keinen Willen mehr gegen dich. Nur dich besitzen will ich! Thu und treibe, was dir gut dünkt! Studiere, was und wo du magst . . . schau herab auf mich mit deinen Kenntnissen . . . laß es mich merken . . . mir ist alles einerlei . . . ich folge dir . . . ich werde kein Wort dagegen sprechen . . . du sollst ganz frei sein — ganz du selbst, wie du immer willst . . . nur bleib bei mir! Gib mir das Recht, für dich zu sorgen und dich zu hegen und zu pflegen, damit du dich ohne Not und Arbeit zu dem entwickeln kannst, was dir nun einmal vorschwebt . . . Gib mir das Recht, dir dabei zu helfen, Erna, wie ich nur vermag, und dich lieb zu haben, wie ich nur vermag!“

Er stand dicht vor ihr, die Hände unwillkürlich bittend ineinander gelegt. Seine Augen waren feucht.

Er war nahe am Weinen — dieser Mann! Sie erschraf. Vor ihm und vor sich. Da war wieder das unheimliche Grauen: „Welch eine Macht ward dem Weib in mir gegeben! Daß der stärkste Mann mit gefalteten Händen vor mich tritt und steht, er

müßte mich haben! Und fleht, bis er mich hat! Dann nicht mehr!"

Seine Erregung und Blässe, der Schimmer in seinen Augen waren gewiß echt. Aber ganz dahinter funkelte es doch noch auf, nur eine Sekunde — ein instinktiver, späher Blick der Raubgier: „Ich reiße dich an mich! Du wirst mein!"

Die Versuchung — die letzte, die äußerste Versuchung! Sie rang schwer! Seine Stimme klang in ihrem Ohr nach. Da unten lagen die Reiche der Liebe und ihre Herrlichkeit. Er wollte sie mit sich hinabführen — ja wohl, hinab in die Tiefe. Da war er jetzt, unter ihr. Er war jetzt schwach wie sie es vorhin gewesen, betäubt wie sie vor einer Stunde, nicht er selbst. Er mußte wie sie in kurzem wieder erwachen und dann darüber triumphieren, daß eine Anwandlung von Selbstvergessenheit, von Ohnmacht ihn zu dem Ziel geführt hatte, das seiner Kraft gespottet.

„Gib mir Antwort, Erna!" sagte er leise und demütig.

Sie holte tief Atem. Die allerletzte Prüfung! Die allerletzte Kraft, sie zu bestehen! Die fühlte sie allmählich in sich erwachen. Sie preßte die Lippen zusammen. Es war mehr Grausamkeit gegen sich als gegen ihn, in ihren Gedanken.

„Gib mir Antwort!" wiederholte er.

„Nein."

Sie sprach das klar und ruhig. „Nein!" sagte sie noch einmal. „So nicht und jetzt nicht. Noch nicht!"

Er starrte zu Boden. „Und warum nicht?“

„Jetzt bist du willenlos!“ sagte sie. „Jetzt bist du beinahe wie mein Sklave! Aber morgen, wenn der Rausch verflogen, wirst du wieder mein Herr sein. Denn alles, was du mir an Freiheit und eigener Persönlichkeit versprichst, kommt aus deinem Herzen und nicht aus deinem Kopf. Es ist immer wieder Liebe, in einer andern Form und in einer vergänglichen Form, die deinem Wesen nicht zusagt und morgen an ihm zerbricht. Daß du mich liebst, weiß ich. Daß du mich verstehst, sehe ich immer noch nicht!“

„Ich kann nicht mehr thun!“ Er vermied es, sie anzusehen, und trat von ihr weg an das Fenster. „Ich weiß keinen Rat mehr!“

Erna folgte ihm mit den Augen. „Aber ich! Nun höre du mich an! Siehst du: Es ist ein alter, vielgesagter Satz, und ich selbst habe ihn eben, vor ganz kurzer Zeit, bewährt gefunden, daß jede Freundschaft zwischen Mann und Frau zur Liebe wird. Drum kann es keine Freundschaft zwischen uns geben! Wohl aber kann die Liebe zur höchsten Freundschaft werden — du sollst als mein Mann mein Freund sein, nicht mein Herr, wie gestern, nicht mein Höriger, wie eben. Erinnerst du dich des Spruches, den ich dir im Anfang meines langen Briefes schrieb: ‚Und Mann und Frau sahen einander in die Augen und fürchteten sich nicht!‘ Davon sind wir weit entfernt. Noch ist zu viel Furcht in meiner Liebe, zu viel Geringswertung in der deinen!“

„Glaub mir: Ich hab' dich lieb! Aber mich auch!“

Darum will ich nicht an dir zu Grunde gehen, sondern frei neben dir stehen, ein Mensch wie du — ganz deinesgleichen!"

„Dazu mußt du mich mit andern Augen ansehen! Ich habe dich jetzt verstanden, durch die Not des Lebens! Nun lerne du mich begreifen, auch durch die Not des Lebens. Durch meine Not! Diese Zeit der Prüfung kann ich dir und mir nicht ersparen.“

„Ich kenne das einzige, was dir auf der Welt imponiert: das ist die Kraft! Das Sichemporringen! Das: ‚Ich will!‘ Wer wollen kann und siegen kann, der ist dein Kamerad!“

„Nun siehst du: Ich will! Von ganzer Seele und von ganzem Herzen! Ich will arbeiten. Ich werde arbeiten. Arbeiten genau wie du und mich durchs Leben schlagen und durch eigene Kraft etwas werden, genau wie du!

„Arbeit hab' ich gefunden! Den Sprachkursus meiner Freundin nebenan. Der ernährt mich. Der Rest der Zeit gehört meinen Studien, bis ich in drei Jahren mein Ziel erreicht und meine Bildung abgeschlossen habe. Dann bin ich ein in sich gefestigter, gereifter Mensch, und keiner soll es wagen, mir inzwischen helfen zu wollen! Ich helf' mir selbst!

„Auch du nicht! Schreibe mir, wann du willst — besuche mich, wann du willst — sieh, wie es mir geht. Du wirst mir stets willkommen sein. Aber ein lieber Gast, nicht mehr, bis zu dem Tag, wo ich auf die drei Jahre zurückblicken und mir sagen darf:

Strag, Alt-Gettelberg, du Feine.

Das Schicksal hat mir viel genommen, ich hab' mir viel vom Schicksal zurückerobert. Ich hab' nicht gebettelt und nicht gebetet, sondern gearbeitet. In der Arbeit hab' ich mich gefunden, darum kann ich stolz sein, wenn ich dich anschau', und du kannst stolz sein auf mich!

„Und was ich aus eigener Kraft in dieser schweren Zeit geworden bin — das nimm dann hin! Das schenk' ich dir! Aus vollem Herzen! Dann will ich dir freiwillig gehorchen, weil ich es nicht mehr nötig habe und du es nicht mehr forderst — nicht aus Dankbarkeit, nicht aus Angst, nicht aus Not wie jetzt, sondern einfach aus Liebe. Denn echte Liebe heißt bei uns Gehorsam.

„Dann bist du Herr — aber anders als jetzt! Mein Herr und Kamerad, der mich mit Kopf und Herzen liebt, weil er gefunden hat, daß ich seiner wert bin!

„Und der meiner wert ist, weil er mir voll Vertrauen meine Freiheit gelassen und die lange Prüfungszeit geduldig auf mich gewartet hat. Dann sind wir beide, nach drei Jahren, noch in unsrer Vollkraft — ein langes Leben liegt noch vor uns. Das wollen wir Hand in Hand gehen bis ans Ende, und du magst mich mit all deinem Reichtum umgeben, nachdem ich es gelernt habe, arm zu sein!

„Wenn dir aber der Weg zu lang ist, wenn dir das zu gering dünkt, was ich — für dich so gut wie für mich — aus mir machen will, dann gib mir noch einmal die Hand und geh! Dann können wir eben

nicht zusammen kommen! Ich hab' dich zu lieb, um jetzt deine Frau zu werden."

Einen Augenblick war es ganz still zwischen ihnen. Dann faßte er wieder ihre Rechte. „Ich lasse dich nicht!“ sagte er ganz ruhig. „Ich weiß nicht, was du mir angethan hast. Aber ich bin sicher: Ich werde nie eine andre Frau auf der Erde heiraten als dich, sondern lieber einsam bleiben. Also werd' ich warten und thun, was du verlangst. Es mag sein, daß ich's früher nicht recht verstanden hab' — ich merke jetzt etwas an dir — das ist mir neu! Das hab' ich bisher nicht gesehen! Und vielleicht bist das gerade du selbst.“

„Das glaub' ich auch!“ sagte Erna, und es war schon wieder etwas von ihrer alten Heiterkeit in ihrer Stimme und um ihren Mund spielte ein verstecktes Lächeln, als sei sie im Besitz eines großen Geheimnisses, das dem andern erst später beschert werden sollte, wenn ihm die Augen dafür aufgingen. Der Bann war gebrochen, die Erlösung da. Sie fingen an, sich zu verstehen, als zwei tapfere Kameraden, die es im Herzen ehrlich miteinander meinen. . . .

„Aber drei Jahre, Erna?“ Er zögerte noch einmal. „Drei lange Jahre . . .“

„Die gehen auch herum!“ sagte sie. „Glaubst du, ich legte mir zum Vergnügen die Plage auf, statt mich von dir auf den Händen tragen zu lassen! Für dich thu' ich's — für dich! für dich! Sammle du inzwischen nur fleißig weiter deine Dividendenbogen und Banknoten. Je mehr, desto besser! Desto früher

kannst du dir etwas mehr Ruhe gönnen, wenn wir beide erst einmal so weit sind. Dann will ich einmal dich bei der Hand nehmen und führen und dir das Leben von einer andern Seite zeigen, und du wirst es viel schöner und reicher finden, als du armer, abgehefter Mensch bisher ahnst . . . Aber nun, John Henry — es ist schon sehr spät abends! Und ich hab' zu arbeiten."

Diesmal lächelte er nicht mehr über den Ernst, mit dem sie das sprach. Er ahnte jetzt, was sich dahinter barg. Ein tüchtiger, tief innerlicher Mensch, der sich erlösen wollte mit jenem befreienden Wahlpruch, der auch ihm unbewußt als Leitwort durch das Leben gedient: „Im Anfang war die That!"

Ein Mensch wie er. Seine Ergänzung. Das, was ihm fehlte. „In drei Jahren werde ich vollkommen sein!" ging es ihm durch den Sinn, während er die Hausthüre in das Schloß zog, und ähnlich dachte Erna, die ihm mit der Hand einen Abschiedsgruß für morgen durch das Fenster zuwinkte: „Jetzt sammle ich zum Leben! In drei Jahren werde ich zu leben beginnen! Durch ihn . . ."

Nun war sie allein. Alles totenstill um sie her. Die Nebenzimmer der beiden Freundinnen leer und dunkel, das Corpshaus der „Cheruskia" gegenüber in nächtliches Schweigen gehüllt, auf der Straße kein Mensch, im Hause kein Laut.

Auf leisen Sohlen nahten ihr, während sie sich an dem Studierlämpchen niederließ und mit dem

Ernst der neuen Pflicht die durchzusehenden Hefte ihrer Sprachschüler heranzog, die Gedanken. Vorgestern früh hatte sie sich heimlich wie ein Flüchtling aus dem verwaisten Elternhaus am Rhein und der Fabrik dahinter im Dämmergrauen hinweggestohlen, ins Leben hinaus, wie eine Lerche fröhlich ins Morgenrot fliegt. Sie hörte noch den schweren, dumpfen Klang, mit dem das alte eichengeschnitzte Hausthor hinter ihr ins Schloß fiel und sie von der verlassenenen Welt da drinnen trennte, von Kinderzeit und Mädchen träumen, von kleiner Lust und kleinem Leid, von all den Erinnerungen und Eindrücken ihrer jungen Tage.

Und seitdem sollte die Sonne erst zweimal aufgegangen sein? Es wollte ihr kaum in den Kopf. Sie hatte ja ein ganzes Dasein seitdem durchlebt, voll Stürme und Erschütterungen.

Nun würden ja wohl die stillen Stunden wieder kommen, Stunden ernstest Schaffens und eintöniger Arbeit, Stunden der Müdigkeit wohl auch zuweilen und der mutlosen Frage: „Warum hast du dir die schwere Last auf deine jungen Schultern gelegt?“

Was verschlug's? Sie wußte, die Stunden gingen wieder vorüber und in ihr war alle Spannkraft von Tapferkeit und Jugend.

Denn im Kopfe fühlte sie, während sie sich nun ernstlich, mit gefurchter Stirne, an die Arbeit setzte, das triumphierende, das adelnde und ewig-große: Ich will!

Und im Herzen fühlte sie: Ich liebe.

Wer ehrlich will und wahrhaft liebt, ist heiter wie ein Feld. Und lächelnd dachte sie: „Ich arbeite für dich und für mich!

„An meiner Arbeit sollst du mich erkennen, damit du deiner Frau wert seiest.

„ . . Und deine Frau deine Freundin werde! . . .“



Von **Rudolph Straß** erschien ferner im Verlage
der **D. G. Cotta'schen Buchhandlung** Nachfolger **G. m. b. H.**
in **Stuttgart** und **Berlin**:

Der weiße Tod

Roman aus der Gletscherwelt

Siebente Auflage. Geheftet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark

So flüssig und leichtweg das Buch sich liest, so bedeutend ist es im ganzen. Es führt in die Hochwelt der Finsteraarhorn- und Monterosafette, spielt in Grindelwald und Zermatt, hauptsächlich aber in Klubbütten und bei mehr oder minder gefährvollen Hochtouren. Und doch ist es kein Sportroman. Der Verfasser wendet seine einschlägigen Sachkenntnisse in dichterisch völlig verarbeiteter Weise und nur so weit an, als sie dazu dienen, seine mitunter großartigen Schilderungen noch anschaulicher zu gestalten.

Schwäbischer Merkur.

„Der weiße Tod“ ist, wie sein Titel sagt, „ein Roman aus der Gletscherwelt“, und daß die Schilderungen diesem Titel gerecht werden, das beweist uns der Ausspruch eines Mannes, der selbst große Hochtouren gemacht und das Buch daraufhin geprüft hat. „Es ist ganz genau so!“ sagte er, als er uns das Buch zurückbrachte, und dann fügte er noch hinzu: „Wer die Hochalpen kennt, sollte sich diesen Straß nicht entgehen lassen.“ Straßburger Post.



Buch der Liebe

Sechs Novellen =

Zweite Auflage

Geheftet 2 Mark 50 Pf. In Leinenband 3 Mark 50 Pf.

Sechs Novellen sind darin zu einem Bande vereinigt, und ihr Schöpfer sendet sie als einen neuen Beweis seiner genauen Lebenskenntnis, seiner feinen Beobachtungsgabe und vollkommenen Erzählkunst in die Welt hinaus. Hier spricht die Sinnlichkeit nicht das letzte und einzige Wort. Ein edler und vornehmer, ja sogar ein wenig kühler Zug geht hindurch. Über Land und Meer.

Uneingeschränktes Lob können wir eigentlich nur einer Novellensammlung zollen, die Rudolph Straß unter dem Titel „Buch der Liebe“ erscheinen ließ. Bei größter Knappheit und Sparsamkeit in den Darstellungsmitteln weiß dieser Verfasser uns alle die verschiedenen Situationen in seinen Geschichten lebendig vorzuführen. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München.

Der arme Konrad

Roman aus dem großen Bauernkrieg von 1525
Dritte Auflage. Gebestet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark

An Hand einer einfachen Liebesgeschichte entwickelt sich ein reiches Gemälde aus dem großen Bauernkrieg von 1525 . . . Straz' „armer Konrad“ hat in seiner ganzen Art das Zeug dazu, ein Volksbuch zu werden wie etwa Hauffs „Lichtenstein“. Auch eingedenk des Satzes, daß für die Jugend das Beste gerade gut genug ist, kann das Buch vor allem als prächtige Illustration zum Geschichtsunterricht jüngeren Leuten angelegentlich zur Lektüre empfohlen werden.

Der Bund.

So vielemal auch der Bauernkrieg zum Hintergrund historischer Erzählungen gewählt worden ist, so rückt sie Straz dennoch in völlig neue Beleuchtung und gewinnt ihnen neue Farben ab. In energischer Zusammendrängung der großen, rasch abrollenden Begebenheiten, in anschaulicher kraftvoller Belebung der Einzelheiten — die des Sturmes auf Weinsberg ist hierfür mustergiltig — sucht der Roman seinesgleichen.

Dresdner Journal.



Die letzte Wahl

Roman

Dritte Auflage. Geh. 3 M. 50 Pf. In Leinenband 4 M. 50 Pf.

Rudolph Straz bekundet in dieser Schilderung eines Wahlsfeldzuges mit einer leidenschaftlichen Liebesgeschichte als Unterströmung ein glänzendes Darstellungsvermögen. Greifbar treten die Menschen vor uns hin, wachsen und werden vor unseren Augen, auch die Nebenpersonen sind von charakteristischem Gepräge. Wir möchten in zwei- oder dreihundert Jahren einem Professor der Kulturgeschichte Bücher wie dieses in die Hand geben können und zweifeln nicht, daß er es als ein wertvolles Dokument für Leben, Denken und Thun fin de siècle 1900 ansehen würde.

Hamburg. Correspondent.

Die Charakteristik der Figuren, das lebensvolle Bild ländlicher Wahlagitation in Thüringen, der fein abgewogene Aufbau in psychologischer Entwicklung machen das Buch zu einem der besten Werke, das wir seit langem gelesen haben. Der Reiz modernster Aktualität fördert die Wirkung wesentlich, ist aber so vornehm gehalten, daß der künstlerische Ton nicht darunter leidet.

Böhmische Zeitung.

Montblanc

Roman

Fünfte Auflage. Geheftet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark

Trotz des großen Interesses, das wir dem Schaffen des eben genannten Schriftstellers stets entgegen gebracht haben, hat uns dieser Roman doch eine Überraschung bereitet. Als einen so groß und kühn gestaltenden Künstler haben wir Straß noch nicht kennen gelernt, und vor allem ist ihm wohl die Schilderung landschaftlicher Scenerien noch nie so meisterhaft gelungen wie in diesem Werke. Die Handlung spielt von Afrika nach der Umgebung des Montblanc hinüber und endet auf letzterem selbst. Für diese landschaftliche Mannigfaltigkeit hat der Verfasser überall die rechten Farben auf der Palette, und wie die Physiognomie der einzelnen Orte vorzüglich wiedergegeben ist, so treten auch die scharf untereinander kontrastierenden Bewohner der letzteren so lebensvoll wie nur denkbar vor den Leser hin.

Leipziger Tageblatt.

Der Wert des Buches beruht vor allem auf der lebendigen Schilderung des internationalen Reiselebens und der südlichen Natur.

Litterarisches Centralblatt.



Die ewige Burg

Roman aus dem Odenwald

Vierte Auflage

Geheftet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark

Rudolph Straß erweist in jedem neuen Roman sich nicht nur als vortrefflicher Erzähler, sondern fast immer auch als Poet von starker Eigenart. Der vorliegende, gegen die ewige Burg gewisser Vorurteile gerichtete Roman ist spannend aufgebaut, fesselnd in seinen Einzelheiten, besonders wertvoll aber in der Charakteristik der Nebenfiguren, die aber schließlich doch von großem Einfluß sind für die Geschichte und die Entwicklung der Hauptgestalten.

Der Bazar.

Der Roman enthält eine äußerst bewegte Handlung, eine Fülle von anziehenden Charakteren, die plastisch herausgearbeitet sind; er ist außerdem durchaus kunstgerecht gebaut, indem die Teilnahme des Lesers unvermerkt immer auf die Hauptfiguren, die Vertreter des einheitlichen Grundgedankens, gerichtet bleibt. Geradezu glänzend ist die Schilderung des „Milieu“, und wir scheuen uns nicht, es offen auszusprechen, daß wir diesen Roman für eine der besten Leistungen des Verfassers halten.

Börsliche Zeitung.

Jörg Trugenhoffen

Ein deutsches Schauspiel in fünf Aufzügen

Gebestet 2 Mark. In Leinenband 3 Mark

Aus seinem Roman „Der arme Konrad“ hat Rudolph Straß ein Schauspiel „Jörg Trugenhoffen“ gemacht, das eine frei erfundene romantische Liebesgeschichte auf dem düsteren Hintergrunde des blutigen Bauernkriegs behandelt. Das Stück ist mit vielem Geschick gestaltet und enthält Szenen von hochdramatischem Gepräge. „Jörg Trugenhoffen“ ist bereits mit Erfolg am Kgl. Schauspielhause in Berlin gegeben worden. *Breslauer Morgenzeitung.*

Wir haben es mit einer Bereicherung unserer Bühnenlitteratur zu thun, die der Beachtung wohl empfohlen werden kann. Der düstere Hintergrund der sozial gärenden Zeit ist markig und wahr geschildert. Die Sprache trifft meisterhaft das kernig-mannhafte, oft ungestüme Kolorit der Zeit . . . *Düna-Zeitung.*

—*—

Die thörichte Jungfrau

Roman

Fünfte Auflage

Gebestet 3 Mark 50 Pf. In Leinenband 4 Mark 50 Pf.

Die Naturschilderungen des Hochgebirges, die einen breiten Raum des Romans füllen, sind glänzend. Das Leben und Treiben der modernen Menschen der großen Welt, in der die Handlung spielt, ist fein beobachtet. Auch den ernstesten Leser dürfte der Roman, der bedeutenden Gedanken wegen, denen er Ausdruck zu geben bestimmt ist, anregen. *Deutsche Zeitschrift.*

Straß ist ein trefflicher Charakter- und Milieuschilderer. Dazu verfolgt er in der Litteratur seine eigene Bahn, die abseits von der großen breiten Heerstraße der gefälligen Unterhaltungsschriftsteller liegt. Jedes neue Buch bekundet ein Wachstum an Kraft und philosophischer Einsicht. Ein Hochtourist im Lande des Romans ist Rudolph Straß. *Neue badische Landes-Zeitung.*



Princeton University Library



32101 068171907

